

JOSEPH SCHUMACHER

TROST IN DER BEDRÄNGNIS

GLAUBENSVERKÜNDIGUNG IM LESEJAHR B



## VORWORT

Die Menschen unserer Tage sind vielfach ohne Trost. Vielen bleibt der Trost des Glaubens versagt, weil sie sich allzu sehr an die Welt verloren haben, aber auch deswegen, weil die Glaubensverkündigung in der Predigt und im Religionsunterricht im Allgemeinen sehr zu wünschen übrig lässt, weil sie den Glauben heute durchweg horizontalistisch verkürzen und das Mysterium ausklammern. Die vorliegenden Predigten wollen diesem Übel abhelfen. Sie wollen den Glauben der Kirche im Anschluss an die Lesetexte der Sonn- und Feiertage des Lesejahres B so darstellen, dass er in allen seinen Dimensionen zum Leuchten kommt. Der Band ist Teil einer Trilogie, welche die drei Lesejahre abdeckt. Er ist zusammen zu lesen mit dem Bänden „Wider die falsche Gnosis“ (Lesejahr A) und „Wachet und betet“ (Lesejahr C). Die hier dokumentierten Predigten wurden in den Jahren 2011 / 2012 in der Martinskirche in Freiburg im Breisgau gehalten.

Freiburg i. Br., am Christkönigsfest des Jahres 2015

Joseph Schumacher



## INHALTSVERZEICHNIS

1. Adventssonntag	9
2. Adventssonntag	13
Hochfest der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter Maria	17
3. Adventssonntag	22
4. Adventssonntag	26
Hochfest der Geburt des Herrn	31
Fest des heiligen Erzmärtyrers Stephanus	35
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag)	39
Hochfest der Erscheinung des Herrn	43
Fest der Taufe des Herrn	48
2. Sonntag im Jahreskreis	52
3. Sonntag im Jahreskreis	57
4. Sonntag im Jahreskreis	62
5. Sonntag im Jahreskreis	67
6. Sonntag im Jahreskreis	72
7. Sonntag im Jahreskreis	77
1. Fastensonntag	80
2. Fastensonntag	86
3. Fastensonntag	90
4. Fastensonntag	96
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	101
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	105
Gründonnerstag	109
Hochfest der Auferstehung des Herrn	112
Ostermontag	116
2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag)	120
3. Sonntag der Osterzeit	125
4. Sonntag der Osterzeit	129

5. Sonntag der Osterzeit	134
6. Sonntag der Osterzeit	138
Christi Himmelfahrt	142
7. Sonntag der Osterzeit	146
Hochheiliges Pfingstfest	150
Pfingstmontag	156
Dreifaltigkeitssonntag	159
Fronleichnam	163
10. Sonntag im Jahreskreis	168
11. Sonntag im Jahreskreis	173
Hochfest der Geburt des heiligen Johannes des Täufer	
(12. Sonntag im Jahreskreis)	177
Hochfest der Apostelfürsten Petrus und Paulus	
13. Sonntag im Jahreskreis	181
14. Sonntag im Jahreskreis	186
15. Sonntag im Jahreskreis	191
16. Sonntag im Jahreskreis	195
17. Sonntag im Jahreskreis	200
18. Sonntag im Jahreskreis	204
19. Sonntag im Jahreskreis	209
Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel	213
20. Sonntag im Jahreskreis	216
21. Sonntag im Jahreskreis	221
22. Sonntag im Jahreskreis	226
23. Sonntag im Jahreskreis	231
24. Sonntag im Jahreskreis	235
25. Sonntag im Jahreskreis	240
26. Sonntag im Jahreskreis	245
27. Sonntag im Jahreskreis	249
28. Sonntag im Jahreskreis	254

29. Sonntag im Jahreskreis	258
30. Sonntag im Jahreskreis	263
Allerheiligen	268
Allerseelen	274
31. Sonntag im Jahreskreis	279
32. Sonntag im Jahreskreis	283
33. Sonntag im Jahreskreis	287
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest)	292
Dokumentation der Predigten des Lesejahres B 2011/2012	297



## 1. ADVENTSSONNTAG

„WACHET, DENN IHR WISST NICHT, WANN DER HAUSHERR  
KOMMT“

Die Adventszeit, die mit dem heutigen Sonntag beginnt, ist ein Gleichnis für unser Leben, wie die Feier der Geburt des Erlösers ein Gleichnis ist für seine Wiederkunft. Der entscheidende Imperativ dieses unseres Lebens lautet von daher „Wachet, denn ihr wisst nicht, wann der Hausherr kommt“ (Mk 13, 35). Das ist auch der entscheidende Satz des Evangeliums des heutigen Sonntags. Ein wenig abgewandelt lautet diese Mahnung: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet“ (Mk 14, 38).

Unser Leben ist stets von der Versuchung geprägt. Mit anderen Worten: Das neue Leben in uns ist immerfort gefährdet. Das ist ein Grundgedanke in den heiligen Schriften. Daran erinnert uns der heilige Augustinus († 430) mit Nachdruck (Sermo 256). In diesem Zusammenhang lesen wir im Markus-Evangelium: „Ihr werdet alle Ärgernis nehmen an mir ..., denn es steht geschrieben: ‚Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen‘“ (Mk 14, 27). Man könnte meinen, dass da geradezu unsere gegenwärtige Situation beschrieben wird.

Also: Unser menschliches Leben ist von der Versuchung geprägt. Diesen Gedanken hebt auch der 1. Petrusbrief hervor, wenn er uns ermahnt: „Seid nüchtern und wachsam! Euer Widersacher, der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann“ (1 Petr 5, 8).

Das ist die Wirklichkeit. Daher müssen wir wachsam sein, zumal die Wiederkunft Christi ebenso sicher ist wie der Zeitpunkt dieses Ereignisses unsicher ist und unsere ganze Ewigkeit davon abhängt, wie wir dann beschaf-

fen sein werden. „Seht euch also vor ... Er soll euch, wenn er plötzlich kommt, nicht schlafend antreffen“, heißt es im Markus-Evangelium (Mk 13, 33 - 36).

Die Wiederkunft Christi ist für die Kirche ein ganz wesentlicher Bestandteil ihrer Verkündigung und ihres Betens, von ihrem Ursprung und von ihrer Sendung her. Dazu bekennen wir uns in jeder Feier der Eucharistie: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit“. Leider sprechen wir diese Worte allzu oft gedankenlos aus.

„In jenen Tagen, nach der großen Not“, so lesen wir im Markus-Evangelium in dem, was unserem Sonntags-Evangelium vorausgeht, „wird sich die Sonne verfinstern, und der Mond wird nicht mehr scheinen; die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird man den Menschensohn mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken kommen sehen. Und er wird die Engel aussenden und die von ihm Auserwählten aus allen vier Windrichtungen zusammenführen, vom Ende der Erde bis zum Ende des Himmels“ (Mk 13, 24 - 27).

Die Kriege, die Erdbeben in der jüngsten Zeit und die zahllosen Katastrophen, die heute einander ablösen, und der geistige Wirrwarr, der unsere Zeit prägt, sie können im Licht solcher Aussagen gedeutet werden. In jedem Fall rufen sie uns auf zur Wachsamkeit, weil doch niemand den Tag und die Stunde kennt (Mt 24, 36).

Was aber ist gemeint mit der Wachsamkeit, die bestimmend ist für unser Evangelium? Worin besteht sie? Wie ist sie zu verstehen? Oder wann sind wir wachsam im Sinne des Evangeliums?

Eines ist sicher: Unsere Wachsamkeit ist die Bedingung für die Vollendung unserer Erlösung. Ohne sie wird sich einmal der Anfang unserer Erlösung - in der heiligen Taufe hat sie begonnen - als vergeblich erweisen.

Wachsam sein, das heißt: sich läutern und Werke der Buße tun. Werke der Buße sind Werke der Entsagung.

Im Römerbrief wird unsere Wachsamkeit so beschrieben: „Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichtes. Wie am Tage lasst uns ehrbar wandeln, nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen, nicht in Wollust und Ausschweifung, nicht in Zank und Eifersucht, vielmehr zieht an den Herrn Christus“ (Rö 13, 12 - 14).

Vor einigen Tagen beschreibt der Heilige Vater diese Wachsamkeit in einer Ansprache mit den Worten: „Die Antwort auf die große Herausforderung unserer Zeit besteht in der tiefen Umkehr der Herzen, damit uns die Taufe, die uns zum Licht der Welt und zum Salz der Erde gemacht hat, wirklich verwandeln kann“ (vgl. kath.net vom 25. November 2011). Diese Verwandlung ist gemeint mit der Vollendung der Erlösung.

Es geht bei der Wachsamkeit um die Überwindung der Müdigkeit in der Ausrichtung auf das Wahre und das Gute, die uns allzu leicht überkommt angesichts der Gleichgültigkeit allzu vieler. Es geht hier aber auch um unsere Absage an die Selbstzufriedenheit, der sich allzu viele hingeben, und vor allem um unsere Absage an die billige Anpassung an die Welt, wie sie heute dominiert in der Kirche. Die Wachsamkeit meint - mit anderen Worten - den geistigen Kampf gegen die Mächte der Finsternis, der gerade heu-

te eskaliert, und zwar in mannigfacher Gestalt, da nicht wenige Wölfe im Schafspelz „die Herde Christi“ durcheinander bringen.

Wachen und beten, das können wir nicht aus eigener Kraft, dazu bedürfen wir der Gnade Gottes, die uns allerdings in reichem Maße zuteil wird, wenn wir uns bemühen, in demütigem Glauben zu leben.

Der Stolz oder die Überheblichkeit ist gerade in unseren Tagen die Versuchung der Menschen. An der Spitze der Laster stehen heute unverkennbar der Stolz und die Lüge. Sie bringen eine Fülle von immer neuen Bosheiten hervor, um uns, aber zuweilen auch in uns, mehr oder weniger. Der Stolz entlässt zuerst die Lüge aus sich. Eigentlich ist er eine spezifische Gestalt der Lüge, denn im Stolz betrügen wir uns selbst. Aus ihm, dem Stolz, gehen dann immer neue Bosheiten hervor, die sich in allen Fällen mit der Lüge verbinden.

Der Teufel wurde einst zum Vater der Lüge - im Sündenfall der Engel -, weil er sich gegen Gott erhob, weil er nicht dienen wollte, weil er mehr sein wollte als er war, weil er nicht mit dem zufrieden sein wollte, was Gott ihm gegeben hatte, weil er, heute würden wir sagen, autonom sein wollte.

In der Gegenwart werden immer wieder Wahrheiten des Evangeliums den Gläubigen von den bestellten Verkündern in der Kirche Gottes vorenthalten oder umgedeutet. Das gilt zuweilen auch für die Mahnung „wachtet und betet“. Kürzlich las ich von einem Pfarrer, der gepredigt hatte, auch die törichten Jungfrauen seien schließlich noch eingelassen worden in den Hochzeitssaal, weil Gott niemanden draußen stehen lasse, das Evangelium von den klugen und törichten Jungfrauen müsse heute neu geschrieben werden. Solche Verkünder wissen es nicht nur besser als der Papst, was die Wahr-

heit ist, sie wissen es gar auch besser als Gott selber. Das ist der Gipfel der Verwirrung.

Wir müssen bereit sein, wenn Christus wiederkommt. Die sind es nicht, die ein neues Evangelium schreiben und nur das glauben oder verkünden, was ihnen plausibel erscheint. Nur die werden eingelassen in den Hochzeitssaal der Ewigkeit, die bereit sind. Bereit aber sind wir, wenn wir Gott die Ehre geben, wenn wir den ganzen Glauben leben und ihn gewissenhaft zur Grundlage unseres Lebens machen. Bedeutsam ist hier das Jesus-Wort: „Wirket, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

Wir wissen nicht, wann Christus wiederkommt. Vielleicht dauert es noch lange. Wenn das der Fall ist, dann beginnt „die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“, für uns mit unserem persönlichen Tod. Der aber kommt zuweilen „wie ein Dieb in der Nacht“ (Mt 24, 43; Lk 12, 39). Sind wir nicht wachsam und beten wir nicht, dann werden wir unvorbereitet sein bei der Parusie Christi. Das aber wäre eine Katastrophe. Wir bereiten uns für das Kommen Christi, wenn wir uns bemühen, den ganzen Glauben zu leben und ihn gewissenhaft zur Grundlage unseres Lebens zu machen, und wenn wir uns klar machen, dass das Gebet das Atmen der gläubigen Seele ist. Amen.

## 2. ADVENTSSONNTAG

### „BEREITET DEM HERRN EINEN WEG“

Der entscheidende Satz des heutigen Evangeliums lautet „bereitet dem Herrn einen Weg“. Das ist eine Aufforderung für die Adventszeit, die

soeben begonnen hat und unseren Blick auf das Fest der Geburt Christi richten will, zunächst. Gemeint ist mit dieser Aufforderung die innere Vorbereitung, die Bereitung der Seele für das tiefe Glaubensgeheimnis, gemäß dem Gott ein Mensch geworden ist in der Fülle der Zeit, wie wir sagen. In ihr dürfen, ja, müssen wir aber auch so etwas sehen wie ein Lebensprogramm für uns alle, für einen jeden von uns. Wenn wir das Geheimnis der Menschwerdung Gottes feiern, weitet sich nämlich unser Blick auf die Wiederkunft des menschengewordenen Gottes in Herrlichkeit am Ende aller Tage, muss sich unser Blick weiten.

Exemplarisch begegnet uns diese Wegbereitung in drei großen Gestalten, die uns nicht nur in der Adventszeit begleiten sollten, in dem alttestamentlichen Propheten Jesaja, in Johannes, dem Täufer, und in Maria, der Mutter Jesu.

Wenn in alten Zeiten ein König durch sein Land zog, so lief ihm ein Herold voraus. Er kündete die kommenden Ereignisse an und mahnte zur Vorbereitung darauf. In unwegsamem Gebiet musste eine Straße gebaut werden, und diese musste festlich geschmückt werden. Hier, bei unserer Bereitung des Weges, geht es nicht um eine äußere, sondern um eine innere Vorbereitung. Unter diesem Aspekt sollten wir uns in diesen Wochen darum bemühen, dass wir das einüben, was unser Leben allgemein bestimmen muss. Was das bedeutet, veranschaulichen uns die genannten drei adventlichen Gestalten, der Prophet Jesaja, die Mutter des Erlösers und Johannes, der Täufer. Besonders eindrucksvoll geschieht das durch den Letzteren. Er, der Täufer, führt ein einfaches Leben. Er liebt die Stille und die Einsamkeit. Er erfüllt sich nicht alle Wünsche, im Gegenteil, er führt ein strenges Leben. Er weiß, dass man nur dann ein inneres Leben führen kann, wenn man eine gewisse Härte gegen sich selber hat, dass der Mensch nur dann zur Persön-

lichkeit, erst recht zur christlichen Persönlichkeit, heranreifen kann, wenn er darin geübt ist, sich selbst zu überwinden und sich selbst zu bezwingen.

Damit sprechen wir einen wunden Punkt an, denn viele sind heute zum Spielball ihrer wechselnden Wünsche geworden. Selbstbeherrschung ist für Kinder und Erwachsene vielfach zu einem Fremdwort geworden. Allzu oft ist der höhere Mensch zu einem Sklaven des niederen Menschen geworden. Allzu viele haben die innere Freiheit dem äußeren Genuss geopfert und bezeichnen das vielleicht noch gar mit dem harmlosen Begriff der „Selbstverwirklichung“. Das beginnt damit, dass wir uns jeden Wunsch erfüllen, das setzt sich fort in der Abhängigkeit von Nikotin und Alkohol und endet nicht selten im Drogenkonsum und zuweilen gar noch in der Kriminalität - immerhin weitet sich diese heute spürbar aus.

Nein-sagen-können, das fällt uns schwer: Nein-sagen gegenüber unseren Wünschen und Launen. Das ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung für die innere Reifung, eine wesentliche Voraussetzung für ein Leben in der Gemeinschaft mit Gott. Das mystische Leben beginnt mit der Reinigung des Herzens in der Übung des Verzichtes. Das Nein-sagen ist die erste Verwirklichung der Bereitung eines Weges für Christus, den Herrn, dass er zu uns kommen kann und dass wir zu ihm kommen können.

Johannes bezwingt sich selbst in beispielhafter Weise, er führt ein einfaches Leben in der Stille und in der Einsamkeit, im Einklang mit Gott und mit der Natur, die Gott geschaffen hat.

Das Leben in der Einfachheit und in der Stille, das ist eine wichtige und schwierige Aufforderung in einer Zeit der Unbeherrschtheit und des Anspruchsdenkens sowie des unerträglichen Lärms, wodurch man zuweilen gar in die Verzweiflung getrieben werden kann.

Johannes, der Täufer, begegnet uns aber auch, wenn ich es einmal so ausdrücken darf, als Fanatiker der Wahrheit. Er weiß, was gespielt wird, er nennt die Missstände beim Namen, er beschönigt nicht die Situation, er schmeichelt nicht dem Volk, er durchschaut die Menschen und sagt die Wahrheit ungeniert. Vor allem verschweigt er nicht das Zorngericht Gottes. Eine moderne Gestalt dieser falschen Haltung ist die Medienkonformität. Johannes lehrt uns, dass wir damit Gott nicht einen Weg bahnen in unsere Welt.

Er verkündigt nicht nur die Wahrheit, dieser Johannes, er lebt sie auch: Jede Halbheit ist ihm zuwider, jedes Buhlen um die Gunst der Menschen. Dabei spricht er so, dass ihn niemand missverstehen kann.

Auch in diesem Punkt wird Johannes zum Ankläger unserer Zeit und unserer falschen Ideale, in seiner konsequenten Liebe zur Wahrheit.

Opportunismus und Heuchelei, Lüge und Verschleierung der Wahrheit sind die Grundübel unserer Gegenwart. Dem Herrn einen Weg bereiten, das bedeutet unter diesem Aspekt die konsequente kompromisslose Absage an die Lüge in ihrer vielfältigen Verkleidung und an ihren Vater, den Teufel, der nicht weniger ein Meister der Maske ist.

Endlich begegnet uns Johannes als ein demütiger Gottesknecht. Er vergisst sich selber völlig, er verzehrt sich gleichsam an seiner Aufgabe, an seiner Sendung. Ganz und gar weist er dabei über sich selbst hinaus. Er erklärt: „Jener muss wachsen, ich aber muss abnehmen“.

Wo finden wir noch Menschen, die sich selbstlos hingeben: an ihre Familie, an ihr Volk, an die Kirche, an ihre Aufgabe? Man hat den Eindruck,

dass das Dienen immer seltener wird, dass selbst der Einsatz für die gute Sache oft nichts anderes ist als ein Mittel der Selbstdarstellung, als verkappter Egoismus.

Viele von uns empfinden es als die größte Katastrophe, im Schatten zu stehen, allzu viele setzen alles daran, im Vordergrund zu stehen. Demgegenüber ist das Leben des Johannes eine einzige Gebärde des Hinweisens, wie das in ergreifender Weise auf dem Isenheimer Altar im nahen Colmar Gestalt angenommen hat. Seine Bereitschaft, in der Erfüllung seiner Aufgabe gar zu sterben, wenn es Gott so will, ist eine dritte Form der Verwirklichung der adventlichen Aufforderung, dem Herrn einen Weg zu bereiten.

Christus einen Weg zu bereiten, dazu fordert uns der Täufer nicht nur auf, das hat er uns auch beispielhaft in seinem Leben vorgemacht. Er lebt, was er sagt, die Einheit von Wort und Tat ist das Geheimnis dieser ergreifenden adventlichen und damit genuin christlichen Gestalt vor Christus. Er bezwingt sich selbst und pflegt das innere Leben in der Liebe zur Stille und in der Übung des Verzichtes. Er tritt ein für die Wahrheit, ob es gelegen ist oder nicht. Er tritt ganz zurück hinter seine Botschaft, und er erträgt es, gänzlich im Schatten zu stehen, im Schatten dessen, der ihn berufen hat, sein Bote zu sein. Amen.

## HOCHFEST DER UNBEFLECKTEN EMPFÄNGNIS DER GOTTESMUTTER

„GEBOREN AUS MARIA, DER JUNGFRAU“

Dies ist der dritte Abend unserer Novene, in der wir das Hochfest der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter Maria vorbereiten. Heute ist unser Thema Maria, die Jungfrau. Wir nennen Maria die „allerseligste“ Jungfrau. Von Anfang an wurde sie in der Kirche als die Jungfrau aller Jungfrauen verehrt. Dabei darf es uns nicht entgehen: Wie die Jungfrauschaft Mariens in ihrer Bewahrung vor der Urschuld verankert ist, so ist ihre Bewahrung vor der Urschuld in der Glaubenswahrheit von ihrer Gottesmutterschaft verankert.

Geschichtlich betrachtet wurde Maria zuerst als die Jungfrau verkündet, dann als die Mutter Gottes, dann als die in den Himmel Aufgenommene und endlich als die unbefleckt Empfangene. „Das Erste in Mariens eigener Geschichte ist das Letzte in der Erkenntnis der Kirche von Maria“ erklärt der selige John Henry Newman († 1890) (Betrachtungen und Gebete, München<sup>3</sup> 1952, 250).

Mit der Jungfrauschaft Mariens ist in erster Linie die vaterlose Geburt Jesu gemeint, in zweiter Linie die Hingabe der Mutter Jesu an den himmlischen Vater.

Die vaterlose Geburt des Erlösers ist ein außergewöhnliches Zeichen Gottes für die Menschheit. Sie besagt, dass der Erlöser einzig und allein durch die Kraft des Heiligen Geistes im Schoß der Jungfrau Maria empfangen wurde (Weltkatechismus, Nr. 496). „Geboren aus Maria, der Jungfrau“, so bekennen wir seit den Tagen der Urkirche im Apostolischen Glaubensbekenntnis, „empfangen durch den Heiligen Geist“. Die Geburt des Erlösers war ein Werk Gottes, das über jedes menschliche Verständnis und Vermögen hinausgeht (Weltkatechismus, Nr. 497). Wir erkennen in ihm die Erfüllung der Verheißung des Propheten Jesaja: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Emmanuel“ (Jes

7,14). Zum einen hat Gott dieses Wunder gewirkt um der Ehre seines Sohnes willen, zum anderen um der Ehre seiner Mutter willen.

Die vaterlose Geburt Jesu war nicht etwas Irdisches, sondern etwas Himmlisches, nicht anders als die Menschwerdung der zweiten Person der göttlichen Dreieinigkeit. Sie ist nicht eine Wahrheit der Vernunft, sondern eine Wahrheit des Glaubens. Dabei ist sie über die Vernunft hinaus, nicht gegen die Vernunft. Was nicht denkbar ist, kann auch extramental nicht wirklich sein. Was gegen die Vernunft ist, das kann es nicht geben.

Jesus ist der einzige Sohn Mariens, deshalb ist in der heiligen Liturgie oft die Rede von der immerwährenden Jungfräulichkeit Mariens. Eindeutig ist die lebenslange Jungfräulichkeit der Mutter Jesu in den Evangelien bezeugt, und das Christentum und die Kirche haben von altersher immerfort daran festgehalten. Dabei dürfen wir nicht übersehen, dass sie, die immerwährende Jungfräulichkeit der Mutter Jesu, im Grunde nicht der inneren Konsequenz entbehrt.

In der zweitausendjährigen Glaubensgeschichte des Christentums hat man die vaterlose Geburt des Erlösers und die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens mit größter Selbstverständlichkeit geglaubt, auch die Reformatoren haben nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Erst in unseren Tagen hat die Christenheit diese Glaubenswahrheit in weiten Teilen verloren, erst in der Gegenwart wird sie in mannigfacher Weise in der Christenheit geleugnet. Aber sie ist nicht die einzige Glaubenswahrheit, die heute geleugnet wird. Nicht nur außerhalb der Kirche leugnet man sie, auch innerhalb der Kirche geschieht das in der Gegenwart nicht gerade selten. Oft sind unter ihnen, den Leugnern der Glaubenswahrheiten, solche,

die sich als engagierte Christen verstehen. De facto ist ihnen indessen die Modernität wichtiger als die Wahrheit.

Nicht *wenige* Glaubenswahrheiten werden heute deshalb geleugnet, weil man nicht in rechter Weise aufgeklärt wurde durch die Verantwortlichen in der Kirche oder weil man geradezu desorientiert wurde durch sie. Zudem sind für viele Verantwortliche in der Kirche, aber auch für viele Gläubige, die Erwartungen des Zeitgeistes wichtiger geworden als die Aussagen der Heiligen Schrift und als die Wahrheit als solche. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass in unserer modernen, aufgeklärt sein wollenden Welt weithin das Verständnis für das Übernatürliche verloren gegangen ist.

Nicht nur die vaterlose Geburt des Erlösers ist mit der Glaubenswahrheit von der Jungfrauschaft Mariens gemeint, in ihr geht es auch um die Hingabe der Mutter Jesu an den himmlischen Vater. Die Jungfrauschaft Mariens meint auch die vollendete Jüngerschaft der Mutter Jesu, ihre völlige Ausrichtung auf Gott, ihre Totalhingabe an den ewigen Gott, in der wir das Wesen ihrer außerordentlichen Heiligkeit erkennen. Gott allein genügte ihr. Was das bedeutet, das können wir uns nur schwerlich vorstellen, Maria aber lehrt es uns durch ihr Leben. Und eine große Zahl von Heiligen bezeugt es uns, sofern sie durch die „*imitatio Mariae*“ zur Heiligkeit gelangt sind.

Als Geschenk war die Jungfräulichkeit für Maria die angemessene Vorbereitung darauf, dass sie die Mutter des Erlösers werden sollte. Als Tugend war sie ihre Antwort auf die Fülle der Gnade, die Gott ihr geschenkt hatte. Denn als einziger Mensch, der diese unsere Erde betreten hat, hat sie nie auch nur eine einzige Sünde begangen.

Stets war sie wachsam im Gebet. Wachsam empfing sie die Botschaft, die die Geschichte der Menschheit von Grund auf verändert hat. Wachsam behütete und betrachtete sie mehr und vor allen anderen den Allerhöchsten, der sich zu ihrem Sohn gemacht hat. Allein, sie wacht auch über uns. Darum ist sie eine adventliche Gestalt im eigentlichen Sinn des Wortes.

Maria hat die Tugend der Jungfräulichkeit in der besonderen Nachfolge Christi geadelt, weshalb all jene auf sie schauen, die sich durch sie und durch ihren göttlichen Sohn in der Wahl ihres Lebensstandes haben inspirieren lassen und den Weg der Vollkommenheit in den evangelischen Räten als Lebensform gewählt haben. Gleichzeitig aber erschließt sie in ihrer Jungfräulichkeit uns allen immer neu die Gottessohnschaft Christi, schärft sie in uns den Blick für das gottmenschliche Geheimnis des Erlösers.

Im Grunde ist es so, dass mit Maria und mit der Marienwahrheit der Christusglaube steht und fällt. Wo Maria verachtet wird, da gerät der Glaube an die Gottessohnschaft Jesu über kurz oder lang unter die Räder. Das gilt für die Gemeinschaft der Gläubigen in ihrer Gesamtheit, das gilt aber auch für die Glaubensgeschichte des je Einzelnen. Davon können wir als Katholiken gerade heute ein Lied singen. Die Gemeinschaften der Reformation haben das schon früher erfahren, eigentlich schon seit Jahrhunderten.

Der Weg zu Christus, dem Sohn Gottes, führt über Maria. Zumindest ist das der sicherste Weg. In diesem Sinne betet die Liturgie der Kirche: „Iter para tutum“, „bereite du den sicheren Weg (zu Christus)“. Die Verehrung der Mutter Jesu bedeutet nicht die Zurücksetzung der Verehrung ihres Sohnes. Maria tritt nicht in Konkurrenz zu ihrem göttlichen Sohn. Ihre treuen Diener sind ihrem Sohn nur umso treuer ergeben.

Geistigerweise ist Maria die Mutter aller Erlösten (Weltkatechismus, Nr. 501). Es entbehrt nicht der Konsequenz, wenn wir bekennen, dass die Mutter des Erlösers die Mutter auch der Erlösten ist. Bereits der heilige Paulus nennt Christus in seinem Brief an die Römer den „Erstgeborenen unter vielen Brüdern“ (Röm 8, 29).

Wir verehren die Mutter des Erlösers als die mächtige Jungfrau. Ihre Macht beruht darauf, dass der Sohn ihr keine Bitte abschlagen wird. Reichlich belohnt die heilige Jungfrau ihre Verehrer. „Wenn sie (Maria) für die Kirche eintritt, kann weder Höhe noch Tiefe, weder ein Mensch noch ein böser Geist, weder der mächtigste Herrscher noch Menschenlist oder Pöbelgewalt uns schaden“, schreibt der selige John Henry Newman († 1890), „denn das Menschenleben ist kurz; Maria aber herrscht als Königin im Himmel immer und ewig“ (Betrachtungen und Gebete, München<sup>3</sup> 1952, 300. 303).

Ihre Bedeutung für die Kirche und für die gesamte Menschheit können wir nicht besser zum Ausdruck bringen als durch das prophetische Wort des Alten Testaments, das uns an den Marienfesten immer wieder in der heiligen Liturgie der Kirche begegnet: „... Du bist der Ruhm Jerusalems und die Freude Israels, Du bist die Ehre unseres Volkes, denn die Hand des Herrn hat Dich gestärkt, und Du bist gesegnet auf ewig“ (Judith 15, 9 f).

### 3. ADVENTSSONNTAG

„ ER WAR NICHT DAS LICHT, ABER ZEUGNIS SOLLTE ER  
ABLEGEN VON DEM LICHT“

Wie am vergangenen Sonntag treten auch heute Johannes, der Täufer, und sein Wirken in unseren Blick. Greifbar nahe tritt es vor uns, was da in je-

nen Tagen am Jordan geschah. Der Evangelist schildert uns eine enthüllende Szene. Der Täufer legt Zeugnis ab von Christus, dem Licht der Welt. So beeindruckend die Gestalt des Täufers ist, er war nicht das Licht. Das sagt er in klaren Worten, unmissverständlich. Er verkündet nicht sich selbst, sondern einen anderen. In der Anerkennung, die er findet, vergisst er nicht, unter wessen Fahne er angetreten ist und wer ihn gesandt hat, vergisst er nicht, dass er ein Gesendeter ist. Beispielhaft tritt er ganz hinter seine Botschaft zurück. Er will nur Wegweiser sein, Führer zu Christus, dem Messias. Ganz und gar macht er sich als Zeuge Christi das alte Prophetenwort zu Eigen, das Wort von der „Stimme des Rufenden in der Wüste“ (Jes 40, 3).

Das ist keineswegs selbstverständlich. Der Zeuge Christi ist immer in der Versuchung, nicht Christus zu verkündigen, sondern sich selber, nicht Gottes Gedanken zu vertreten, sondern seine eigenen, nicht der Botschaft der Kirche seine Stimme zu leihen, sondern sie mit seinen eigenen Erwartungen und Wünschen zu vermengen, um nicht zu sagen zu kontaminieren, das heißt: zu verderben, zu verunreinigen. Diese Versuchung ist deshalb so groß, weil man mit der Botschaft Gottes so leicht aneckt, den Menschen zum Anstoß wird und Schwierigkeiten bekommt, wenn man die Botschaft authentisch verkündet. Andererseits aber ist die Eitelkeit, in der wir uns selber in den Vordergrund stellen, ein bedeutsames Erbe unserer ursündlichen Verfasstheit, das uns stets verfolgt.

Die Bescheidenheit des Täufers und seine unbestechliche Objektivität sind nicht nur eine Mahnung für die offiziellen Verkündiger und Prediger, sondern für uns alle, für einen jeden von uns. Allzu gern vermischen wir den Wein der Wahrheit Gottes mit dem Wasser unserer eigenen Überlegungen, die vielleicht plausibler sind, aber damit nehmen wir der Wahrheit ihre Kraft und widerstehen wir der Gnade Gottes. In einer Zeit der allgemeinen

Unsicherheit in Kirche und Welt geschieht das nicht selten, ist das gewissermaßen an der Tagesordnung. Heute feiert der Subjektivismus auch bei den „Offiziellen“ große Triumphe.

Der Advent will uns daran erinnern, dass Gott von uns erwartet, dass wir mit allen Fasern des Herzens an ihm hängen, seinen Auftrag an uns erfüllen und seine Wahrheit vertreten, in unbeirrter Treue, unbeirrt durch den Beifall derer, die uns loben, oder durch die Zurückweisung derer, die uns tadeln.

In der Liturgie der Bischofsweihe heißt es, dass der Bischof sich „nec laudibus nec timore“, weder durch Lob noch durch Furcht betören und von der Wahrheit abbringen lassen darf, die er zu bezeugen hat. Das gilt in erster Linie für die Hirten, für die Bischöfe und die Priester, aber letzten Endes gilt das für jeden, der getauft und gefirmt ist, wenn er nur seine Berufung ernst nimmt.

Inhaltlich verkündet Johannes: „Mitten unter euch ist der, den ihr nicht kennt“. Der, dessen Ankunft Johannes bezeugt, er ist schon da. Das gilt heute nicht weniger als „in jenen Tagen“. Der, der kommen wird, er ist schon da, in unserer Mitte, verborgen. Und viele kennen ihn nicht. Viele wollen ihn aber auch gar nicht kennen und kennen ihn deshalb nicht.

Der, der in unserer Mitte ist, viele kennen ihn nicht. Zum einen deshalb, weil er so wenig glaubwürdig bezeugt wird, da liegt es an den Hirten, zum anderen aber auch deshalb, weil wir alle allzu sehr an dem Sichtbaren kleben, weil wir frenetisch auf anderes unsere Hoffnung setzen als auf den, der kommen wird und der schon in unserer Mitte ist. Wir setzen unsere Hoffnung etwa auf die Technik, auf den Fortschritt, auf den Besitz, auf

Macht und Ehre, auf das Vergnügen oder auf ein schöneres und besseres Leben in dieser sichtbaren Welt.

Seit dem 19. Jahrhundert glauben viele, der Mensch brauche nur auf den Menschen zu warten, auf seine eigene Vernunft, dann werde alles gut. Damals währte man sich mit vermessener Sicherheit kurz vor der Auflösung der letzten Rätsel der Welt. Es galt das Schlagwort: Nun läutet die Glocken, der alte Gott ist tot. Damals waren es noch wenige, die so dachten, aber seit geraumer Zeit hat dieses Denken die Massen erreicht. Heute sind es allzu viele, die denken, die Menschheit könne endlich aufatmen, nun, da man wisse, dass es keinen Gott gebe, vor dem wir im Leben und im Sterben verantwortlich seien, da man wisse, dass dieser Gott nur in der Phantasie des Menschen existiere. Viele empfinden das so, als ob der Menschheit ein Alpdruck genommen worden sei.

Aber das schöne freie Leben, das man erhofft hat, es hat sich nicht eingestellt. Es meldete sich Satan, der Gott dieser Welt in Gestalt der Lüge, der Heuchelei, des Hasses, des Verrates und der Grausamkeit. Es stellte sich die Angst ein, die Philosophie des Nihilismus, es kam die Nacht, nicht der helle Tag. Das fand seine politische Ausprägung in zwei Weltkriegen im 20. Jahrhundert und in einer Reihe von weiteren Kriegen, die bis heute fort dauern.

Wir stehen heute nicht vor einem Abgrund, sondern vor Abgründen. Davon berichten täglich die Medien. Wir stehen vor Abgründen, weil Christus verborgen und unerkannt ist, Christus und seine Botschaft, die Botschaft der Kirche. Allzu oft wird sie verschwiegen, weil man lieber der Welt nach dem Mund redet, weil man beliebt sein will oder auch weil es einem an der inneren Substanz fehlt, weil man hohl geworden ist.

Christus ist das Licht für die Menschen, auch wenn es uns nicht mehr klar gesagt wird oder wenn wir es nicht mehr wissen wollen, wenn wir uns nicht um ihn kümmern, wenn wir an ihm vorübergehen, wenn wir über ihn zur Tagesordnung übergehen.

Christus ist das Licht in unserer Mitte, wir aber sind seine Zeugen, sollen seine Zeugen sein, ein jeder von uns nach Maßgabe seiner Kräfte und seiner Möglichkeiten und nach Maßgabe seiner Berufung. Wer darüber nachsinnt, wird sich das Pauluswort des 1. Thessalonicher-Briefes zu Eigen machen: „Freuet euch immerfort ... meidet das Böse in jeder Gestalt“ (1 Thess 5, 16 - 22). So sagt es die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags. Wo das Böse herrscht, da gibt es keine Freude. Wer das Licht liebt, der wird sehend durch das Licht. Dass wir den erkennen, der verborgen in unserer Mitte ist, darauf kommt es an in unserem Leben. Das ist wichtiger als Geld und Reichtum, wichtiger als Macht und Einfluss, das ist wichtiger als die Stelle, die wir einnehmen in der Gesellschaft. Das Erkennen dessen, der verborgen unter uns ist, tut es freilich noch nicht, es muss hinzukommen, dass wir ihm vertrauen, dass wir in der Gemeinschaft mit ihm leben, in der wir nicht uns suchen, sondern ihn, im Gebet, dass wir seine Zeugen sind im Alltag und dass wir ihm die Treue halten. Amen.

#### 4. ADVENTSSONNTAG

##### „WACHET UND BETET“

In den sieben Tagen vor dem 24. Dezember, dem Vorabend des Christfestes, findet das Warten auf das Kommen des Messias von alters her einen sprechenden Ausdruck in den so genannten O-Antiphonen. Gebetet oder gesungen werden sie in der heiligen Messe und im Stundengebet der Kir-

che. Gestern lautete die O-Antiphon, die Erste der sieben: „O Weisheit, Du bist aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgegangen, umfassest alles von einem Ende zum andern und ordnest es machtvoll und sanft. Komm, uns den Weg der Klugheit zu lehren“. Heute lautet sie: „O Herr und Führer des Hauses Israel, der Du dem Mose in den Flammen des brennenden Dornbusches erschienen bist, und ihm auf Sinai das Gesetz gegeben hast, komm, strecke Deinen Arm aus und erlöse uns“.

Dreifach ist das Kommen des Messias. Darauf weisen uns schon die Kirchenväter hin: Er ist gekommen, der Messias, vor 2000 Jahren, er wird wiederkommen am Ende aller Tage, und er kommt auf vielfache Weise immer neu in unsere Welt, heute und morgen, sakramental und gnadenhaft, verborgen und unerkannt für viele. In einem ganz besonderen Sinn aber kommt er an seinem Geburtsfest, das wir in wenigen Tagen wieder feiern dürfen, zu denen, die guten Willens sind, mit größerer Wirkmacht als sonst.

Entscheidend ist das Kommen des Messias am Ende aller Tage, auf dieses bereiten wir uns vor, indem wir uns auf sein Kommen in der Vergangenheit und in der Gegenwart vorbereiten. Immer geht es darin um die Erlösung und um ihre Vollendung, die nicht ohne uns erfolgt.

Die Erlösung, in der Ersten der zwei zitierten O-Antiphonen, wird sie als Weg der Klugheit bezeichnet. Aber sie hat vieles zum Inhalt. Der Kirchenvater Augustinus († 430) erinnert uns daran, dass der, der uns ohne uns erlöst hat, uns nicht ohne uns retten wollte. Eine elementare Wahrheit, die wir allzu leicht vergessen oder auch allzu wenig beachten.

Gottes Gnade erreicht uns nur dann, wenn wir offen sind für sie. Das ist gemeint mit der Vorbereitung des dreifachen Kommens Gottes. Was nicht

vorbereitet wird, kann nicht gelingen. Das gilt auch sonst in unserem Leben. Je besser wir etwas vorbereiten, umso besser wird es uns gelingen.

Gott kommt uns entgegen, er tut aber nicht alles. Gemäß der Weisung des Täufers vom Jordan, aber auch gemäß der Weisung des Messias selber besteht unsere Vorbereitung darin, dass wir wachen und beten.

Nun ist der Advent schon weit fortgeschritten. Aber immerhin haben wir noch eine Woche, in ihr kann noch viel geschehen.

Es geht in diesen Tagen darum, aber nicht nur in diesen Tagen - der Advent dauert fort -, es geht in diesen Tagen darum, dass wir mehr sehend werden, dass wir die neue Geburt, die Wiedergeburt, die uns zuteil geworden ist in der heiligen Taufe, vielleicht auch oftmals aufs Neue im Sakrament der Buße, dass wir sie vertiefen und dass wir die Vorläufigkeit dieser unserer irdischen Existenz uns tief einprägen: Das Eigentliche steht uns noch bevor. Christus kommt wieder, und er wird unsere Erlösung vollenden. Das kann aber nur geschehen, wenn wir uns dem hektischen vorweihnachtlichen Betrieb entziehen an den kommenden Tagen, wenn wir die Stille suchen und das Gebet, mehr als das sonst der Fall ist. Dabei gilt es, dass wir die Täler der Gleichgültigkeit auffüllen und die Berge und Hügel des Eigenwillens und des Widerstandes gegen den Willen Gottes und gegen das Gute abtragen, dass wir in ehrlicher Selbstprüfung das Krumme begradigen und das Unebene eben machen, dass wir alle unwahren und zwielichtigen Regungen und Lebenspraktiken verwerfen.

Das ist eine Aufgabe, die uns fortwährend in Bewegung hält, ein Leben lang. Denn die Folgen der Ursünde sind eine Hypothek, die wir alle tragen und die wir abtragen müssen, damit wir einmal vor Gott bestehen können.

Unser Christsein krankt daran, dass es allzu sehr im Gefühl fundiert ist. Das gilt nicht weniger für die Hirten als für die Herde. Gefühle sind jedoch ein schwaches Fundament, weil sie trügerisch sind. Und allzu schnell verflüchtigen sie sich, allzu schnell, und lassen uns dann im Regen stehen. Im Titusbrief lesen wir: „Nüchtern, gerecht und fromm lasst uns leben in dieser Welt in der Hoffnung auf die selige Ankunft der Herrlichkeit unseres Gottes und Erlösers ... der uns erlöst hat von aller Bosheit ... und uns dazu bestimmt hat, gute Werke zu vollbringen“ (Tit 2, 12 f).

Auf uns wartet eine große Zukunft. Dadurch unterscheiden wir uns von vielen unserer Zeitgenossen. Das aber muss sichtbar werden in unserem Leben.

Viele unserer Zeitgenossen erwarten nichts mehr, auch wenn sie nominell sich der Kirche zurechnen oder gar sich in ihr hervortun. Ihr Leben hat keinen Sinn mehr, weil es keine Zukunft mehr hat. Vielleicht wännen sie sich glücklich und frei. In Wirklichkeit aber leben sie voll Überdruß und erfüllt gähnende Langeweile ihr Leben. Oder die Angst prägt ihr Leben. Dabei sind sie weder glücklich noch frei.

Der Heilige Vater erinnert immer wieder in seinen Ansprachen an die tiefe Glaubenskrisis unserer heutigen Welt. Gestern wieder in einer Ansprache an die Bischöfe Neuseelands, die in Rom weilten. Diese Glaubenskrisis verlangt eine Neu-Evangelisierung, eine Erneuerung auf dem Grund der Lehren der Kirche, nicht auf dem Grund eines vagen Dialogs.

Die Glaubenskrisis, eigentlich ist sie eine Krisis der Hoffnung. Man kann es auch so sagen: Ohne den Glauben gibt es keine Hoffnung. Ohne Hoffnung aber kann man nicht leben.

Wir alle tragen mit an der Verantwortung für die Neu-Evangelisierung, vor allem durch unsere Haltung und durch das unmissverständliche Zeugnis unseres Lebens in der Gemeinschaft der Kirche Christi.

Drei große Gestalten begleiten uns im Advent der Zeit und im Advent unseres Lebens, sie sollten uns begleiten: Maria, Johannes der Täufer und der Prophet Jesaja. Der Letztere gehört dem Alten Testament an - er wirkte im achten vorchristlichen Jahrhundert im Südreich, also vor beinahe 3000 Jahren -, Johannes, der Täufer, steht an der Schwelle vom Alten zum Neuen Testament, Maria steht ganz im Neuen Testament, als die Mutter des Messias ist sie dessen erste Jüngerin.

Das Leben dieser drei großen Gestalten war ein einziger lebendiger Advent, denn sie lebten ganz aus der Erwartung, nicht passiv, sondern aktiv in einem eminenten Sinn. Das entscheidende Element ihres Lebens war die Zukunft Gottes, die Vorläufigkeit ihrer irdischen Existenz. Auf die Zukunft Gottes hin haben sie gelebt, und zwar in letzter Konsequenz.

Nüchtern, gerecht und fromm lebten sie in dieser Welt. Darin sind sie vorbildlich für uns, darin erinnern sie uns immer wieder an das dreifache Kommen Gottes in unsere Welt, auf das wir uns vorbereiten müssen. Wenn wir sie verehren, werden wir sie auch anrufen, denn sie sind lebendige Personen, sie sind Heilige, die für uns fürbittend eintreten können bei Gott. Das gilt nicht nur für die Mutter Jesu, das gilt auch für Johannes, den Täufer, und auch für den alttestamentlichen Propheten. Das bedenken wir zu wenig.

Unser Gebet wird farbiger, wenn wir uns auch den Heiligen zuwenden, wenn wir nicht nur sie nachahmen, wenn wir auch auf ihr Gebet vertrauen. Amen.

## HOCHFEST DER GEBURT DES HERRN

## „DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN“

Der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski († 1881) erklärt: In drei Worten liegt das Schicksal der Welt beschlossen, diese drei Worte lauten - er nennt sie in der griechischen Ursprache des Neuen Testamentes -: „logos sarx egeneto“, „das Wort ist Fleisch geworden“. Mit diesen Worten umschreibt der Evangelist Johannes das Weihnachtsgeheimnis (Jo 1, 14). Er will damit das ungekürzte Menschsein des Erlösers zum Ausdruck bringen, aber auch die Hinfälligkeit, die Begrenztheit und Enge seines Menschseins, seine Schwäche und seine Ohnmacht. Er will damit sagen, dass Gott ganz und gar einer von uns geworden ist.

Das Weihnachtsgeschehen, wie es uns in den Evangelien nach Lukas und Matthäus berichtet wird, ist eine Wirklichkeit, die uns zutiefst anrührt, schon rein gefühlsmäßig, wenn wir sie gläubig betrachten. Das gilt für ihre Inhaltlichkeit nicht weniger als für ihre Gestalt, für die Gestalt, in der dieses Wunder sich ereignete in geschichtlicher Stunde.

„Das Geheimnis der Menschwerdung (Gottes) übersteigt von allen göttlichen Werken am meisten die Vernunft“, sagt Thomas von Aquin († 1274), der große Lehrer der Kirche, es übersteigt die Vernunft, es ist nicht gegen sie, das gibt es nicht. Und der große Lehrer fährt fort: „Nichts Wunderbares kann man sich als Gottestat ausdenken, als dass der wahre Gott, Gottes Sohn, wahrer Mensch würde. Und weil dies Geheimnis unter allen das wunderbarste ist, so folgt, dass alle anderen Wundertaten auf den Glauben an dieses wunderbarste hingeordnet sein sollten“ (Summa contra gentiles 4, 27).

Es gibt keine Botschaft, die der Menschheit mehr Glück verheißen könnte als diese, ist sie doch der Beginn der Erlösung. „Die Menschwerdung Gottes ist für den Menschen die wirksamste Hilfe auf seinem Weg zum Glück“, erklärt Thomas von Aquin (*Summa Theologiae* II / II, 2, 7).

Gott tritt ein in die Geschichte der Menschen und besiegt die Sünde und den Tod. Das ist die Botschaft der Heiligen Nacht, auf eine kurze Formel gebracht. Gott kommt als Erlöser in unsere Welt. Erlösen heißt befreien oder erretten.

Die Erlösung der Menschheit hatte nur einen Sinn, wenn die Menschheit nicht so war, wie sie hätte sein sollen, wie Gott sie ursprünglich gedacht hatte, wenn sie in der Knechtschaft der Sünde war, bedingt durch eine Katastrophe am Anfang ihrer Geschichte, durch eine Katastrophe, die schuldhaft war.

Der Glaube der Kirche sagt uns, dass die zweite göttliche Person die menschliche Natur annahm, um sie zu erneuern und um sie zu erheben. Er sagt uns, dass Christus in äußerer Ohnmacht kam und unscheinbar, um uns zu erlösen, und dass er wiederkommen wird mit großer Macht und Herrlichkeit, um die Welt zu richten, dass er dann den Weizen von der Spreu trennen wird.

Er ist in unsere Welt gekommen, von einer menschlichen Mutter geboren, damit wir aus Gott geboren werden könnten. Er hat unsere Menschennatur angenommen, damit wir seiner Gottesnatur teilhaftig werden könnten (2 Petr 1, 4). „Du wärest verloren gegangen, wenn er nicht gekommen wäre“ erklärt der heilige Augustinus in einer Weihnachtspredigt (*Sermo* 185). Und er fügt hinzu: „Gott konnte keine größere Tat wirken, als seinen eingeborenen Sohn zu einem Menschensohn zu machen“ (ebd.). An anderer

Stelle sagt er: „Deus enim deum te vult facere“ (Sermo 166, 4, 4), das heißt: Gott wollte dich nämlich zum Gott machen. Er ist hinabgestiegen zu uns, damit wir hinaufsteigen könnten zu ihm. Die Liturgie der Kirche spricht von einem seligen Tausch: Gott wurde ein Mensch, damit der Mensch zu Gott emporgehoben würde.

Damit ist ein großer Anspruch für uns verbunden, denn nie sind Gottes Geschenke völlig gratis für uns. Auch nicht die Gnade der Gotteskindschaft, die uns in der Taufe vermittelt und im Bußsakrament aufs Neue gegeben wird, wenn wir sie verloren haben. In einem mühsamen Kampf muss sie bewahrt und vertieft werden.

Unter diesem Aspekt begründet die Menschwerdung Gottes ein neues Zeitalter und mehr als das, den Anbruch der Ewigkeit in der Zeit. „Das Leben ist uns erschienen“, heißt es im 1. Johannesbrief (1, 2), das Leben schlechthin, das ewige Leben.

Die Menschwerdung Gottes begründet die Wiedergeburt der Menschheit, die Wiedergeburt jener, die guten Willens sind. Das muss in diesem Zusammenhang gesagt werden, in einer Zeit, die sich auszeichnet durch Oberflächlichkeit gerade in den wesentlichen Fragen des Lebens. Was heute oft vergessen wird, vielleicht auch zuweilen bewusst nicht mehr gesagt wird, das ist die Wahrheit, dass nicht alle den Erlöser aufgenommen haben, der in sein Eigentum gekommen ist. Und so wird es bis zum Ende der Geschichte sein. Ein Mysterium, freilich ein schmerzliches.

Ihn aufnehmen, das heißt: glaubend ihn als den Sohn des ewigen Vaters aufnehmen und mit ihm und mit seinem Wort das Leben gestalten. Aufgenommen werden will er aber auch in der Gestalt seiner Kirche, in der er fortlebt. Mit ihr identifiziert er sich schon in seinen Erdentagen, als sie erst

noch im Keim existiert. Aufgenommen werden will er aber auch in der Gestalt der Armen und Notleidenden. Hier ist nicht nur an die leibliche Not der Menschen zu denken, sondern auch an die seelische, die in vielfacher Weise schlimmer ist, die Einsamkeit, das Verkannt- und das Verleumdeterwerden, das Betrogen- und das Verachtetwerden, das seiner Würde Beraubtwerden.

„Die Menschwerdung Gottes ist der größte Beweis seiner Liebe“, erklärt der Kirchenvater Theodoret von Cyrus im 5. Jahrhundert (Von der göttlichen Vorsehung, 10). Sie kann uns wahrhaft glücklich machen, glücklicher als alles andere es vermag. Denn wer um die Menschwerdung Gottes weiß, so sagt es der Heilige Vater am 24. September 2011 den Alumnus unseres Priesterseminars, dessen Augen sehen auch in der dunkelsten Nacht ein Licht, sie sehen in ihr schon das Leuchten eines neuen Tages.

Gott hat die Menschheit erlöst und erneuert, ihr Wesen ist das göttliche Leben in uns, die Gnade der Gotteskindschaft, die Aufnahme in die Familie Gottes, nun liegt es an uns, dass wir die Gabe annehmen, dass wir uns ihr nicht entziehen, dass wir sie annehmen und in ihr leben.

Die Früchte der Menschwerdung Gottes werden uns dann zuteil, wenn wir uns gläubig zu ihr bekennen und wenn wir demütig die Hand ergreifen, die der Erlöser uns entgegenhält.

Allein, die Anmaßung beherrscht viele Menschen unserer Tage, in allen Schattierungen, und groß ist die Zahl der Besserwisser, die ihr Haupt erheben. Die Demut aber ist das Fundament des Glaubens. Mit ihm aber muss sich das Bemühen um die Heiligkeit des Lebens verbinden.

„Wer sich zutiefst der Liebe Gottes anvertraut“, erklärt der Heilige Vater vor einigen Tagen beim Angelus-Gebet (am 18. Dezember 2011), empfängt Jesus in sich, der empfängt sein göttliches Leben durch das Wirken des Heiligen Geistes.

Wir feiern Weihnachten in lebendiger Weise auf dem Altar. Da vollzieht sich das Wunder der Menschwerdung Gottes immer wieder aufs Neue, da behält das Weihnachtsgeschehen gleichsam bleibende Gegenwart. Da wird das göttliche Leben in uns vertieft, und wir empfangen da immer wieder die Kraft, unserem Erlöser dankbar zu sein und in solcher Dankbarkeit ihm die Treue zu halten in den Wirrnissen unserer Zeit. Amen.

## FEST DES HEILIGEN ERZMÄRTYRERS STEPHANUS

„DENEN, DIE IHN AUFNAHMEN, GAB ER MACHT, KINDER  
GOTTES ZU WERDEN“

Wir feiern Weihnachten vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, wir sprechen von den zwölf heiligen Nächten. Um das Geheimnis der Menschwerdung Gottes recht zu feiern, dazu reicht nicht ein Tag, dazu reichen auch nicht zwei Tage, ja, nicht einmal zwölf. Darum beten wir täglich dreimal den Angelus, den Engel des Herrn.

Das Wort „Weihnachten“ ist abgegriffen, wie viele Worte abgegriffen sind, die wir im alltäglichen Leben verwenden. Das heißt: Wir bedenken dabei nicht, was sie bedeuten. Das Wort „Weihnachten“ bedeutet soviel wie geweihte oder gesegnete Nacht. Diese Nacht aber ist nicht nur geweiht und gesegnet, sie weiht auch, und sie segnet. Genau das meinen wir, wenn wir von den heiligen Nächten sprechen: Sie sind heilig, diese Nächte, und sie machen heilig. Deshalb segnen und machen sie heilig, weil wir in diesen

Tagen uns daran erinnern, wie Gott vor wenig mehr als zwei Jahrtausenden als ein Mensch auf diese unsere Erde herabgekommen ist.

Dieses Geheimnis aber wirkt fort durch die Jahrhunderte. Es ist der entscheidende Inhalt der Verkündigung der Kirche. Die Kirche ist aus ihm hervorgegangen, denn der Mensch gewordene Gott selber hat sie gestiftet. Sinnvollerweise wird er, der Mensch gewordene Gott, als das Licht der Welt bezeichnet. Deshalb ist das Weihnachtsfest zugleich das Fest des Lichtes. Er ist das Licht, das die Dunkelheit der Welt zerstreut, ja, vernichtet. Das deuten wir an durch den Lichterbaum und die vielen Lichter, die wir in diesen Tagen anzünden.

Licht bedeutet auf dem Hintergrund der Dunkelheit Rettung, Geborgenheit und Freude. Als Kinder haben wir uns in der Dunkelheit gefürchtet, vielleicht tun wir es auch heute noch, wenigstens ansatzweise. Das Licht vertreibt alle Furcht. Mit der Geburt des Mensch gewordenen Gottessohnes ergeht daher an uns der Ruf „fürchtet euch nicht“.

Wer gerettet ist und Geborgenheit gefunden hat, der hat keinen Grund mehr, sich zu fürchten.

Wir fragen: Warum ist der Mensch gewordene Sohn Gottes das Licht? Und warum zerstreut er alle Furcht?

Die Menschwerdung Gottes ist das Ja der Liebe zur Erde und zum Menschen. Gott will die Menschheit durch den Tod hindurch retten. Er steigt auf die Erde herab, um alle in den Himmel zu führen.

Die Menschwerdung Gottes zielt auf die Gottwerdung des Menschen. Gott wurde ein Menschenkind, damit wir Gotteskinder würden. So entspricht es

nicht zuletzt der tiefsten Sehnsucht des Menschen. Der Mensch ist ja ein Wesen, das sich stets selbst übersteigt. Er kann sich eigentlich nicht begnügen mit der täglichen Arbeit, mit Essen und Trinken und Schlafen, denn er lebt nicht vom Brot allein, wie die Schrift sagt (Mt 4, 4; Lk 4, 4). Er will mehr, im Tiefsten begnügt er sich nicht mit der Vergänglichkeit, im Tiefsten will er über sich selbst hinauswachsen, will er das Unvergängliche, will er Gott und die Ewigkeit. Gerade das aber ermöglicht ihm die Herabkunft Gottes in das Ungenügen, in die Armut und in die Dunkelheit dieser Zeit in exzellenter Weise.

Die Gottwerdung des Menschen, auf die die Menschwerdung Gottes zielt, ist jedoch zugleich Verpflichtung für uns. Heute besteht sie vor allem darin, dass wir das Geschwätz draußen in einer verweltlichten Welt durchschauen, dass wir uns bewusst distanzieren von ihr, dass wir unseren eigenen Weg gehen, eben den christlichen, dass wir uns dem Diktat der Mode in unserem Denken und Handeln entziehen, dass wir in Selbstbeherrschung und im Bewusstsein unserer Verantwortung vor Gott und vor den Menschen leben, kurz, dass wir uns von dem Adel der Gotteskindschaft in Dienst nehmen lassen.

Die zwölf heiligen Nächte vermögen nur dann ihre heiligende Wirkung in uns zu entfalten, wenn wir dem Kind von Bethlehem folgen auf seinem Weg der Armut, des Non-Konformismus, letztlich des Kreuzes und des Todes.

Auf den Fluren von Bethlehem singen die Engel „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind“. Die Voraussetzung des Friedens, von dem die Engel singen, ist die, dass wir Gott die Ehre geben. Ohne die Erfüllung des Willens Gottes gibt es diesen Frieden nicht. Tausend Dinge und viele Leidenschaften stehen in uns der Erfüllung

des Willens Gottes im Wege. Von daher ist der Friede die Frucht der Unbeugsamkeit unseres Willens. Eine gottlose Welt oder eine Welt, die sich gegen Gott stellt und gegen seine Gebote, kann nicht anders als friedlos sein. Der Friede, den man in ihr zur Schau trägt, kann nur ein scheinbarer sein. Das müsste eigentlich jeder schon mit bloßem Auge erkennen.

In der Forderung, dass wir Gott die Ehre geben, nicht aber den Menschen, darin sind im Grunde alle Forderungen unserer Berufung zur Gotteskindschaft zusammengefasst. Alle menschliche Ehre ist nichtig, wenn sie nicht aus der Ehre Gottes hervorgeht. Aber auch das ist die Wahrheit: Der Glanz der Ehre Gottes fällt auf uns, wenn wir uns bewusst in den Dienst Gottes stellen.

Gott kam in unsere Dunkelheit, um uns in sein Licht hineinzuholen. In geschichtlicher Stunde ist er ein Mensch geworden, der ewige Gott, damit der Mensch vergöttlicht werde. In seiner Menschwerdung sagte Gott ja zu Erde und Mensch. Aber die Rettung des Menschen, seine Vergöttlichung ist nicht Magie, sondern ein Geschenk Gottes, das zugleich ein Anruf ist für uns. Im Johannes-Evangelium lesen wir: „Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1, 12). Ihn aufnehmen, das bedeutet Gott die Ehre geben. Das aber bedeutet wiederum Kampf gegen das Gesetz der Sünde im eigenen Herzen und gegen das Böse in der Welt, mit dem wir uns allzu oft arrangieren, das bedeutet Kampf gegen die Auflehnung gegen Gott in unserer Welt, die nicht selten hinter tausend Masken erfolgt.

Ein Aspekt dieses Kampfes ist das Martyrium des heiligen Stephanus, dessen wir an seinem heutigen Festtag gedenken. Die Erniedrigung Gottes in der Krippe ist gleichsam ein Vorspiel für sein Leiden und Sterben in dieser Welt und für das Leiden und Sterben seiner Jünger in ihr. Das Martyrium des heiligen Stephanus zeigt uns, wohin es führen kann, wenn wir den

Mensch gewordenen Gottessohn aufnehmen, wohin es führen kann, wenn wir Gott die Ehre geben oder der Wahrheit und nicht der Lüge. Die gottfeindliche Welt ist unerbittlich, wenn wir gänzlich auf der Seite Gottes stehen. Und sie kämpft gegen die Wahrheit bis zum Jüngsten Tag.

Stephanus sieht im Sterben den Himmel offen, sterbend blickt er auf zu dem wiederkommenden Christus. Sein Tod ist die Vollendung seiner Geburt für das ewige Leben. Die Wahrheit ist stärker als der Tod. Für sie muss der Jünger Jesu in der Nachfolge des Meisters bereit sein zu sterben, immer und überall, wie Gott es fügt. Amen.

## HOCHFEST DER GOTTESMUTTERSCHAFT MARIENS

### „IN MIR IST ALLE HOFFNUNG DES LEBENS UND DER TUGEND“

Im Duktus der weihnachtlichen Festtage ist der Beginn des neuen bürgerlichen Jahres nur schwerlich unterzubringen. Immerhin wird der gläubige Christ diese Einteilung der Zeit nutzen, um Rückschau zu halten und gute Vorsätze zu fassen, um Gott zu danken für das zurückliegende Jahr und um ihn vertrauensvoll und zuversichtlich zu bitten, dass er die großen Gefahren für unsere Sicherheit und für den Frieden, die auf uns lasten, von uns abwendet.

Wir werden erinnert an das Wort des Psalms 90: „Unsere Tage zu zählen lehre uns, auf dass uns ein weises Herz geschenkt werde“ (Ps 90, 12). Das weise Herz, das ist das Problem bei den Menschen unserer Tage. Darin gründen alle weltlichen und auch alle religiösen Fehlentwicklungen unserer Tage, die jene, denen die Erkenntnis gegeben ist, mit großer Sorge erfüllen.

Die Kirche würde anders dastehen, wenn diese Erkenntnis reifen würde bei den Menschen. Der Glaube der Hirten und der Gläubigen wäre glaubwürdiger, und ihr Eifer wäre größer, und unsere Kirchen würden sich wieder füllen.

Aber ein anderes Thema soll uns heute morgen beschäftigen. Es ergibt sich aus dem Kontext unseres Festtags. Denn wir begehen heute, am Oktavtag von Weihnachten, das Hochfest von der Gottesmutter Maria. Da wendet sich die Weihnachtsfreude in ein dankbares Lob der Gottesmutter und ehrt die, die uns Christus gebracht hat und ihn uns immer neu bringt.

Das Fest der Mutterschaft Mariens wurde im Jahre 1931 durch Papst Pius XI. anlässlich des 1500-jährigen Jubiläums des Konzils von Ephesus als Hochfest eingeführt. Auf diesem Konzil wurde der Titel Gottesmutter für Maria erstmals verbindlich vorgeschrieben. Gegen die Irrlehre des Nestorius verkündeten die Väter des Konzils damals feierlich den von Anbeginn lebendigen Glauben der Kirche, dass Maria wahrhaft Mutter Gottes sei, als formelles Dogma. Das Fest, das ursprünglich am 11. Oktober gefeiert wurde, verlegte Papst Paul VI. im Jahre 1969 auf den 1. Januar, um es näher an das Fest der Geburt Christi heranzurücken, um seine christologische Gestalt deutlicher hervortreten zu lassen.

Das Geheimnis der Gottesmutterchaft ist die Grundlage der einzigartigen Stellung, die Maria unter allen Geschöpfen einnimmt, und das Fundament der einzigartigen Verehrung, die ihr in der Kirche zuteil wird. In ihrem Schoß nahm das Wort Gottes die menschliche Natur an, vereinigte sich die göttliche und die menschliche Natur in der einen Person Jesu Christi. Er ist wahrer Gott und, von jener Stunde an, wahrer Mensch. Von jenem Augenblick an, da der Eingeborene des Vaters von Ewigkeit her Mensch wurde, war er auch der wahre Sohn Mariens. Maria wurde im Augenblick ihrer

geistgewirkten Empfängnis die Mutter des menschengewordenen Gottessohnes. Gott schenkte ihr somit die höchste Würde, die je einem Geschöpf zuteil wurde. Um dieser Würde willen schenkte er ihr die größte Heiligkeit, die je ein Geschöpf besessen hat.

Der italienische Dichter Dante Alighieri († 1321) schreibt über sie: „Du bist es, die die menschliche Natur so hoch geadelt, dass ihr eigener Schöpfer es nicht verschmäht, in ihr Geschöpf zu werden“ (Göttliche Komödie, Paradies 33. Gesang). Der Kirchenlehrer Anselm von Canterbury († 1109) erklärt: „Kein bloßes Geschöpf kommt Maria gleich; größer als sie ist Gott allein“ (Oratio 52). Alfred Delp († 1944), ein Glaubenszeuge unserer jüngsten Vergangenheit, schreibt im Angesicht des Todes: „Dass Gott einer Mutter Sohn werde, dass eine Frau über die Erde gehen durfte, deren Schoß geweiht war zum heiligen Tempel und Tabernakel Gottes, das ist eigentlich die Vollendung der Erde und die Erfüllung ihrer Erwartungen“ (Alfred Delp, Im Angesicht des Todes).

Es gibt keine Persönlichkeit in der Geschichte, die so häufig im Bild dargestellt wurde, und über keine Persönlichkeit der Geschichte wurden so viele Bücher verfasst wie über sie, wenn man einmal absieht von der Persönlichkeit ihres göttlichen Sohnes.

Ein wenig von dem Glanz der Gottesmutter fällt auf uns alle, wir alle partizipieren an ihrem Adel, vor allem aber gilt das für alle Mütter, die wirklich Mütter zu sein sich bemühen, ist sie doch die Mutter aller Mütter.

Das Muttersein Mariens ist so innig mit dem Gottmenschen Jesus Christus verbunden und es ist so innig in das Heilswerk Gottes einbezogen, dass das wahre Bild von Christus und seiner Erlösung mit dem Bild der Gottesmutter steht und fällt. Und wo Maria nicht geehrt wird, da wird auch der Sohn

nicht geehrt, da geht bald der Glaube an das Geheimnis des Gottmenschen verloren. Wo die Marienverehrung versiegt, da wird am Ende aus dem Gottmenschen ein gewöhnlicher Mensch. Da stehen wir heute vielfach, nicht nur in den Gemeinschaften der Reformation.

Maria gehört in das Glaubensbekenntnis. Darum darf kein Christ achtlos an ihr vorübergehen.

Genau heute vor einem Jahr erklärt der Heilige Vater in einem feierlichen Gottesdienst im Petersdom in Rom: „... die dem Sohn Gottes das irdische Leben geschenkt hat, schenkt den Menschen weiterhin das göttliche Leben: Jesus selbst und seinen Heiligen Geist. Deshalb wird sie als Mutter jedes Menschen betrachtet, der zur göttlichen Gnade geboren wird, und wird zugleich als Mutter der Kirche angerufen“.

Seit geraumer Zeit bezeichnet man die Gottesmutter gern als Schwester im Glauben. Das mag in der guten Absicht geschehen, das Verbindende zwischen uns und ihr hervorzuheben. Das ist jedoch missverständlich oder gar falsch und nicht die Sprache der Kirche in den Jahrhunderten. Nicht zu Unrecht hat man das Bild von der Schwester im Glauben als ein „Trojanisches Pferd in der Stadt Gottes“ bezeichnet. Die Schwester ist nicht die Mutter, und die Mutter ist nicht die Schwester. Das sagt uns schon die Vernunft.

Wenn heute die Verehrung der Gottesmutter verfremdet wird, nach der einen wie nach der anderen Seite hin, so ist das verhängnisvoll für den Glauben der Kirche, Ausdruck eines Verfalls dieses Glaubens, der durch eine seichte Theologie gerechtfertigt wird.

Das Fest des heutigen Tages, des Oktavtags von Weihnachten, will uns daran erinnern, dass die Gottesmutterchaft Mariens die erste und entschei-

dende Marienwahrheit darstellt und dass alle Privilegien, mit denen Gott Maria ausgestattet hat, in dieser Wahrheit fundiert sind. Darüber hinaus will es uns daran erinnern, dass die Verehrung der Gottesmutter, wir sprechen auch von der Gottesgebälerin, ein wesentliches Moment unseres Gottesdienstes und unserer persönlichen Gebete ist, dass wir ohne sie das Christentum in einem wesentlichen Punkt verfehlen. Dank ihrer Gottesmatterschaft ist die Würde Mariens unermesslich. Treffend umschreibt sie das Alte Testament mit den Worten: „Ich bin die Mutter der schönen Liebe und der Gottesfurcht, der Erkenntnis und der frommen Hoffnung. In mir ist alle Lieblichkeit des Weges und der Wahrheit, in mir alle Hoffnung des Lebens und der Tugend“ (Sirach 24, 18). Wenn wir mit ihr durch die Zeit gehen, können wir das ewige Ziel, das uns im Geheimnis der Erlösung geschenkt worden ist, nicht verfehlen.

Mit dem Hochfest von der Gottesmutter Maria verbinden wir seit vielen Jahren den Weltfriedenstag. Das ist äußerst sinnvoll und höchst angemessen, denn im Glauben wissen wir, dass die Gottesmutter uns den Frieden mit Gott garantiert, der die Voraussetzung ist für den Frieden unter den Menschen und unter den Völkern, der heute mehr denn je bedroht ist. Sie tut das durch ihr beispielhaftes Leben und durch ihre Fürsprache, die weit wirksamer ist als die Fürsprache der anderen Heiligen. Amen.

## HOCHFEST DER ERSCHENUNG DES HERRN

„SIE FANDEN DAS KIND UND SEINE MUTTER“

Die Weisen unseres Evangeliums hatten ein Zeichen Gottes gesehen, einen hell aufleuchtenden Stern am Himmel, eine auffallende Konstellation von Sternen, und sich auf den Weg gemacht, um die Bedeutung dieses Zeichens

zu ergründen. Sie hatten die Bequemlichkeit des Alltags, die Sicherheit des unmittelbar vor ihnen Liegenden und die Ruhe der gewohnten Umgebung mit den Beschwerden und Gefahren eines abenteuerlichen Weges vertauscht, dessen Ziel im Ungewissen lag. Wir können uns vorstellen, dass ihr Aufbruch von vielen nicht verstanden worden war, manche werden sie für Phantasten gehalten haben, wie die Weisen oft für Phantasten gehalten werden von solchen, die sich selber für nüchtern, vernünftig und wirklichkeitsbezogen halten - wirklichkeitsbezogen, so pflegt man heute zu sagen. Sie, die Weisen, haben nicht nach rechts und links geschaut, sie haben sich nicht durch Beifall und nicht durch Spott beirren lassen. Es war ihnen klar, das Ungewöhnliche wird nur durchgestanden, wenn man sich weder durch Schmeichelei noch durch Drohung, weder durch Furcht noch durch Tadel beeindrucken lässt. Ihr Blick ging nach oben, nicht nach unten, sie waren großherzig, nicht engstirnig und spießhaft. Sie ließen sich nicht von menschlicher Weisheit betören, die man vor allem daran erkennen kann, dass sie immer tiefere Einsicht und Erleichterung verspricht. Die Weisen wählten nicht den bequemeren Weg. Sie hatten das Zeichen Gottes gesehen und wollten es ergründen. Das war ihnen wichtiger als ihr eigenes Wohlergehen und die Stellungnahmen der Mitmenschen zu ihrem Unternehmen.

Sie sahen zwar das Zeichen Gottes, aber seine Bedeutung mussten sie glauben. Das gilt gar auch für ihre Begegnung mit dem göttlichen Kind. Sie sahen ein menschliches Kind, an seine Göttlichkeit aber mussten sie glauben.

Das Verhalten der Weisen erschließt uns eine tiefe Erkenntnis: Nur dann erreichen wir ein großes Ziel, wenn uns Wagemut begleitet und Konsequenz und Treue zu unseren Entschlüssen. Nur wenn wir uns immer wieder um der Wahrheit willen auf den Weg machen und die Hände nicht in den Schoß legen, können wir unser Menschsein und vor allem aber unser

Christsein recht verwirklichen. Wir werden Gott (oder die Wahrheit) nur finden, wenn wir ihn suchen, in dieser Welt und in der Ewigkeit.

Auch uns gibt Gott vielfältige Zeichen in unserem Leben: Es muss nicht ein Stern sein. Die Zeichen, die Gott uns gibt, sind dann Sternstunden für unser Leben, wenn wir sie verstehen und ihren Anruf begreifen. Im Allgemeinen sind es jedoch nicht die großen Zeichen, im Allgemeinen klopft Gott zaghaft und leise bei uns an, wenn er anklopft: Das kann eine Begegnung sein, ein Gedanke, eine eindrucksvolle Erfahrung, eine Krankheit, eine Heimsuchung, ein Verlust. An uns ist es dann, dass wir uns auf den Weg machen.

Das entscheidende Zeichen Gottes ist für uns alle indessen die heilige Kirche, so sehr sie auch zuweilen entstellt ist durch ihre Diener, heute mehr denn je. Der Prophet Jesaja spricht prophetisch von ihr als dem großen Zeichen Gottes, das unter den Völkern aufgerichtet ist (Jes 11, 12). Sie zeigt uns den Weg zum Mensch gewordenen Gott. Und sie schenkt uns die Gemeinschaft mit ihm. Genau das ist ihre Aufgabe, ihre genuine Aufgabe, eine andere hat sie nicht. Das müssen sich ihre Diener und wir alle uns immer wieder sagen.

Wer sich auf den Weg macht, muss manche Bequemlichkeit aufgeben und Trägheit, Angst und Kleinmut überwinden im Vertrauen auf den größeren Gott. Er muss misstrauisch sein gegenüber den falschen Propheten, die der Bequemlichkeit das Wort reden und die allen das Heil versprechen, auch denen, die sich nicht auf den Weg machen, die ein verbilligtes Christentum verkünden, ein Christentum gleichsam zu Ausverkaufspreisen. Diese Propheten betrügen sich selbst und uns alle. Heute sind sie Legion. So hat es zuweilen den Anschein.

Im Glauben machte sich einst Abraham auf den Weg. In beinahe unvor-denklichen Zeiten verließ er seine Heimat Mesopotamien - das war vor beinahe 4000 Jahren -, und er wurde zum Vater vieler Völker. Im Glauben setzte einst Petrus seinen Fuß auf das Wasser, als er seinen Herrn und Meister auf dem See wandeln sah, und es trug ihn, darum wurde er der Fels der Kirche. Wenn wir aufbrechen wie Abraham und wie Petrus, müssen wir beherzt nach vorn schauen, dürfen wir nicht trauern über die Entsagung oder den Verzicht, den Gott von uns fordert, dürfen wir nicht wehleidig zurücksehen auf das, was wir verlassen müssen, müssen wir vielmehr fest das Ziel ins Auge fassen. „Wer rückwärts schaut und die Hand an den Pflug legt, ist meiner nicht wert“, sagt Christus (Lk 9, 62).

Wer sich von Gott rufen lässt, der wird seine Herrlichkeit schauen. Das haben die Weisen erfahren, sie wurden erfüllt mit einer überaus großen Freude, wie es in unserem Evangelium heißt: „Sie fanden das Kind und seine Mutter“. Gott belohnt uns unsere Großherzigkeit und Treue königlich, zuweilen schon in dieser Welt.

Die Weisen aus dem Morgenland, sie fielen nieder und beteten das göttliche Kind an. Gott gebührt die Anbetung des Menschen. Die Anbetung Gottes ist die höchste Äußerung unseres Menschseins. Nicht wir machen Gott groß, wenn wir ihn anbeten, sondern er macht uns groß. Der Mensch ist das einzige Wesen in der Schöpfung Gottes, das anbeten kann, das aber auch anbeten muss. Anbeten kann man nur Gott, denn anbeten meint nichts Anderes als sich dem zu Eigen zu geben, dem man sich ganz und gar verdankt. Bei der Anbetung übergeben wir uns dem in Freiheit, dem wir ohnehin gehören. Indem wir das tun, indem wir uns Gott schenken, erhalten wir uns jedoch neu zurück.

Herodes, der Gegenspieler der Weisen, steht für die vielen, die Gott nicht anbeten wollen oder ihn gar nicht anbeten können. Sie verschließen sich vor Gott und verfallen dem Vergänglichen, dem eigenen Ich, oder sie verfallen irgendwelchen Menschen oder gar irdischen Mächten, wie dem Besitz, der Ehre und dem Ruhm bei den Menschen oder dem Genuss.

Wer Gott die Anbetung verweigert, der betet sich selber an, oder er betet die Menschen an oder gar Dinge, der treibt Götzendienst oder lässt ihn zu oder nimmt ihn entgegen. Solcher Götzendienst aber macht uns nicht frei, er erfüllt uns nicht, er kann uns nicht erfüllen, vielmehr enttäuscht er uns, muss er uns enttäuschen, jedenfalls auf die Dauer. Gott entlässt den Menschen in Freiheit, die Menschen und die Dinge aber versklaven ihn. Eine Menschheit, die sich als Ganze weigert, das Knie zu beugen, gerät in die Krise, gerät in Aufruhr und in Unfrieden. So erfahren wir es heute augenfällig. Eine nie gekannte Häufung von persönlichen Lebenskrisen, die Radikalisierung der Menschen, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die Eskalation der Schrecken und der Vernichtung, das sind letzten Endes die Früchte der Verweigerung der Anbetung Gottes.

Die Weisen lehren uns, dass wir uns auf den Weg machen, wenn wir Gottes Zeichen erkennen oder auch wenn Gott leise bei uns anklopft, und immer neu aufbrechen, dass wir den Zeichen nachgehen, die Gott uns schenkt, die uns stets zur demütigen Anbetung des allmächtigen Gottes führen, zur Anbetung dessen, dem wir unser Dasein verdanken und der uns durch die Erlösung zu einem herrlichen Ziel gerufen hat. Der Aufbruch und die Anbetung, dahinter verbirgt sich unser christliches Lebensprogramm. Verwirklichen wir dieses, so haben wir in ihm die Garantie für ein gelungenes Leben, schon in dieser Zeitlichkeit, dann aber vor allem in der Ewigkeit. Unser aller Ziel ist der Mensch gewordene Sohn des ewigen Gottes, das Kind von Bethlehem. Suchen wir dieses Kind, beten wir es an, so macht es und

so machen wir zusammen mit ihm unsere Lebensgeschichte zur Heilsgeschichte. Ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn aber finden wir nicht ohne seine Mutter. So war es in jenen Tagen, so wird es immer wieder sein bis zum Jüngsten Tag. Wir alle sind berufen, uns immer wieder auf den Weg zu machen und gleichsam mit den Weisen nach Bethlehem zu gehen, um Gott anzubeten. Aber nicht alle machen sich auf und nicht alle beugen das Knie. Das ist eine tiefe Tragik, gegen die wir uns stellen müssen. Am Aufbruch und an der Anbetung hängen Heil und Unheil für uns, für uns und für alle, denn die Berufung Gottes gilt allen. Amen.

## FEST DER TAUFE JESU

### „WOHLTATEN SPENDEND ZOG ER UMHHER“

Die Taufe Jesu ist ein markantes Ereignis, alle Evangelisten berichten von ihr. Mit ihr begann der Mensch gewordene Sohn des ewigen Gottes seine öffentliche Tätigkeit, die Verkündigung der Gottesherrschaft und sein segensreiches Wirken. Davon ist in der (zweiten) Lesung der heutigen Festtagsmesse die Rede: Er, den Gott mit dem Heiligen Geist gesalbt hatte, zog Wohltaten spendend umher und heilte alle, die vom Teufel geknechtet waren. Gott hatte ihn mit dem Heiligen Geist gesalbt. Das ist eine Anspielung auf seinen Namen, denn schon bald wurde er der Messias genannt, der Gesalbte. Dort wo man griechisch sprach, nannte man ihn dann Christus, das ist die Übersetzung von Messias. Aus Christus wurde dann ein Eigenname, deshalb hat man diese Bezeichnung nicht in weitere Sprachen übertragen. Gesalbt wurden in Israel Könige und Priester. Sie bedurften der besonderen Gnade Gottes.

Auf den mit dem Heiligen Geist Gesalbten spielt der alttestamentliche Prophet Jesaja an, wenn er feststellt, der Messias werde die Fülle des göttlichen Geistes besitzen, nämlich den Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Wissenschaft und der Frömmigkeit, vor allem aber werde er in seinem Wirken bestimmt sein von der Gottesfurcht (Jes 11, 2; 61, 1).

Wohltaten spendend zog er umher, und er heilte alle, die vom Teufel geknechtet waren. So heißt es in der (zweiten) Lesung des heutigen Festtags. Wenn wir es genauer nehmen, bestand sein Wirken darin, dass er eine Botschaft verkündete, er selber verstand sie als eine frohe Botschaft oder als ein froh machende, und dass er Wunder, außergewöhnliche Taten, wirkte, die seine Botschaft veranschaulichen sollten. Auf eine kurze Formel gebracht, lautete diese seine Botschaft: Das Reich Gottes oder besser noch, die Gottesherrschaft, ist nahe, kehrt um und glaubt daran. Und das Wirken, das seine Botschaft veranschaulichen sollte, gipfelte in der Austreibung der bösen Geister oder in der Befreiung der Menschen aus der Knechtschaft des Teufels.

Christus versteht die Sünde als Geknechtetsein durch den Teufel. Demnach kommt es ihm, wenn wir sein Wirken recht verstehen, in erster Linie auf den Glauben an die Herrschaft Gottes oder an das Reich Gottes an und auf die Vergebung der Sünden.

Das Eine wie das Andere wird uns in der Taufe geschenkt, nicht in jener Taufe, die Christus empfangen hat, sondern in jener, die er seinen Jüngern zu spenden aufgetragen hat. Die Taufe schenkt uns den Glauben, und sie befreit uns aus der Knechtschaft der Sünde, aber nicht magisch. Sie öffnet uns die Tür, aber sie erspart uns nicht die Mühsal der Annahme. Das Gleiche

che geschieht im Grunde in allen Sakramenten. Das übernatürliche Wirken Gottes setzt das natürliche Bemühen des Menschen voraus.

Anders ist das im esoterischen oder im gnostischen Weltverständnis, das gegenwärtig die Glaubensverkündigung und das übrige Wirken der Kirche unterwandert, ohne dass die Verantwortlichen es recht merken. Da gilt ein gespielter totaler Optimismus im Sinne der „schönen neuen Welt“ von Aldous Huxley († 1963), wenn nicht gar das Prinzip „tu, was du willst“, „tu, was dir ein gutes feeling“ verschafft. Aber davon soll an dieser Stelle nicht die Rede sein.

Wenn es Christus auf die Verkündigung des Reiches Gottes ankommt und auf die Vergebung der Sünden, dann besteht unsere christliche Berufung vor allem darin, dass wir glauben und dass wir das Böse bekämpfen, in uns und um uns. Dann besteht die Aufgabe der Kirche vor allem darin, dass sie das Evangelium verkündet, das ganze Evangelium, nicht selektiv, und dass sie das Böse überwindet, in ihrem eigenen Inneren und in der Welt, soweit das möglich ist.

Bedenken wir das, so liegt es nahe, dass uns das Wort des Heiligen Vaters von der Entweltlichung in den Sinn kommt, das entscheidende Vermächtnis seines Deutschlandbesuchs im vergangenen September, gegen das sich - bezeichnenderweise - so viele wehren, das so viele entweder zurückweisen oder geschickt umdeuten. Das würde nicht geschehen, wenn wir mehr in den heiligen Schriften zu Hause und mehr im Glauben der Kirche verwurzelt wären.

Jesus erklärt seinem Richter: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36). Die Welt ist der Ort der Bewährung für die Kirche wie auch für den Einzelnen. Für den Einzelnen wie auch für die Kirche als Ganze geht

es um den Glauben an das Wort Gottes, nicht an menschliche Worte, die allzu oft an die Stelle des Gotteswortes treten, und um die Auseinandersetzung mit dem Bösen, um die Überwindung der Sünde, um das Streben nach der Heiligkeit des Lebens. Diese Seite der christlichen Wirklichkeit, wie oft wird sie an den Rand gerückt in unseren Gemeinden. Kritisch hat man von einem Vollkommenheitswahn gesprochen, der das Leben vieler bestimmt, die sich Christen nennen. Es gibt heute kaum ein aktuelleres Schriftwort als jenes, das wir bei dem Völkerapostel Paulus finden: „Werdet der Welt nicht gleichförmig“ (Rö 12, 2).

Als Sauerteig müssen wir wirken in unserer Welt. Das können wir aber nur, wenn wir uns bemühen, Sauerteig zu sein (Mt 13, 33; Lk 13, 21). Die Welt muss verchristlicht werden, nicht aber darf das Christentum verweltlicht werden. Die erste Verantwortung dafür tragen die Hirten, aber jeder Einzelne von uns trägt mit an dieser Verantwortung. Der Zeugnischarakter unseres Glaubens ist ein Wesensmoment unserer Berufung, der Berufung des Einzelnen und der Kirche als Ganzer.

Wohltaten spendend zog er umher, der Messias, in den wenigen Monaten, über die sich seine öffentliche Wirksamkeit in einem Winkel der Erde, so müssen wir schon sagen, erstreckt hat. Sie bestand in der Verkündigung des Gotteswortes und in der Auseinandersetzung mit dem Widersacher Gottes, im Kampf gegen das Böse. Seine Sendung war an Gott orientiert, und er wollte die Menschen zur Gemeinschaft mit Gott führen, sie hatte ein übernatürliches Ziel, das Reich Gottes oder die Gottesherrschaft und die Überwindung des Widergöttlichen. Die Berufung der Kirche und die Berufung eines jeden von uns müssen sich daran orientieren. Das bedeutet nicht die Bestätigung der Welt in ihrer Weltlichkeit, sondern die Entweltlichung der Kirche und des Christentums. Die Kirche und unser Glaube befinden sich heute in einer schweren Krise. Eine Neuorientierung ist ein Gebot der

Stunde, eine Neuorientierung nach innen. Für einen jeden von uns bedeutet das mehr Glaube, der sich vor allem in mehr Gebet äußert, und mehr Auseinandersetzung mit der Sünde im konsequenten Streben nach einem heiligen Leben. Amen

## 2. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „DER LEIB IST NICHT FÜR DIE UNZUCHT DA“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags legt es nahe, in dieser Predigt über die Tugend der Keuschheit nachzudenken. Über sie wird heute weniger gesprochen in der Glaubensverkündigung und noch weniger in der Katechese, obwohl sie einerseits von grundlegender Bedeutung ist für das christliche Leben, andererseits aber in der Gegenwart in vielfacher Weise geschmäht wird und die Verfehlungen gegen sie heute zahllos sind.

In der Gemeinde von Korinth gab es Christen, die allgemein sehr frei dachten in sittlichen Fragen, die vor allem eine libertinistische Sexualmoral vertraten und praktizierten und ihre Praxis mit theologischen Scheinargumenten zu rechtfertigen suchten, wie das heute nicht sehr viel anders der Fall ist. Dagegen nun nimmt Paulus Stellung, und zwar nachdrücklich, wenn er erklärt, dass die Freiheit des Christen vom Gesetz des Alten Bundes keineswegs Ungebundenheit und Zügellosigkeit bedeutet, dass sie vielmehr wesentlich auf ein Ziel ausgerichtet ist, auf das natürliche Gesetz Gottes als Voraussetzung für das Bestehen im Gericht Gottes und als Voraussetzung für die ewige Herrlichkeit bei Gott. Er betont dabei, dass der Christ sein Ziel verfehlt, wenn er sich zum Sklaven seiner Triebe macht, dass die Unzucht den Menschen entwürdigt und dass sie den übernatürlichen wie auch den natürlichen Adel des Menschen schändet. Und mehr noch: Er betont, dass der ganze Mensch durch die Taufe geheiligt ist und

dass die Leiber der Getauften Glieder Christi sind, dass also die Taufe die Seele und den Leib des Getauften heiligt.

Paulus tritt an dieser Stelle in seiner Apologie für das christliche Leben nachdrücklich für die Tugend der Keuschheit ein, für die heilige Reinheit - so eine beliebte Bezeichnung der Kirche für diese Tugend -, von der man heute nicht nur außerhalb der Kirche, also in der profanen Welt, nur wenig hält, um nicht zu sagen gar nichts mehr hält. Viele bezeichnen die Tugend der Keuschheit als altmodisch, werten sie ab als Angst vor der Leidenschaft oder als sexuelle Gehemmtheit und „Verklemmtheit“. Das kann den Wert dieser Tugend und ihre Bedeutung für das christliche Leben und überhaupt für ein humanes Leben jedoch nicht in Frage stellen.

In dreifacher Gestalt begegnet uns die Tugend der Keuschheit. Dabei hat sie jeweils ein anderes Gesicht - so betonen es schon die Kirchenväter -, ob sie uns als Tugend für allein Lebende begegnet und für junge Menschen oder für Verheiratete oder für solche, die in gottgeweihter Ehelosigkeit leben.

Allgemein kann man von dieser Tugend sagen, dass sie uns zu warten lehrt in einer Kultur, die alle Dinge sofort haben will. Konkret verlangt sie Disziplin und Selbstbeherrschung von uns. Im Weltkatechismus heißt es: „Die Keuschheit erfordert das Erlernen der Selbstbeherrschung, die eine Erziehung zur menschlichen Freiheit ist“ (Nr. 2339). Der Weltkatechismus rechtfertigt diese Feststellung mit den Worten: „Entweder ist der Mensch Herr über seine Triebe und erlangt so den Frieden, oder er wird ihr Knecht und somit unglücklich“.

In solcher Argumentation beruft sich der Weltkatechismus auf die Weisheitsliteratur des Alten Testaments, spricht dabei jedoch die gleiche Sprache, wie sie die Vernunft des Menschen spricht.

Zur Selbstbeherrschung als Weg zur Keuschheit muss hinzukommen die Pflege des Verzichtes, des Opfers und des Gehorsams, vor allem aber die Pflege der Schamhaftigkeit, die ihrerseits eine natürliche Hilfe ist, welche eine widergöttliche Welt heute in vielfältiger Weise zynisch niederreißt.

Eingeübt wird die Tugend der Keuschheit nicht zuletzt durch das Bemühen um selbstlose Nächstenliebe, durch ein intensives Gebetsleben und durch den regelmäßigen Empfang der Sakramente, des Sakramentes der Eucharistie und des Sakramentes der Buße.

Die Keuschheit, in der es letztlich, wie gesagt, um die Würde des Menschen geht, ist als sittliche Tugend auch eine Gabe Gottes, eine Gnade, und eine Frucht des Heiligen Geistes. Ohne sie kann es keine wahre Liebe geben. Papst Pius XII. nennt sie deshalb „die Atmosphäre in der die Liebe atmen kann“. Der Atem ist das entscheidende Element des Lebendigen. Da wo man nicht mehr atmet, da stirbt man. Ohne die Tugend der Keuschheit gibt es keine wahre Liebe. Damit ist jene Liebe gemeint, die auf die Person gerichtet und mit der Treue verbunden ist.

Wie der 1. Timotheusbrief feststellt, ist die Tugend der Keuschheit aufs Engste mit der Tugend der Gottesfurcht verbunden (1 Tim 2, 10). Sicher ist, dass, je mehr ein Mensch in der Gegenwart Gottes lebt, in ihm sich umso stärker ein Widerwille gegen jeden Missbrauch der Geschlechtlichkeit entwickelt, ein Widerwille, der schließlich so automatisch funktioniert, wie das Auge automatisch blinzelt, wenn Staub in es eindringt (Fulton Sheen). Umgekehrt gilt dann natürlich auch:

Je mehr ein Mensch sich von Gott entfernt, umso weniger kann er die heilige Reinheit leben. Das bestätigt die alltägliche Erfahrung mehr als tausendfach.

De facto ist die Tugend der Keuschheit sehr eng mit dem Erkennen der Wahrheit verbunden. Darauf verweist der universale Lehrer der Kirche, der heilige Thomas von Aquin († 1274), wiederholt. Bedenken wir das, dann gehen uns große Zusammenhänge auf.

„Selig, die reinen Herzens sind“, heißt es in der Bergpredigt, „denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5, 8). Das gilt in gewisser Weise schon für unser irdisches Leben.

Wenn junge Menschen sich der Weisheit der Kirche anvertrauen, festigen sie ihre Liebe und stellen sie ihre Liebe unter Beweis durch Keuschheit. Je echter und tiefer diese ihre Liebe ist, umso mehr wird sie ihnen behilflich sein, sich selbst in Reinheit zu bewahren (vgl. Johannes Paul II, Enzyklika „Familiaris consortio“, 1981, Nr. 33). In der Tat, wirkliche Liebe verführt nicht zur Sünde, vielmehr bewahrt sie vor ihr. Der Völkerapostel Paulus schreibt an die Römer: „Liebe tut dem andern nichts Böses“ (Röm 13, 10).

Erziehung zur Keuschheit bedeutet Erziehung zur Mäßigkeit und zum Opfer. Das ist bedeutsam für alle, die in diesem Bereich Verantwortung tragen.

Die Zerstörung der Sexualmoral, die heute gigantische Ausmaße erreicht hat - man hat von einer sexuellen Revolution gesprochen -, ist ein wesentlicher Punkt jener neuen extrem destruktiven Weltanschauung, die der Heilige Vater in kritischer Zeitanalyse immer wieder als Relativismus bezeichnet. Zugrunde liegt ihr letzten Endes eine Aktion, die sich als „die sanfte Verschwörung des Wassermannes“ versteht.

Diese gigantische Zerstörung der Sexualmoral geht einerseits Hand in Hand mit der Entfremdung der Menschen vom Christentum, und andererseits bedingt sie die Abwendung von der Kirche in einem ganz großen Stil. Sie hat ihrerseits aber die Abtreibung und ihre Ausbreitung, ja, ihre Qualifizierung als Menschenrecht zur Folge. Denn wo ohne Verantwortung der Sexualtrieb betätigt wird, da ist es geradezu notwendig, dass, wo immer dieser fruchtbar wird, das Ergebnis dieser Fruchtbarkeit wieder beseitigt wird.

Was besonders verhängnisvoll ist, das ist das Faktum, dass der Sexualismus unserer Tage das Geheimnis menschlicher Geschlechtlichkeit entzaubert, die als solche ein besonderes Geschenk Gottes an die Menschheit ist. Wenn wir ein Geschenk gering achten, achten wir den gering, der es uns geschenkt hat. Geschenke sind immer auch eine Herausforderung für uns.

Der selige John Henry Newman († 1890) schreibt: „Das ist der Ruhm der katholischen Religion, dass sie die Gabe hat, die jungen Herzen keusch zu machen. Und warum, wenn nicht deshalb, weil sie uns Jesus Christus zur Nahrung gibt, und Maria zur Nährmutter“ (Religiöse Vorträge an Katholiken und Protestanten, Mainz 1851, 335). Die Jugendfunktionäre der Kirche sind davon allzu weit entfernt.

Ohne sexuelle Disziplin gibt es keine dauerhaften Ehen und keine glücklichen Familien, mehr noch, ohne sie zerstört die Gesellschaft sich selber auf die Dauer.

Die Keuschheit ist die Voraussetzung zur treuen Liebe, ja sie ermöglicht sie erst. In jedem Fall bringt sie uns den inneren Frieden, von dem allzu viele Menschen heute nur noch träumen können. Wer die Keuschheit abschafft, ist ein Totengräber der Menschheit.

Die sexuelle Permissivität zerstört letzten Endes den Sinn für Gott und für die Religion. Und wo man ohne Gott und ohne Religion lebt, da bleibt nur noch das exzessive Streben nach dem Genuss, nach der Ausschweifung und nach der Ungebundenheit im Bereich der Geschlechtlichkeit, wenn man einmal absieht von dem Streben nach Besitz und Macht und Ehre. Hier sind junge Menschen oft allzu sehr den Lügen unserer Zeit ausgesetzt, weshalb viele heute zutiefst verwundet sind. Keine Sünde ergreift den ganzen Menschen so tief und so unmittelbar wie die Unzucht. Wir verfehlen unser Ziel, wenn wir zu Sklaven unserer Triebe werden.

Der Weltkatechismus versteht die Tugend der Keuschheit als geglückte Integration der Geschlechtlichkeit (Nr. 2237). Und er erklärt, allein dem keuschen Menschen gelinge es, die in ihm angelegten Lebens- und Liebeskräfte unversehrt zu bewahren (Nr. 2338). Wir dürfen ergänzen „und ein gesundes, harmonisches und friedvolles Leben zu führen“. Amen.

### 3. SONNTAG IM JAHRESKREIS

#### „DIE ZEIT IST ERFÜLLT“

Jesus hat seine Botschaft auf eine kurze und einprägsame Formel gebracht - darauf verweist das Evangelium des heutigen Sonntags -, wenn er verkündet hat: Die Zeit ist erfüllt, das Gottesreich ist nahe, kehrt um und glaubt an die frohe Botschaft. In dieser Kurzfassung der Verkündigung Jesu begegnen uns vier Gedanken, zwei Aussagen und zwei Aufforderungen: Es wird die Fülle der Zeit und die Nähe des Gottesreiches angekündigt, und es ergeht ein zweifacher Appell an die, die die Botschaft vernehmen, eine zweifache Einladung, Umkehr und Glaube. Weil die Fülle der Zeit herbeigekommen und damit das Reich Gottes oder die Gottesherrschaft nahe ist,

deshalb sollen die Hörer der Predigt Jesu umkehren und an den glauben, der das Gottesreich oder die Gottesherrschaft bringt, mit dem das Gottesreich oder die Gottesherrschaft verborgen schon da ist.

Die Aufforderung zur Umkehr steht im Zentrum der Verkündigung Jesu. Sie ist nicht neu.

Denn so predigten alle Propheten der Vorzeit, so predigte der Prophet Jona in Ninive, so predigte auch Johannes der Täufer. Die Aufforderung zur Umkehr meint eigentlich ein Umdenken, so der genaue Sinn des griechischen Wortes „metanoete“. Das lateinische Wort, das da steht, bedeutet soviel wie „tut Buße“, oder „bereut eure Sünden“. „Paenitemini“ heißt es da.

Die Umkehr meint die Abwendung von der ungeordneten Anhänglichkeit am Geschöpflichen, an dieser unserer sichtbaren Welt, und die vorbehaltlose Hinwendung zu Gott. Immer sind wir versucht, uns an das Sichtbare zu binden, den unsichtbaren Gott nicht zu beachten, ihm gegenüber gleichgültig zu sein und uns so von dem Vergänglichen in Anspruch nehmen zu lassen, dass wir darüber das Unvergängliche vergessen. Stets sind wir versucht, nur dem Vordergründigen zu leben und uns davon zu dispensieren, tiefer nachzudenken. Das war vor 3000 Jahren nicht anders als heute.

Gleich im ersten Buch der Heiligen Schrift des Alten Testamentes lesen wir: „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“ (Gen 8, 21). Weil dem so ist, deshalb bedürfen wir der Umkehr nicht nur einmal, deshalb müssen wir uns immer wieder bemühen, unser Leben auf Gott hin auszurichten.

Die fortwährende Umkehr, die daraus folgt, dass unser Herz zum Bösen geneigt ist von Jugend auf, sie geht dem modernen Menschen nicht leicht ein. Er meint, der Mensch sei gut von Natur aus, vor allem meint er, er selber sei es. Nicht selten wird er in solchem Denken von den Ambonen unserer Kirchen bestätigt. Denn selbst in der offiziellen Verkündigung der Kirche spielt die Wirklichkeit der Sünde und dementsprechend die Wirklichkeit der Erlösung vielfach nur noch eine geringe Rolle oder keine Rolle mehr.

Wenn wir nicht um unsere Verkehrtheit wissen, und wenn wir es nicht mehr wissen oder auch nicht mehr wahr haben wollen, dass wir Sünder sind, dann geht die Umkehrforderung Christi ins Leere, dann ist sie gegenstandslos. Genau das ist heute oftmals die Situation bei den Predigern und bei den Hörern der Predigt. Symptomatisch ist es, dass der Bußritus am Beginn der Heiligen Messe sehr oft wegfällt oder nur schwach hervortritt und dass das Bußsakrament für viele nicht mehr existent ist.

Dass das Gesetz der Sünde in uns wirkt, das zu wissen, dazu bedarf es jedoch nicht einmal der Offenbarung Gottes, denn wenn wir die Augen aufmachen und ein wenig nachdenken, so haben wir einen lebendigen Kommentar zu dem Schriftwort „das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“. Viele leben heute gottlos und passen sich dem Zeitgeist an, sie lassen sich gehen oder tun gar bewusst immer nur das, was ihnen gefällt, nicht was Gott gefällt. Das Gute geschieht nicht von selbst. Wir müssen uns darum bemühen und im Alltag bewusst nach ihm streben. Ohne den beständigen Kampf gegen die Sünde gibt es kein Heil für uns. „Brüder, seid nüchtern und wachsam, denn der Widersacher Gottes, der Teufel, geht um wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge“, schreibt Petrus, der erste Papst der Kirche Christi (1 Petr 5, 8).

Die Umkehr ist die Voraussetzung für den Glauben an die frohe Botschaft vom Gottesreich und für das Heil. Immerfort bedürfen wir der Umkehr, müssen wir bemüht sein, unser Leben auf Gott hin auszurichten, müssen wir mit den irdischen Bindungen brechen und den Egoismus überwinden, der unser Leben prägt.

Die Botschaft vom Gottesreich und von der Umkehr ist eine frohe Botschaft, eine gute Nachricht. Sie bringt uns Rettung und Heil, Frieden und wahre Freiheit, wenn wir sie hören, sie annehmen und nach ihr leben. Sie bringt jedoch den Untergang statt der Rettung, wo immer sie zurückgewiesen wird, total oder auch partiell. Viele wollen das heute nicht wahr haben. Zu ihnen zählen zuweilen auch die amtlichen Verkünder des Evangeliums.

Der Mensch kann weghören, wenn die Botschaft Gottes an ihn ergeht, er kann der Einladung Gottes ausweichen, er kann sich dem Ruf Gottes entziehen, er kann sich Gott versagen. Aber dieses Sich-Versagen führt ihn ins Unheil, oftmals schon in dieser Welt.

Gott straft sein Volk, wenn es abfällt von ihm, und er wendet sich ihm wieder zu, wenn es sich bekehrt, er belohnt es, wenn es seine Gebote hält, er bestraft es, wenn es seine eigenen Wege geht. Das ist eine Grundaussage des Alten, aber auch des Neuen Testaments. Wenn das heute nicht mehr gilt, so ist das nicht nur eine neue Konfession, die sich da etabliert, sondern eine neue Religion.

De facto gilt es für viele nicht mehr, dass Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft. Die einen sagen es ausdrücklich, die anderen verhalten sich im Leben so, als ob es so wäre. Dass das falsch ist, das wissen im Grunde alle Religionen.

Aus Heil wird Unheil, wenn der Mensch sich der Heilsbotschaft Gottes widersetzt oder wenn er die Botschaft annimmt, aber nicht nach ihr lebt. Wer das Heil nicht wählt, wählt das Unheil, mit innerer Notwendigkeit, denn es gibt kein Mittleres zwischen Heil und Unheil. Nicht immer verhindert es Gott, dass wir ins Unglück laufen.

Klassisch ist jene Stelle im Buch Deuteronomium, an der Mose das Volk Israel vor die Wahl stellt und ihm erklärt: Wenn du den Geboten Gottes folgst, ruht der Segen Gottes auf dir, folgst du ihnen aber nicht, gehst du deine eigenen Wege, dann wählst du den Fluch (Dtn 11, 26 f, vgl. Dtn 30, 19). Eine Wahl zwischen Leben und Tod! Nicht anders stellt der Prophet Jona die Bewohner der Stadt Ninive vor die Wahl. So die (erste) Lesung des heutigen Sonntags. Sie bekehrten sich, die Bewohner von Ninive, und das Unheil kam nicht über sie.

Nicht nur der Einzelne wählt das Unheil, wenn er Gott verlässt, das gilt auch für ganze Völker. Ein verbreiteter Übermut und ein elitärer Hochmut nehmen das heute vielfach nicht mehr zur Kenntnis, auch in der Kirche nicht. Deshalb muss es mit besonderem Nachdruck gesagt werden.

In der heiligen Messe beten wir im ersten Hochgebet kurz vor der Wandlung, Gott möge uns vor dem ewigen Verderben bewahren. Gott respektiert das freie Wollen des Menschen. Die Versöhnung mit ihm setzt die Bekehrung des Menschen voraus. Diese aber kann man nicht gegen die Barmherzigkeit Gottes ausspielen, wie das heute immer wieder geschieht - im Kontext einer schwachen Vernunft und einer noch schwächeren sittlichen Empfindsamkeit.

Die Wehrufe Jesu sind ein wesentlicher Teil seiner frohen Botschaft (Lk 6, 24 ff). Schon im Alten Testament begegnen sie uns immer wieder. Jesus

weint einmal über Jerusalem (Lk 19, 41 - 44), und er erklärt: „Die Männer von Ninive werden beim Gericht gegen diese Generation auftreten und sie verurteilen; denn sie haben sich nach der Predigt des Jona bekehrt. Hier aber ist einer, der mehr ist als Jona“ (Mt 12, 41; Lk 11, 32).

Vier Gedanken bestimmen das Evangelium des heutigen Sonntags, zwei Aussagen und zwei Aufforderungen. Entscheidend ist in der Verkündigung Jesu die Aufforderung zur Umkehr, die zusammen mit dem Glauben, mit dem gelebten Glauben, die Voraussetzung für das Heil ist. Die Predigt Jesu lebt fort in der Verkündigung der Kirche, die Kirche ist der gegenwärtige Christus, die Kirche der Jahrhunderte, so hat sie sich immer verstanden. Ohne den beständigen Kampf gegen die Sünde gibt es kein Heil für uns. Gott belohnt das Gute, und er bestraft das Böse, das gilt auch heute. Der Einzelne, aber auch die Völker wählen durch ihr Leben zwischen Segen und Fluch, sie wählen das Leben oder den Tod. Im Stundengebet der Kirche vernehmen wir täglich die Worte des Psalmisten: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht eure Herzen“ (Ps 94, 8). Die Einladung Gottes wird uns zum Unheil, wo immer wir uns ihr verschließen. Amen.

#### 4. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DAMIT IHR EHRBAR UND BEHARRLICH DEM HERRN  
ANHANGET“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags ist nicht ganz leicht zu verstehen, zumindest kann sie missverstanden oder auch missdeutet werden, zumal sie aus dem Zusammenhang herausgenommen ist. Ihr Grundgedanke ist die Würdigung der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen, man kann hier auch sagen um Christi willen, denn Christus sagt es wiederholt in den

Evangelien, dass in ihm das Gottesreich schon angebrochen ist, dass in ihm die Gottesherrschaft schon ihren Anfang genommen hat.

In dreifacher Gestalt gibt es die Ehelosigkeit in der Kirche, die eigentlich mehr ist als Ehelosigkeit: im Ordensleben, im Priestertum und in einer persönlichen, man könnte auch sagen, mehr privaten Form, in der jemand sich Christus anvermählt. Genau darum geht es in der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen, um die Vermählung mit Christus. Das ist eine Lebensform, die man nur aus dem Glauben verstehen kann. Darum versteht man sie dort nicht, wo der Glaube verloren gegangen ist oder nur noch auf einer Sparflamme brennt, wie das heute auf weite Strecken der Fall ist. Es ist aber eine Frage des Charakters und der Erziehung, dass man nicht über Dinge redet, von denen man nichts versteht.

Als die Jünger Jesu ihr Unverständnis gegenüber der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen bekunden, erklärt Jesus ihnen: „Wer es fassen kann, der fasse es“ (Mt 19, 12). Sie ist ein Opfer, die Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen. Und sie muss es sein, wenn sie das sein will, was sie ist. Verzicht ist immer ein Opfer. Das ist die negative Seite der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen. Ihre positive Seite ist die innige Lebensgemeinschaft mit Christus, die durch sie ermöglicht wird. Ermöglicht wird, müssen wir sagen, denn nicht immer wird sie Wirklichkeit, diese innige Lebensgemeinschaft mit Christus.

Im Vergleich mit dem Verzicht, mit dem Opfer, ist diese ein beglückender Reichtum. Die Heilige Schrift spricht von dem hundertfachen Lohn der konsequenten Christus-Nachfolge (Mt 19, 29). Das ist zunächst damit gemeint.

Bei der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen handelt es sich - so kann man sagen - um eine höhere Form von Brautschaft und Ehe. Ihr entspricht die geistliche Vater- und Mutterschaft, die fruchtbarer ist als die natürliche Vater- und Mutterschaft, der Möglichkeit nach, das ist klar.

Die Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen ist eigentlich die letzte Konsequenz der Hinwendung zu Christus und zu Gott. Und die letzte Konsequenz der Hinwendung zu Christus und zu Gott hat die Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen zur Voraussetzung. Christus aber ist der, „der unser Leben hell und froh macht“, so Papst Benedikt beim Angelus am 15. Januar.

Ob ein solches Leben möglich ist? „Wer glaubt, dem ist alles möglich“, erklärt Christus (Mk 9, 23), und der Völkerapostel Paulus fügt dem hinzu: „die Gnade Gottes wird es vollenden“ (2 Kor 8, 6). Von sich selber sagt er: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin“ (1 Kor 15, 10).

Wir alle finden das Heil nur, wenn wir uns in der Gnade der Taufe Christus und Gott zuwenden, in Liebe und Hingabe. Im christlichen Leben geht es darum, dass wir Christus anhängen und dass wir Gott angehören, dass wir uns Christus und Gott zu Eigen geben und ganz für die Ewigkeit leben. In dieser Hinsicht ist nun der Verheiratete geteilt, so sagt es unsere Lesung, ist der Verheiratete stärker der Welt verhaftet als der Unverheiratete. Das muss nicht so sein, aber allzu oft ist das so. Demgegenüber ist der Unverheiratete ungeteilt in seiner Hingabe, jedenfalls vom Ideal her.

Die eheliche Liebe muss nicht in Konkurrenz treten zur Gottesliebe oder zur Christusliebe, aber immerhin bedeutet sie das Geteiltsein zwischen den „irdischen Dingen“ und der „Sache des Herrn“.

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard († 1855), ein tief frommer protestantischer Christ, empfand die Verpflichtung zum „ungeteilten Dienst“ so stark, dass er seine Verlobung löste und fortan um Christi willen ehelos lebte. Die Verse unserer Lesung hatten es ihm angetan.

Gemeint ist mit der Ehelosigkeit um Christi willen ein jungfräuliches Leben, ein gottgeweihtes Leben in der Jungfräulichkeit. Ein bedeutendes Motiv für ein solches ist nicht zuletzt die Tatsache, dass die Gestalt dieser Welt vergeht. Darauf verweist der heilige Paulus in dem nämlichen Brief, dem unsere Lesung entnommen ist (1 Kor 7, 31). „Wir haben hier keine bleibende Stätte“ (Hebr 13, 14), „unsere Heimat ist im Himmel“ (Phil 3, 20). Das Irdische bleibt nicht, es täuscht nur dem Oberflächlichen Beständigkeit vor.

Der Weg zur Heiligkeit des Lebens ist objektiv betrachtet leichter für den, der im Opfer die Ganzhingabe an Christus wählt. Damit ist aber nicht gesagt, dass der Ehelose dem Verheirateten überlegen ist. Denn das Maß der Größe vor Gott ist hier die Liebe zu Gott, die Hingabe an Christus und seine Kirche.

Dass wir Christus anhängen und dass wir uns von der Welt distanzieren, das ist ein Gebot für alle. Aber jene, die aus religiösen Gründen auf die Ehe verzichten, haben es da leichter. Und sie sind eine Mahnung und Hilfe für die Verheirateten, dass sie sich durch die irdischen Sorgen nicht allzu sehr ablenken lassen von dem einen Notwendigen, von der lebendigen Gemeinschaft mit Christus, mit dem himmlischen Christus und mit dem in der Gestalt der Kirche in der Welt fortlebenden Christus.

Paulus empfiehlt das jungfräuliche Leben in unserer Lesung, er möchte die Korinther vor den irdischen Sorgen bewahren, gleichzeitig betont er aber,

dass niemand dazu gezwungen werden, dass es nur frei gewählt werden kann.

Nun ist die Ehelosigkeit um Christi willen höchst angemessen für jene, die im Priestertum Christus in der Welt repräsentieren, die in der Verkündigung des Evangeliums und in der Spendung der Sakramente an seine Stelle treten und dafür den beruflichen und wirtschaftlichen Sorgen enthoben sind. Darum hat die Kirche sie seit ihren Urtagen für die Priester zum Gesetz erhoben. Niemand ist verpflichtet, Priester zu werden. Wenn er es aber wird, kann er es nur so werden, wie es die Kirche vorsieht. Dabei hat niemand das Recht, gegen diese Form des Priestertums zu polemisieren, erst recht nicht jener, der Priester ist, wie es heute allzu oft geschieht. Er würde sich damit nicht nur gegen den Glauben der Kirche und gegen die Kirche stellen, er würde damit auch gegen die christliche Toleranz und gegen die christliche Nächstenliebe verstoßen.

Das gilt auch für Politiker, die christlich firmieren, und sich damit für kompetent halten, das ehelose Leben der Priester als überholt zu bezeichnen und den Zölibat zu Fall zu bringen, sie nennen das dann „neue Zugänge zum Priesteramt“ und Weihe der „viri probati“. Das ist heuchlerisch. Heuchlerisch ist es vor allem, wenn sie sagen, sie machten sich Sorgen darum, dass die Kirche in Zukunft nicht mehr genügend Priester habe. Richtiger wäre es, sie machten sich Sorgen um den Glauben, um den eigenen Glauben und um den Glauben in der Kirche überhaupt, und darum, dass sie wirklich christliche Politik machen.

Das Leben in den evangelischen Räten, die in der Ehelosigkeit um des Gottesreiches willen ihr eigentliches Zentrum haben, gilt seit den Urtagen der Kirche als das Ideal des Jüngers Christi. Schon immer begegnet es uns in dreifacher Gestalt. So liegt es irgendwie in der Natur der Sache. Jeder kann

es wählen, wenngleich es auch eine Gabe Gottes ist. Aber Gott schenkt uns seine Gaben, wenn wir ihn inständig darum bitten. Dann aber sind wir wiederum verpflichtet, etwas aus ihnen zu machen. Immer geht es im christlichen Leben darum, dass wir ganz und gar Christus und Gott angehören. Paulus empfiehlt die gottgeweihte Jungfräulichkeit deshalb, weil der Verheiratete in seiner Hingabe an Christus geteilt ist, gewährt jedoch jedem die Freiheit, der Ehe den Vorzug zu geben, denn entscheidend ist die Liebe zu Christus und zu Gott, sowohl für die Unverheirateten wie für die Verheirateten. Dabei muss jeder, wie er betont, seiner Lebensform die Treue halten und das Beste daraus machen.

Im Kontext des Glaubens der Kirche und ihrer Tradition ist es konsequent, dass die Kirche seit ihren Anfängen das Priestertum programmatisch mit der jungfräulichen Gottesweihe verbunden hat. Statt dagegen zu polemisieren, sollte man sich lieber um einen lebendigen Glauben bemühen und inständig um ihn beten. Amen.

## 5. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ER HEILTE VIELE ... UND TRIEB VIELE DÄMONEN AUS“

Jesus predigte, er heilte die Kranken, und er trieb die bösen Geister aus. Er wandte sich den Menschen zu in den Gebrechen des Leibes und der Seele. Davon ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Dabei lebte er selbst in einer unbeschreiblich tiefen Gottverbundenheit. Auch davon ist im heutigen Evangelium die Rede. Die einsame Zwiesprache mit dem Vater im Himmel, sie ist die eigentliche Quelle seines Wirkens.

Er heilte die Kranken und Besessenen. So heißt es im Evangelium. Darum wurde, wo immer er zu den Menschen kam, die Welt heil und gesund und damit glücklich: Heil sein oder im Heil sein, das ist das wahre Glück, andererseits aber ist die Heillosigkeit, das Unheil, der Inbegriff des Unglücks.

Weil durch ihn die Welt und die Menschen heil und gesund und glücklich wurden, deshalb nannten ihn frühere Generationen gern den Heiland. Das ist ein weithin vergessener Name, der jedoch von großer Bedeutungstiefe ist.

Heiland ist eine alte Form von, heute würden wir sagen, „der Heilende“. Die alttestamentlichen Propheten hatten den Messias angekündigt als den, der die Blinden sehend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht (Jes 35, 5 f; 61, 1; vgl. Mt 11, 4 f; Apg 10, 38 f). So sollte er als der Heilende wirken in einem umfassenden Sinn, als der Arzt für Leib und Seele. Das bringt auch der Name „Jesus“ zum Ausdruck. „Jeschua“ wurde er in seiner aramäischen Muttersprache genannt, das heißt zu Deutsch: Gott macht heil, Gott macht gesund. Dazu war er gekommen, er wollte die kranke Welt heilen, einer heillosen Welt das Heil bringen. Dazu kommt er auch heute noch, heute freilich sichtbar nur noch für die Augen des Glaubens. Unsere Welt ist nicht weniger krank und nicht weniger heillos, weil sie sich weithin von ihm, dem Heiland, abgewandt hat.

Weil er die Menschen und die Welt heilen wollte, darum trieb er auch die Dämonen aus. Die Dämonenaustreibungen Jesu, heute ist man geneigt, sie mit den Krankenheilungen in eins zu setzen. Das ist jedoch, gelinde gesagt, allzu oberflächlich, damit wird man der Eigenart der Teufelaustreibungen Jesu bei weitem nicht gerecht. Da geschieht lediglich das, dass die Interpreten ihren eigenen verlorenen Glauben an das Geheimnis der Offenbarung

Gottes sowie an das Geheimnis des Gottmenschen Jesus von Nazareth rechtfertigen.

Die Überwindung der Macht des Bösen in der Welt, hinter der der „Herrscher dieser Welt“ steht, der Widersacher Gottes, den das Johannes-Evangelium den „Menschenmörder von Anbeginn“ (Joh 8, 44) nennt, um sie geht es im Heilswerk Jesu an erster Stelle. Hier ist an das Jesus-Wort zu erinnern: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist in Wahrheit das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Lk 11, 20; Mt 12, 28).

Der Teufel und die Dämonen verursachen auch Krankheiten, und die Besessenheit, wie sie uns die Evangelien schildern, ist oft mit körperlichen und seelischen Krankheiten verbunden, aber die Evangelien führen nicht alle Krankheiten auf dämonischen Einfluss zurück. Zudem: Judas, der unter teuflischem Einfluss Jesus verrät, wird nicht als Besessener dargestellt, und die Besessenen werden uns nicht als Sünder, sondern als wehr- und willenslose Opfer satanischer Mächte geschildert, die von den Dämonen gequält werden.

Das ist der tiefste Sinn dessen, was wir die Erlösung nennen, die Heilung des Menschen von Grund auf. Wo sie wirksam ist, da ist die Erlösung wirksam, und wo die Erlösung wirksam ist, da ist der Mensch und da ist seine Welt heil oder ganz, gesund oder glücklich.

Gebrochenheit und Unordnung, Durcheinander und Verkehrtheit bestimmten einst das Leben der Menschen, weil die ersten Menschen gesündigt hatten und ihre Sünde die ganze Menschheit getroffen hatte. Die Welt hatte sich von dem Heiligen abgewandt. Darum kam Gott selber in diese Welt, um sie zu heilen.

Heute hat sich die Menschheit in weiten Teilen wieder dem Chaos der Gottesferne zugewandt, schwelgt sie in der Sünde, in der Verkehrtheit, setzt sie ihre Hoffnung gänzlich auf diese Welt und stellt sie Gott und die jenseitige Welt von Grund auf in Frage. Da lebt gleichsam die Dunkelheit wieder auf, aus der uns einst der Heiland erlöst hat. Unter diesem Aspekt müssen wir aufs Neue erlöst werden durch den Heiland der Welt, indem wir uns ihm und seiner Kirche wieder zuwenden, muss er uns und die Welt wieder heil und gesund machen, körperlich und seelisch.

Viele spüren es heute, dass sie Heilung brauchen, nur suchen sie sie oft am falschen Ort. Die Wartezimmer der Ärzte wären nicht so stark bevölkert, wenn die Beichtstühle wieder mehr besucht würden, denn dort empfangen wir die heilende Gnade Christi, im Beichtstuhl und an unseren Altären.

Es ist sicher, dass der Friede mit Gott uns auch von vielen körperlichen Krankheiten heilt, wie andererseits der Unfriede mit Gott mannigfache Gebrechen zur Folge hat.

Wenn wir den Statistiken Vertrauen schenken, erfahren wir, dass die Zahl der Suizide heute in bedenklicher Weise ansteigt, auch gar bei Kindern und Jugendlichen. Man kann dafür viele Ursachen namhaft machen, die entscheidende aber ist jene, die man in unserer säkularisierten Öffentlichkeit verschweigt, das Aufwachsen der Kinder und Jugendlichen ohne Gott und ohne Religion und ohne Moral. Wo die Dimension des Heiligen fehlt, da wird der Mensch krank, da kommt das Unheil über ihn, das Unheil der Sinnlosigkeit und der Verzweiflung. Wo an die Stelle der Erlösung und des Heilandes Emanzipation, permanente Aufklärung und marxistische Ideologie treten, da muss eine Generation unheilbar krank werden. Hier ist vor allem an die Sexualisierung unserer Kinder und Jugendlichen zu erinnern, bei der die Vertreter der Kirche vielfach mitmachen aus Angst oder auch

aus Verblendung, bei der sie zumindest nicht laut ihre Stimme erheben. Da ersticken sie die Berufungen zum Priester- und Ordensstand. Wer weiß, wie es heute auf dem Gebiet der Pädagogik aussieht, wundert sich eher darüber, dass die Situation nicht noch schlechter ist.

Die erste Enzyklika des Papstes Johannes Paul II. „Redemptor hominis“, das war im Jahre 1979, spricht von einer Epoche der Erniedrigung des Menschen bis in ungeahnte Abgründe, von einer Epoche der wie nie zuvor niedergetretenen menschlichen Werte als Folge der Verkürzung des Menschen. Die Enzyklika gipfelt in der Feststellung: Das Geheimnis des Menschen erhellt sich nur im Geheimnis des Mensch gewordenen Gottes. Er hat die naturgegebene Würde des Menschen auf wunderbare Weise erneuert und erhöht. Würde diese Wahrheit in der Kirche realisiert, stünde es besser um sie.

Das Entscheidende, das wir für die Welt von morgen tun können, das ist, dass wir Zeugen dieser Erneuerung des Menschen sind und dass wir die Menschen, soweit es an uns liegt, zu Christus führen, der in seiner Kirche auch heute noch das Werk der Erlösung wirkt und den Menschen und der kranken Welt unserer Tage auch heute noch oder heute wieder der Heiland sein will.

Der große Lehrer der Christenheit Thomas von Aquin († 1274) sagt, die gläubige Begegnung mit Christus sei bereits der Anfang des ewigen Lebens, die „inchoatio vitae aeternae“ (II/II, 45, 6; 180, 4), sofern durch ihn das Glück der Ewigkeit, die Seligkeit der kommenden Welt schon in dieser Zeitlichkeit erfahren werde. Darin besteht das heilende Wirken des Heilandes. Er schenkt uns den Anfang des ewigen Lebens in dieser Welt.

Auch heute noch heilt er alle, die sich ihm zuwenden und ihm Vertrauen schenken, die ihn suchen in den Sakramenten seiner Kirche. Stets hat die Gnade Christi das Vertrauen zur Voraussetzung, das seinerseits verbunden ist mit Abwendung von der Sünde und mit der Hinwendung zu Gott und zu Christus.

Das Chaos unserer Welt ist nicht allein das Werk des Menschen. Das bezeugen uns die Dämonenaustreibungen Jesu, die zahlreicher sind als die anderen Wunder, die er gewirkt hat. Gerade unter diesem Aspekt empfiehlt uns Christus, dass wir fasten und beten, um die Macht des Teufels zu überwinden (Mt 17, 20; Mk 9, 29). Die Fastendisziplin ist ebenso konstitutiv für das christliche Leben wie das Gebet. Amen.

## 6. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „FOLGT MEINEM BEISPIEL, WIE ICH DEM BEISPIEL CHRISTI FOLGE“

Zwei Gedanken enthält die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags, zwei Mahnungen, die für das christliche Leben von grundlegender Bedeutung sind: Tut alles zur Ehre Gottes (1), heißt es da, und sucht nicht euer persönliches Interesse oder den eigenen Vorteil, sondern den der anderen, damit sie gerettet werden (2). Diese zwei Mahnungen gehören zusammen, sie bilden gleichsam eine Einheit. Wenn wir Gott wirklich zugewandt sind, dann sind wir auch den Menschen zugewandt, dann geht es uns auch um die Menschen, um ihr zeitliches und vor allem um ihr ewiges Wohlergehen. Wenn wir ehrlich und aufrichtig Gott suchen, werden wir auch die Menschen suchen, wenn wir für Gott leben, so werden wir auch für die Menschen leben.

Es ist nicht so, wie man oft gesagt hat, freilich gegen alle Erfahrung, dass die Gottesverehrung und die Hinwendung zu Gott uns von den Menschen wegführen, im Gegenteil: die Gottlosigkeit ist es, die die Menschen isoliert und einsam macht, und sie zerstört auch das Empfinden für die Würde des Menschen. Das können wir heute zur Genüge im Alltag erfahren, wenn wir nur die Augen aufmachen, in der Kirche und erst recht in der säkularen Gesellschaft.

Gott ist es, der unser Verantwortungsbewusstsein für die Menschen schärft, vor allem im Hinblick auf ihr ewiges Heil. Wenn wir wirklich Gott die Ehre geben und nicht insgeheim uns selber suchen, dann finden wir in unserem Bemühen um die Ehre Gottes nicht nur selber das Heil, dann bemühen wir uns auch nach Kräften darum, dass wir es den anderen bringen, soweit es an uns liegt, und Gott gleichsam unterstützen, der das Heil aller will, freilich nicht unbedingt, sondern bedingt, das muss heute betont werden. Im Grunde geht es hier um das rechte Verständnis des Hauptgebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Dazu einige Überlegungen.

Die Ehre Gottes ist das Fundament und das Ziel der Schöpfung. Das gilt auch für die Erschaffung des Menschen, die Krone der Schöpfung, wie die Heilige Schrift sagt (Ps 8, 6). Durch sein Bewusstsein ist jeder einzelne Mensch mehr als das gesamte Universum. Was in ihm unbewusst geschieht, das muss durch den Menschen bewusst geschehen. Dieser kann sich jedoch der Berufung, seinen Schöpfer zu ehren, widersetzen, er kann Gott vergessen, er kann sich gegen ihn stellen oder seine eigene Ehre suchen, aber damit verfehlt er seine eigentliche Bestimmung.

Gott ehren muss der Mensch durch seinen Gehorsam gegenüber den Geboten Gottes, dadurch dass er in der Gegenwart Gottes lebt, verbunden mit ihm im Gebet, und dadurch dass er alles für ihn tut oder erleidet. Gebet und

treue Pflichterfüllung, das sind die zwei Säulen, auf denen Gott das Leben jedes Einzelnen von uns begründet hat. Ein jeder von uns verdankt sich und sein Leben in erster Linie Gott. Unsere Eltern sind nur die werkzeugliche Ursache unseres Daseins. Und das auch nur hinsichtlich unserer Leiblichkeit.

Alles, was wir tun, wird zum Gebet, wenn es im Angesicht Gottes geschieht und auf ihn hin und um seiner willen. Unser Arbeiten und unser Leiden, unsere Freude und unsere Erholung, das alles muss zur Ehre Gottes geschehen, das heißt: in der Hingabe an ihn. Bewusst alles zur Ehre Gottes tun und erleiden, das nannte man früher die gute Meinung machen. Die gute Meinung, sie ist eigentlich eine Grundkategorie des christlichen Lebens. Ihr Fundament ist die Hingabe an Gott. Alles zur Ehre Gottes, dieses Gebet sollte wieder ein fester Bestandteil unseres Morgengebets werden, aber auch die immer neue Reaktion in den Prüfungen unseres Lebens. Selbst wenn wir nichts anderes mehr beten können am Morgen, sollten wir doch wenigstens die gute Meinung machen im Blick auf das, was der Tag uns bringen wird: Dann stellen wir uns ins Gebet und verpflichten uns auf den Willen Gottes, der stets das Beste ist für uns. Alles für dich, du guter und getreuer Gott. Für dich will ich leben und leiden, schaffen und mich bemühen am heutigen Tag. So sollte unser Gebet am Morgen lauten. Und immer wieder sollten wir es wiederholen im Lauf des Tages.

Wenn wir so einschwingen in den Rhythmus der ganzen Schöpfung, so wird das seine Rückwirkung auf unser Leben nicht verfehlen. Unser Leben wird sachlicher und menschlicher und heller. Unser Tun und Lassen wird beseelt, unsere oft so seelenlose Arbeit erhält eine Seele. Wie seelenlos ist oft unser Alltag. Damit aber freudlos und friedlos. Gewiss, über der Arbeit liegt der Fluch der Sünde, aber dieser wird ihr genommen, sie wird erlöst,

wo wir sie vor Gott und für Gott verrichten, im Einklang mit der ganzen Schöpfung.

Darauf darf sich jedoch unser Gebet nicht beschränken. Hinzukommen muss das mündliche und auch das innere Gebet, das Herzensgebet. Wir müssen uns Zeiten reservieren, in denen wir uns ausdrücklich dem Gebet widmen. Das aber muss jeden Tag der Fall sein. Allein davon lebt das Gebet der Tat.

Wenn wir so in allem die Ehre Gottes suchen, werden wir von unserem Egoismus geheilt, der uns infolge der Ursünde verfolgt. Er ist die Hypothek unseres Lebens. Allzu oft meinen wir, wir seien der Mittelpunkt der Welt. Der Hochmut und der Egoismus, sie charakterisieren den modernen Menschen, auch allzu oft die Diener der Kirche, wo immer sie kein inneres Leben mehr führen. Für Gott leben, das macht uns gütig und selbstlos.

Mit unserer Fixierung auf das eigene Ich, auf den eigenen Vorteil machen wir uns und unseren Mitmenschen das Leben schwer. Oft erkennen wir ihn nicht einmal, diesen unseren Egoismus, umso besser erkennen ihn die anderen, die darunter leiden.

Für die Selbsterkenntnis sind das tägliche Gebet zum Heiligen Geist um Erleuchtung, die abendliche Gewissenserforschung und die regelmäßige Beichte von unersetzlicher Bedeutung.

Selbstlos sollen wir auf das Wohl der Mitmenschen bedacht sein, auf ihr leibliches, vor allem aber auf ihr geistiges Wohl, darauf, dass sie gerettet werden. Denn „das ist der Wille Christi, eure Heiligung“, heißt es im ersten Thessalonicherbrief (1 Thess 4, 3). Das ist die zweite Mahnung unserer Lesung, die innerlich mit der ersten zusammenhängt.

Der Apostel Paulus bittet die Gläubigen von Thessalonich, sie möchten seine Selbstlosigkeit und die Selbstlosigkeit Christi nachahmen (2 Thess 3, 7). Christus erfüllte in allem den Willen des Vaters. Er suchte stets die Ehre Gottes und somit das Heil der Menschen. Darin ließ er sich nicht beirren, als die Gewitterwolken des Hasses der Mächtigen sich über ihm zusammenzogen. In dieser kompromisslosen Selbstlosigkeit gab er sein Leben für uns alle dahin. An seinem Beispiel wird recht deutlich, dass Selbstlosigkeit Hingabe bedeutet, Hingabe an Gott und die Menschen, die auch den Tod nicht fürchtet. Diese Hingabe feiern wir immer neu im Opfer Christi, das uns, wenn es im rechten Geist geschieht, verpflichtet, in die Fußstapfen des Geopferten zu treten. „Seid so gesinnt wie Christus“, lautet die zentrale Mahnung des Philipperbriefes (2, 5).

Wo Gott die Mitte ist, da ist alles, was den Menschen angeht, im Lot. Viele Übel werden vermieden, und das Unabwendbare ist leichter zu tragen, wo Gott die Mitte ist. Wo wir Gott die Ehre geben, werden wir auch den Egoismus überwinden, und wo wir den Egoismus überwinden, da fällt es uns nicht schwer, Gott die Ehre zu geben. Wenn wir Gott wirklich zugewandt sind, dann sind wir auch den Menschen zugewandt, dann geht es uns auch um die Menschen, um ihr zeitliches und vor allem um ihr ewiges Wohlergehen, dann wissen wir um ihre wahre Würde. Dann werden wir leichter unsere persönlichen Probleme lösen, aber auch besser den Mitmenschen dienen können. Wenn wir Gott die Ehre geben, dann schärft er in uns das Bewusstsein der Verantwortung für die Menschen.

Der Apostel Paulus ermahnt uns im Galaterbrief: „Täuscht euch nicht, was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Tun wir, solange wir die Zeit dafür haben, allen Menschen Gutes“ (Gal 6, 7. 10). Amen.

## 7. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„GOTTES SOHN ... IST NICHT ALS JA UND NEIN GEKOMMEN“

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags ist die Rede von dem Ja Gottes zur Menschheit und zu einem jeden von uns, von der Treue Gottes. Dem entspricht das Ja der Menschheit zu Gott und entspricht das Ja eines jeden von uns zu ihm. Die Treue Gottes rettet uns nur dann, nur dann schenkt sie uns das ewige Leben, wenn auch wir ihm treu sind. Statt von der Treue Gottes können wir auch von seiner Liebe sprechen, die unwirksam bleibt, wenn sie nicht durch unsere Liebe beantwortet wird. Gott aber können wir nicht lieben, wenn wir nicht auch die Menschen lieben, für die Christus insgesamt den Tod auf sich genommen hat. Unsere Liebe zu Gott bewährt sich in der Liebe und in der Güte, die wir den Menschen entgegenbringen.

Es gibt keine Rechtfertigung ohne Mitwirkung. Das wird heute oft vergessen in der Verkündigung der Kirche, die in der Gegenwart nicht selten sehr oberflächlich ist, oberflächlich und sich anbietend, so muss man es sagen. Der heilige Augustinus († 430) hat den bedeutsamen Satz geprägt „Der dich ohne dich erlöst hat (ohne dein Zutun, aus reiner Liebe), der wollte dich nicht ohne dich retten“ (Sermo 169, 11, 13).

Die Treulosigkeit der Menschen und unsere persönliche Treulosigkeit gegenüber Gott haben heute viele Gesichter. Fest steht, dass sie uns ins Verderben führen, wenn wir darin verharren, wenn wir aus ihnen nicht irgendwann herausfinden. In erster Linie besteht unsere Treulosigkeit heute darin, dass wir mit der Welt paktieren. Das Neue Testament unterscheidet zwischen der Welt, die Gottes Schöpfung ist, und der Welt, die im Argen liegt, die unter dem Gesetz der Sünde, der Ursünde, steht, die noch unerlöste

Welt. Deshalb ist sie noch unerlöst, weil sie sich der Erlösung widersetzt, weil sie nicht auf der Seite Gottes stehen will. Die unerlöste Welt begegnet uns heute vor allem in der Macht des Geldes und in der Macht der Medien, so sagte es der Heilige Vater Papst Benedikt unlängst in einer Ansprache vor zukünftigen Priestern (15. Februar 2012). Dabei stellte er fest, für sich genommen seien diese beiden Mächte nützlich und gut, aber leicht könnten sie missbraucht werden. Das aber geschehe heute in unserer säkularisierten Welt im Übermaß, sofern in ihnen heute das Habenwollen und das Gefallenwollen dominierten. Das ist es, das Habenwollen und das Gefallenwollen, die Habgier und die Eitelkeit, der unheilige Pakt mit der unerlösten Welt, die mangelhafte Treue zu Gott.

Im Pakt mit der unerlösten Welt wird die Macht angebetet, herrscht der Mammon und zählt das, was gesagt worden ist, mehr als die Wirklichkeit, tritt an die Stelle der Wahrheit die Anerkennung, tritt an die Stelle des Seins der Schein.

Angesichts dieser doppelten Versuchung - allzu viele verfallen ihr und allzu oft verfallen auch wir ihr, zumindest teilweise - fordert Gott von uns, darauf besteht der Papst, dass wir gegen den Strom schwimmen. Da gilt das Wort des Römerbriefes: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist“ (Röm 12, 2).

Weil das Böse so mächtig ist in unserer Welt und in unserem persönlichen Leben, darum bedürfen wir immer wieder der Vergebung. Im Evangelium des heutigen Sonntags hören wir, dass Jesus dem Gelähmten die Sünden vergibt, bevor er ihn von seinem körperlichen Gebrechen heilt. Er weiß und will es auch uns klarmachen, dass die Vergebung der Sünden wichtiger ist

als die Heilung von den körperlichen Krankheiten. Die Heilung der Seele, sie ist der eigentliche Kern des Wunderwirkens Jesu.

Er weiß: Nicht wenige körperliche Gebrechen haben ihren eigentlichen Grund in der kranken Seele. Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde (vgl. Joh 5, 14). Hinter der Krankheit wie hinter der Sünde steht letzten Endes der Widersacher Gottes. Jesus aber ist in unsere Welt gekommen, um die Werke Satans zunichte zu machen.

Die Vergebung der Sünden aber erfolgt nicht ohne die Mitwirkung des Menschen. Gott vergibt nur dem die Schuld, der sie bereut, der sich von der Sünde distanziert, der sich vornimmt, nicht mehr zu sündigen. Immer hat die Vergebung die Umkehr zur Voraussetzung. Das vergisst man heute allzu oft. Zuweilen heißt es dann noch: Die Vergebung macht die Umkehr möglich. Das ist eine der vielen Ungereimtheiten, die heute in der Kirche kursieren. Nicht die Vergebung ist die Voraussetzung für die Umkehr, sondern die Umkehr ist die Voraussetzung für die Vergebung.

Das vergessen auch jene, die heute lautstark die Zulassung der zivil Geschiedenen und zivil Wiederverheirateten zur heiligen Kommunion fordern. Sie vergessen: Der entscheidende Ort der Versöhnung mit Gott ist das Bußsakrament. Die Vergebung der Sünden aber hat die Umkehr zur Voraussetzung. Abgesehen davon erweisen sie sich im Grunde auch als unehrlich, denn sie fordern etwas, das heute ohnehin praktiziert wird, landauf, landab, freilich gegen das Gesetz Gottes und gegen das Gesetz der Kirche, aber über das setzt man sich ja auch sonst leichtfertig hinweg.

Die Voraussetzung für die Vergebung ist die Umkehr, die Metanoia, wie es in der Heiligen Schrift heißt. Sie besteht in der Reue und in dem Vorsatz, die Sünde nicht wieder zu begehen. Dabei gehört die Reue nicht dem Be-

reich des Gefühls an, sondern dem Bereich der Erkenntnis und des Willens. Das wird oft nicht recht realisiert. Die Gefühle unterliegen nicht unserer Einsicht und unserem Willen. Sie kommen und gehen, und nur schwer lassen sie sich beherrschen.

Die Vergebung brauchen wir nicht einmal, sondern immer wieder, weil die Sünde immer neu unser Leben bestimmt. Die Sünde ist als Zustand bedingt durch die Ursünde, aktuell durch unsere Schwäche, durch unsere religiöse Trägheit, durch unseren halbherzigen Glauben und durch unser mangelhaftes Vertrauen. Unser Leben wird heller, wenn es von der Vergebung bestimmt wird.

Verzeihung, Versöhnung, Friede, das sind entscheidende Wirklichkeiten im Leben des Christen, wo es authentisch gelebt wird. Gerade darin erweist sich das Christentum als eine frohe Botschaft. Vorgelagert ist dem aber die Bekehrung, die leidvoll ist, so wie die Vergebung leidvoll ist, wird sie uns doch durch den Tod des Erlösers zuteil. Das ewige Heil ist uns nicht sicher. An uns liegt es, dass wir die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen. Daran erinnert uns der zweite Korintherbrief (2 Kor 6, 1). Gott ist treu, aber seine Treue rettet uns nicht, wenn wir ihm nicht die Antwort der Treue geben. Gott liebt uns, aber seine Liebe erreicht uns nicht wirksam, wenn wir sie nicht erwidern. Amen.

## 1. FASTENSONNTAG

„WENN IHR FASTET, SO MACHT KEIN FINSTERES GESICHT“

Am vergangenen Mittwoch begann die Fastenzeit, die Zeit der Vorbereitung auf Ostern, das Fest der Auferstehung des Herrn. Die allermeisten

Menschen sind daran uninteressiert, die Fastenzeit bedeutet für sie rein gar nichts. Damit berauben sie sich jedoch unschätzbare Reichtümer.

Vierzig Tage dauert die Fastenzeit, wenn wir die sechs Sonntage abziehen. Diese vierzig Tage erinnern uns an die vierzig Tage, an denen Jesus vor seinem öffentlichen Wirken gefastet und die er in der Wüste verbracht hat. Sie erinnern uns aber auch an die vierzig Jahre, die das Volk Israel in der Wüste verbringen musste, an die vierzig tägige Fastenzeit des Mose auf dem Berge Sinai, bevor er die steinernen Tafeln erhielt, und an das vierzig tägige Fasten des Propheten Elia, als er in großer Enttäuschung zum Berge Horeb wanderte.

Die Fastenzeit ist eine Zeit, in der man sich von alters her einschränkt im Essen und im Trinken, vor allem im Essen, und in der man sich übt im Verzicht auf Erlaubtes und einfach lebt.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als das Christentum noch als Neuheit erfahren wurde und die ursprüngliche Begeisterung sich noch stärker auswirkte, aßen die Christen in der Fastenzeit den ganzen Tag über nichts, und das an allen Wochentagen der österlichen Bußzeit. Erst am Abend konnten sie ein wenig zu sich nehmen. Dazu fasteten sie an jedem Mittwoch und an jedem Freitag das ganze Jahr hindurch. Und es kam noch eine Reihe weiterer Tage hinzu. An einzelnen Tagen konnte man völlig ohne Nahrung bleiben, aber vierzig Tage hindurch, das war lebensgefährlich, deshalb erlaubte man sich an den Tagen der Fastenzeit eine Mahlzeit. Aber auch das war nicht leicht, nur von einer Mahlzeit zu leben, zumal, wenn man schwer arbeitete. Manchmal beteiligten sich auch die Kinder und die Heranwachsenden an diesem strengen Fasten. Aber das war seltener. Ihr Organismus bedurfte ja noch des Aufbaus. Daher musste man andere Formen finden für sie, was freilich nicht schwer war. Verzicht auf Erlaubtes, das konnte jeder.

Worauf es ankommt beim Fasten, das ist der Verzicht, die Entsagung, die Abtötung, die Selbstverleugnung, die Selbstüberwindung, das Opfer. Wir verzichten auf etwas Erlaubtes, um uns mit dem Opfer Christi zu vereinen und dadurch für unsere Sünden Buße zu tun. Wir versagen uns erlaubte Wünsche, damit unsere bösen Neigungen geschwächt werden. Nach Thomas von Aquin († 1274) geht es bei dieser Übung um die Verwirklichung der Ordnung der Vernunft (II/II, 146, 1 ad 2).

Im jüdischen Talmud heißt es: „Der Mensch wird einmal darüber zur Rechenschaft gezogen, dass er erlaubten Genüssen, die er sich hätte gönnen können, entsagt hat“ (J. Talmud, Qidduschin 4, 12). Nicht jede Form von Verzicht ist positiv zu werten.

Der Christ fastet aus Liebe, aus Liebe zu Gott. Woher aber soll diese kommen, wenn der Glaube verloren gegangen ist oder nur noch auf Sparflamme brennt, wie das bei den selbstbewussten Kirchenreformern gegenwärtig der Fall ist. Der Christ fastet aus Liebe, aus Liebe zu Gott. Darum verzichtet er freudigen Herzens. Dabei ist er sich dessen bewusst, dass alles leicht ist, wenn es aus Liebe geschieht.

Wenn eine Mutter ihr Kind liebt, dann schenkt sie ihm Zeit, dann verzichtet sie für das Kind auf den Schlaf oder auf die Nahrung. Sie tut nicht das, was ihr gefällt, sondern das, was dem Kind dient, sie überwindet ihren eigenen Willen.

Niemals gibt es wahre Liebe ohne Opfer. Erst in der Selbstüberwindung bewährt sich die Liebe. Mit Recht sagt daher auch die Mutter zu ihrem Kinde: Wenn du mich liebst, dann musst du dieses oder jenes für mich tun. Aus Liebe zu mir musst du heute daheim bleiben, darfst du nicht immer das tun, was dir gefällt.

Leichter fällt uns der Verzicht aus Selbstliebe, die ohnehin das Leben vieler Menschen heute irritiert. Was tun die Menschen nicht alles aus Selbstliebe? Sie hungern sich zu Tode, um schön zu sein oder gesund oder um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu richten oder um Macht zu haben.

Die wahre Liebe gibt es nicht ohne den Verzicht, ohne die Entsagung, und sie bewährt sich im Opfer, das ist das eine. Das andere ist, dass durch das Opfer, durch den Verzicht und durch die Entsagung die wahre Liebe wächst und ein tieferes Fundament erhält.

Was schon im natürlichen Leben gilt, das gilt erst recht im übernatürlichen, im Hinblick auf unser Verhältnis zu Christus und zu Gott, unserem Vater. Wenn wir Christus wirklich lieben und Gott, so ist das nicht möglich ohne das Opfer, ohne die Selbstüberwindung. Wenn wir uns aber darum bemühen, dann wird unsere Liebe stärker und reiner und tiefer. Das Opfer und die Selbstüberwindung, darunter verstehen wir Taten der Liebe. Immer muss die Liebe sichtbar werden in Taten.

Wenn es uns schwer fällt, Opfer zu bringen, dann ist es eine Hilfe für uns, wenn wir uns vor Augen führen, wie gut es uns geht, wie leicht unser Leben ist angesichts der Tatsache etwa, dass sich Millionen von Menschen nicht satt essen können und sich täglich hungrig schlafen legen müssen, angesichts der Tatsache, dass Millionen von Menschen krank sind ein Leben lang und einen frühen Tod sterben, dass Millionen von Kindern kein Elternhaus haben und keine Liebe. Bedenken wir das, wird die Dankbarkeit uns stark machen.

Ein weiterer Gedanke, der uns hier eine Hilfe ist, ist der, dass wir, wenn wir uns Opfer auferlegen und uns im Verzicht üben, mit den vielen leidenden Menschen auf der Erde in Gemeinschaft treten und dass wir in Ge-

meinschaft treten mit dem leidenden Christus, der für uns alle das Kreuz und den Tod auf sich genommen hat.

Vielfältig können die Zeichen unserer Liebe sein, vielfältig kann unser Verzicht sich darstellen: Verzicht auf angenehme Speisen, Verzicht auf Fernsehen und Verzicht auf erlaubte Vergnügungen und ein Mehr an Gebeten. Hier ist vor allem an den Rosenkranz zu erinnern, in dem wir mit den Augen Mariens die Geheimnisse unserer Erlösung betrachten, wie der selige John Henry Newman († 1890) es einmal ausgedrückt hat. Nicht zuletzt ist hier auch an die tägliche gute Tat zu erinnern, aus der auch zwei werden dürfen.

Fasten meint Selbstbeherrschung. Immer müssen wir sie üben. Schon deswegen, weil wir nur so die innere Freiheit bewahren können. Wir lernen durch Üben. Was wir nicht gelernt haben, das können wir nicht. - Wie viele leben heute völlig unbeherrscht. Wahllos konsumieren sie Zigaretten und Alkohol bis hin zu Drogen. Da sehen sie nicht auf das Geld. Sie sind uns ein warnendes Beispiel.

Und ein letzter Gedanke: Es fällt uns schwer, die Stille zu üben. Oft ertragen wir sie nicht einmal mehr auch nur für eine kleine Weile. Die Stille ist der Raum des Gebetes und nicht zuletzt auch der seelischen Gesundheit des Menschen. Darum muss die Fastenzeit eine bevorzugte Zeit für die Einübung der Stille und von daher auch für die Einübung des Gebetes sein. Dazu müssen wir uns aufraffen. Aber es lohnt sich. Wir finden darin unendlich viel Trost und Freude in den Bedrängnissen des Alltags.

In erster Linie geht es in der Fastenzeit traditionellerweise um die Disziplin im Essen. Die bewährte Fastenpraxis der Kirche erlaubt an den Fasttagen, also an den Werktagen der Fastenzeit, eine volle Mahlzeit und zwei kleine

Stärkungen. Im Einzelfall mag das nicht möglich sein, in der Regel ist das jedoch für alle möglich, in der Regel schaden wir damit nicht der Gesundheit, sondern fördern sie.

Wo immer wir uns aus Liebe beherrschen, da wird uns bald klar: Nicht das Genießen macht froh, das Wohlleben, sondern das Opfer, das aus Liebe geschieht, die Glaubensgemeinschaft mit Christus, ja, auch die Schmach, die wir leiden für Christus und mit ihm, auch sie macht uns froh.

Wenn wir in einer säkularisierten Welt aus dem Glauben der Kirche leben, dann müssen wir gegen den Strom schwimmen, nicht nur äußerlich, auch innerlich. Das ist der Preis der Liebe. Alles andere ist Verrat oder Schwachsinn. Wir schwimmen gegen den Strom, weil die Welt gegen Christus ist, weil unser Inneres gegen Gott steht, im Grunde schon seit der Sünde der ersten Menschen, seit der Ursünde. „Ein Kriegsdienst ist unser Leben“, so heißt es wiederholt in der Heiligen Schrift. Genau das ist es. Wir kämpfen aus Liebe. Das verstehen jene nicht, die mit dem Glauben die Liebe verloren haben und deshalb mit allen Mitteln die Anpassung an die Welt betreiben.

Die kleine heilige Teresa von Lisieux († 1897) erklärt: „Fromme Bücher schreiben, die schönsten Gedichte verfassen, all dies gilt nicht so viel wie die geringste Entsagung“.

In einer alten Fastenpräfatation heißt es: „Durch das Fasten des Leibes unterdrückst du die Sünde, erhebst du den Geist, spendest Tugendkraft und Lohn“.

Der Heilige Vater interpretierte die österliche Bußzeit am vergangenen Aschermittwoch als Einladung des barmherzigen Gottes, der uns ein neues

Herz schenken will, das gereinigt ist von allem Bösen, das es bedrückt, und der uns damit Anteil schenken will an seiner Freude.

Die österliche Freude hat das Opfer zur Voraussetzung. Wenn wir nicht mit Christus nach Golgotha gehen, können wir nicht mit ihm auferstehen. Amen.

## 2. FASTENSONNTAG

### „AUF IHN SOLLT IHR HÖREN“

Der Berg Tabor wird im Evangelium des heutigen Sonntags zum Ort einer eindrucksvollen Gottesoffenbarung für Petrus und die Zebedäus-Söhne Jakobus und Johannes.

Immer wieder wurden Berge zu besonderen Orten der Gottesoffenbarung in der Geschichte des Heiles. Hier sind es zwei Wahrheiten, die den drei von Jesus auch sonst wiederholt bevorzugten Jüngern geoffenbart werden und durch sie uns allen.

Die erste Wahrheit: Jesus ist der, den Mose und Elia verheißen, auf den Israel und mit Israel alle Völker gewartet haben, auf den noch heute die Völker warten, er ist Gott in der Gestalt eines Menschen, der uns durch sein Leiden und Sterben erlöst hat und so zum Modell unseres Lebens geworden ist. Die zweite Wahrheit, sie ergibt sich aus der ersten: Auf ihn müssen wir hören, wenn wir der Erlösung teilhaftig werden wollen. Hier ist an das ernste Wort des Propheten Jesaja zu erinnern, der in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts vor Christus in Israel, im Südreich, gewirkt hat: „Wenn ihr nicht hört (im Gehorsam des Glaubens, können wir hinzufügen), dann werdet ihr keinen Bestand haben“ (Jes 7, 9), dann werdet ihr zugrun-

de gehen, können wir erläuternd hinzufügen. Damals hörten sie nicht, und es folgte die Deportation des Volkes nach Babylon.

Was die Jünger Jesu geahnt haben, das wird ihnen in der Schule ihres Meisters immer mehr zur Gewissheit. Zunächst folgen sie ihm als einem bedeutenden Rabbi und Lehrer und als einem Propheten. Dann wird ihnen allmählich klar, dass er mehr ist als ein bedeutender Rabbi oder Lehrer und mehr als ein Prophet, dass er ein außergewöhnlicher Mensch, ja, dass er am Ende Gott selber ist.

Sie hören ihn reden und sehen seine Taten. Und immer mehr kommen sie zur der Einsicht: So hat noch nie jemand gesprochen. Und auch sein Wirken übertrifft alles, was sie bisher erlebt haben. Ja, er war größer als alle Propheten der Vorzeit. Das war nicht nur ihr Eindruck, das vernahmen sie gar gelegentlich aus seinem eigenen Mund.

In diesem Kontext war das Erlebnis der Drei auf dem Berge Tabor nur eine Episode. Mehr und mehr gelangten sie zu der Erkenntnis, dass in ihm Gottes Herrlichkeit verborgen war, dass in ihm Gott selber in diese Welt gekommen war. Diese Erkenntnis wurde verdunkelt, als sie es erlebten, wie er am Ende leiden und sterben sollte, als sie schmerzlich erfuhren, dass sein Weg zurück in die Herrlichkeit Gottes, von dem er ausgegangen war, ihn durch Kreuz und Tod hindurchführen sollte. Sie sollten diesen Weg indes- sen mit ihm gehen, weil der Jünger nicht über dem Meister sein sollte. Mit ihm sollten sie durch Leid und Tod in die Herrlichkeit Gottes eingehen.

Gott führt uns durch Leid zum Heil, wenn wir uns führen lassen, wenn wir das Kreuz annehmen, das er uns auferlegt, geduldig und dankbar in der Nachfolge Christi: Das Kreuz der Arbeit, der Krankheit, des Misserfolgs, der Zurücksetzung, der Verkennung, der Einsamkeit oder auch der unange-

nehmen und der bösen Menschen, die uns das Leben schwer machen. Das ist der Weg des Heiles für einen jeden von uns, nur so können wir der Erlösung teilhaftig werden.

Gott nimmt manches Schwere von uns, wenn wir ihn bitten, das tut er, aber er hilft uns auch, das Schwere zu tragen im Blick auf die Verklärung, im Blick auf die Verklärung Jesu, die auch uns zuteil werden soll, wenn wir ihm mit unserem Kreuz auf seinem Kreuzweg folgen.

Damit sind wir bei der zweiten Wahrheit, die das Evangelium von der Verklärung Jesu den drei Jüngern und uns allen nahe bringt: Dem Verklärten nachfolgen, das heißt ihn hören, auf ihn hören. Das ist eine Aufforderung, die in diesem Zusammenhang an uns alle ergeht.

Das Hören fällt uns im Allgemeinen nicht leicht. Lieber reden wir. Hören, das meint im Glauben gehorchen. Horchen ist die Intensivform von hören. Auf das Hören und Gehorchen, darauf kommt es an, das ist der Weg zum wahren Leben. Hören auf den, der auf dem Berg Tabor verklärt wurde, und ihm nachfolgen. Wer hört, der muss seinen eigenen Willen zurückstellen sowie die Erwartungen und Wünsche, die er an das Leben heranträgt.

Auf Christus hören, das bedeutet, dass wir nicht auf die Propheten des Zeitgeistes hören, von denen es heute allzu viele gibt. Auf Christus hören, das bedeutet, dass wir nicht auf die Missionare des Fürsten dieser Welt hören, die immer als Wölfe im Schafspelz auftreten. Sie zerstören die Familie, sie führen einen Feldzug gegen die moralischen Werte in der Kirche und in der Welt und reißen die Würde des Menschen nieder. Nicht immer stehen sie außerhalb der Kirche. Ja, zuweilen wissen sie es nicht einmal, wer ihr eigentlicher Arbeitgeber ist, oder wollen es auch nicht wissen.

Ein ernsthaft Suchender, der verschiedene evangelische und katholische Kirchen besucht hatte, schrieb unlängst, nach seiner Erfahrung vollziehe sich die Entchristlichung nicht selten in den Gotteshäusern. Er dachte dabei an die Verkündigung, aber auch an die Liturgie, wie er sie erlebt hatte. Da werden die Sakramente entweiht, da werden die Sünde und die Erlösung geleugnet. Allgemeiner ausgedrückt: Da werden Meinungen an die Stelle der von Gott geoffenbarten Glaubenswahrheiten gesetzt, da wird das objektive Glaubensgebäude der von Gott geoffenbarten Wirklichkeiten durch psychologische Anmutungen ersetzt. Da fragt man nur noch immerzu: Was macht das mit mir? So wird heute freilich auch weithin die Theologie gelehrt und die Ausbildung der zukünftigen Priester bestritten.

Was heute oftmals die Botschaft Christi verdunkelt oder gar verfälscht, das ist die Veräußerlichung, das ist die Halbheit in der Verkündigung und auch im christlichen Leben, das ist das Fehlen der Lauterkeit, der Reinheit der Gesinnung, das ist die mangelnde Objektivität und das sind die privaten Interessen, die allzu oft die Oberhand gewinnen in der Verkündigung und gar auch im Gottesdienst.

Der, der auf dem Berg Tabor verklärt wurde, auf den wir hören sollen, er spricht zu uns nicht unmittelbar, mittelbar spricht er zu uns durch seine Kirche. Da gilt das Wort: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10, 16). Wenn die Kirche heute mit allzu vielen Zungen redet, wenn wir im Wirrwarr der Meinungen die Stimme Christi zuweilen nicht mehr vernehmen können in der Kirche, dann werden wir auf den römischen Bischof verwiesen. Er ist der letzte Garant der christlichen Wahrheit. Wer sich gegen ihn stellt, der stellt sich gegen den in der Kirche fortlebenden Christus. Der römische Bischof ist der Stellvertreter Christi in einem eminenten Sinne. Das zu erkennen und anzuerkennen, das ist heute von besonderer Aktualität.

Die Verkörperung auf dem Berg Tabor zeigt uns, wer dieser Jesus ist, und sie erinnert uns an den Weg, den er in dieser Welt gegangen ist. Durch seine Passion und durch seinen Kreuzestod wollte er in seine Herrlichkeit eingehen, um uns zu erlösen, wollte er das Modell unseres Lebens werden. Wenn wir ihm vertrauensvoll auf diesem Wege folgen, erhalten wir Anteil an seiner Erlösung. Er führt uns durch Leid zum Heil. Ihm nachfolgen, das heißt nicht zuletzt auf ihn hören und sich von dem vielstimmigen Chor einer verweltlichten Welt abwenden.

Die Stimme des auf dem Tabor Verkörperten begegnet uns in der Kontinuität der Verkündigung seiner Kirche, speziell in der Stimme des römischen Bischofs. Amen.

### 3. FASTENSONNTAG

#### „DER GEKREUZIGTE CHRISTUS - GOTTES KRAFT UND GOTTES WEISHEIT“

Das Wort von dem gekreuzigten Christus, der den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit, den Berufenen aber Gottes Kraft und Weisheit ist, das uns in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags begegnet, ist oftmals missverstanden worden. Es ist keine Absage an die Vernunft und an das objektiv Gute. Es ist keine Rechtfertigung für die vielen, für die das Christentum nur noch Gefühl ist und subjektives Erlebnis, für die das Christentum schon lange seine objektive Realität eingebüßt hat und grenzenlos manipulierbar geworden ist.

Das Christentum ist nicht etwas für Dumme und Anspruchslose, für Schwärmer und für religiöse Analphabeten, im Gegenteil, wohl aber ist das

Christentum etwas für Demütige. Für Gott entscheidet sich der Mensch nur dann, wenn er demütig ist, weil er nur dann bereit ist, der Weisheit Gottes den Vorrang zu geben vor der Weisheit der Menschen, vor der Pseudo-Weisheit des Menschen, so muss es heißen, das ist hier gemeint. Dabei ist zu bedenken, dass gerade die Dummen hochmütig sind sowie jene, die sich der Ordnung Gottes widersetzen und sich eine eigene Moral und einen eigenen Glauben zurechtlegen. Nicht das Kreuz ist Torheit und Ärgernis, sondern dessen Ablehnung und Verachtung. Wir verachten Gott im Stolz, wir wissen es besser in unserem Hochmut. Gerade darin aber erweist sich unsere menschliche Weisheit als Torheit.

Das Kreuz, das für das Opfer Christi steht, das der Menschheit die Erlösung gebracht hat, ist das zentrale Symbol des Christentums. Wenn der heilige Paulus vom Kreuz Christi spricht, nimmt er das Geheimnis der Erlösung in den Blick, das Herzstück der christlichen Botschaft (Papst Benedikt XVI.: Generalaudienz am 29. Oktober 2008). Das Kreuz Christi und die Auferstehung des am Kreuz Gestorbenen, sie sind das entscheidende Thema der Kirche in diesen Wochen, und die Feier der Osternacht, worauf wir uns vorbereiten in dieser österlichen Bußzeit, ist der Höhepunkt des Jahreskreises. Die Botschaft vom Kreuz bringt die Erwartungen des irdisch gesinnten Menschen ins Wanken, so war es am Anfang der Geschichte der Kirche, so ist es noch heute. Darum wurde sie abgelehnt von den Juden und von den Griechen, von den einen, weil sie stolz waren wegen ihrer Erwählung durch Gott und auf ihre Frömmigkeit vertrauten, von den anderen, weil sie übermäßig stolz waren auf ihre Vernunft und sich selbst und ihre Vernunft überschätzten.

Für den frommen Juden waren das Kreuz und die Erlösung am Kreuz ein Ärgernis, das heißt eine Falle, ein Stolperstein, ein Hindernis für den Glau-

ben, weil er solches in seinen heiligen Schriften nicht zu finden vermochte. Für ihn war das Kreuz in erster Linie eine Schande.

Demgemäß lesen wir im Hebräerbrief: „Er (Christus) hat das Kreuz erduldet und die Schande nicht geachtet“ (Hebr 12, 2). Für den frommen Juden widersprach das Kreuz dem Wesen Gottes selbst, der sich seinem Volk durch wunderbare Zeichen offenbart hatte (Papst Benedikt XVI. in der Generalaudienz am 29. Oktober 2008).

Während die Juden das Kreuz ablehnten um der Offenbarung oder um der Treue zum Gott der Väter willen - sie dachten: So etwas kann Gott nicht zulassen oder gar ersinnen -, lehnten die Griechen, das heißt die Heiden, das Kreuz ab, weil es für sie gegen die Vernunft war, weil es für sie so etwas war wie eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes (Papst Benedikt XVI.: Generalaudienz am 29. Oktober 2008).

Die einen wie die anderen hatten ihre festen Vorstellungen von Gott, sie wussten, wie er handeln müsste, und verschlossen sich daher seinem konkreten Handeln. Sie wussten es besser, was Gott zu tun und zu lassen hat.

Für die Juden galt: „Verflucht ist nach dem Gesetz, der gekreuzigt wurde“, so schreibt der altchristliche Schriftsteller Justin (Dialog mit dem Juden Tryphon, 89). Und der altchristliche Kirchenschriftsteller Origenes gibt diese Meinung der Juden wieder, wenn er schreibt: „Man kann nur spotten über Leute, deren Lehrer an ein Kreuz genagelt wurde und von Beruf ein Zimmermann war“ (Gegen Celsus, 6, 34).

Auch der engste Kreis um Jesus empfand die Botschaft von einem leidenden und am Kreuz getöteten Messias als eine unerhörte Zumutung. Wir erfahren in den Evangelien, dass Petrus gar mit scharfen Worten dagegen

protestiert hat, als Jesus einmal prophetisch davon gesprochen hatte (Mk 8, 32; Mt 16, 22).

Das Leiden und Sterben Jesu blieb für die Jünger unverständlich, erst nach der Katastrophe lichtete sich das Dunkel für sie, und es wurde ihnen klar, dass der Messias leiden und sterben musste, um so in seine Herrlichkeit einzugehen (Lk 24, 26), weil es so dem Willen Gottes entsprach.

Für die Griechen, das heißt für die Heiden, war das Kreuz wider die Vernunft und gegen den gesunden Menschenverstand. Unvernünftig war es für sie, dass Gott ein Mensch werden könnte, noch mehr aber, dass er als Mensch am Kreuz sterben sollte, und noch mehr, dass von ihm und von seinem Tod das Heil für alle Völker ausgehen sollte.

Auch heute gibt es nicht wenige, die Ärgernis nehmen an der Botschaft vom Kreuz oder die diese Botschaft als Torheit bezeichnen, auch heute noch fordert das Kreuz den Widerstand der Menschen heraus, wie es immer wieder geschehen ist in der Geschichte des Christentums, nicht nur in der profanen Welt.

Wenn sich die Menschen von außen her gegen das Christentum und gegen seine zentrale Botschaft stellen, ist das nicht weiter verwunderlich, wohl aber, wenn das von innen her geschieht. Das aber ist heute nicht selten der Fall. Heute gibt es nicht wenige im Christentum und innerhalb der Kirche, die sich dafür bezahlen lassen, dass sie die zentrale Botschaft des Christentums leugnen, umdeuten oder Abstriche machen von ihr. So leugnen heute zuweilen Theologen den Sühnetod Christi und Prediger die Notwendigkeit der Versöhnung der Menschen mit Gott, wenn sie erklären: Gott braucht keine Sühne, und der Mensch braucht keine Versöhnung. Sie machen so aus der kultischen Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers ein einfaches

Abendmahl und aus dem Priester einen gewöhnlichen Laien, aus dem Bevollmächtigten Repräsentanten Christi einen Funktionär der Gemeinde und nivellieren damit das Priestertum und ebenen es ein. Solcher Einebnung und Nivellierung dient auch das Zivile der Priester im Alltag, aber auch die Förderung der Priesterehe.

Es ist die fehlende Identität der Priester, sie ist der eigentliche Grund für den Priestermangel. Deutlich wird diese fehlende Identität vor allem in dem Ablegen der Priesterkleidung ungeachtet der kanonischen Verpflichtung, sie zu tragen. Das Gleiche gilt für die Orden der Kirche, für die Ordensangehörigen, die sich vielleicht in einer noch größeren Krise befinden als die Priester allgemein.

Innerhalb des Christentums und der Kirche wächst heute die Zahl jener, für die die Unabdingbarkeit des Kreuzestodes Christi ein Ärgernis und zugleich ein Verzicht auf die Vernunft ist, das ist nicht zu leugnen. Sie nehmen die menschliche Weisheit in Dienst, um sich über die Weisheit Gottes zu erheben.

Im Weltkatechismus heißt es demgegenüber: „Bei seinem letzten Mahl mit den Jüngern vor seinem Leiden setzte Jesus die Eucharistie ein als Gedächtnis seines Kreuzesopfers“ (Nr. 611). Tatsächlich versteht und deutet Jesus selber seinen Tod am Kreuz als ein Opfer, durch das er Gott versöhnte. Im Erlösungstod Jesu ging der Heilsplan Gottes, wie es im Hebräerbrief heißt, „ein für allemal“ in Erfüllung (Hebr 9, 26).

Nicht als ob Gott diesen Modus der Erlösung gebraucht hätte, aber es war angemessen und sinnvoll, die Versöhnung so wieder herzustellen. Die Erlösung, wie sie erfolgt ist, ist zuhöchst angemessen, und das Kreuz ist zuhöchst sinnvoll.

Gott geht seine eigenen Wege, das wird gerade deutlich im Geheimnis des Kreuzes. Nicht wir haben ihn gemacht, sondern er hat uns gemacht. Das vergessen wir allzu oft. In seiner Weisheit wählt Gott oftmals ganz andere Wege, als wir sie uns in unserer menschlichen Weisheit erträumen. Angesichts der Offenbarung Gottes, die in sich höchst stringent ist, erweist sich das davon abweichende menschliche Denken immer wieder als vermeintlich weise und erweist sich das Verhalten des Menschen immer wieder als vermeintlich gut. Das wunderbare Handeln Gottes entzieht sich der menschlichen Beurteilung, und ihm gegenüber enthüllt sich die Weisheit der Welt als armselig. Allein da, wo Gott steht, da ist wahre Weisheit.

Das Ärgernis und die Torheit des Kreuzes werden überwunden im demütigen Glauben. Nicht die jüdische Gesetzesgerechtigkeit und auch nicht die griechische Philosophie können den Menschen retten.

Gott hat im Blut Christi einen neuen Bund geschlossen, ihn erneuert oder vergegenwärtigt er immerfort im Sakrament des Altares, in der kultischen Feier des Kreuzesopfers. Der Tod Jesu am Kreuz ist der stellvertretende Sühnetod für die Sünden aller Menschen, ein Geschenk der Liebe Gottes.

„Gott (aber) hat seine Liebe zu uns darin erwiesen“, so sagt es Paulus im Römerbrief, „dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren“ (Röm 5, 8). Er hat unsere Sünden getragen, und wir alle sind schuld an seinem Leiden und Sterben. Der Hebräerbrief stellt fest, dass wir ihn durch unsere Sünden immer wieder aufs Neue ans Kreuz schlagen (Hebr 6, 6).

„Im Kreuz hatte sich (also) die ungeschuldete und barmherzige Liebe Gottes offenbart“, erklärt Papst Benedikt XVI. (in der Generalaudienz am 29. Oktober 2008). Und er fährt fort: „Das ‚Ärgernis‘ und die ‚Torheit‘ des Kreuzes liegen eben darin, dass gerade dort, wo es nur Scheitern, Schmerz

und Niederlage zu geben scheint, die ganze Macht der unendlichen Liebe Gottes ist, weil das Kreuz Ausdruck der Liebe und die Liebe die wahre Macht ist, die sich gerade in dieser scheinbaren Schwäche offenbart“. Amen.

#### 4. FASTENSONNTAG

„GOTT IST REICH AN BARMHERZIGKEIT IN SEINER  
GROSSEN LIEBE ZU UNS“

Am 30. Mai des Jahres 1778 starb in Paris ein Mann, der in seinem Leben Berühmtheit erlangt hatte. Er starb in großer Verzweiflung. Abwechselnd verfluchte er Gott und flehte ihn um Gnade an. Es handelt sich um den geistreichen Philosophen und Schriftsteller Voltaire. Eigentlich hieß er Francois Marie Arouet, Monsieur de Voltaire wurde er genannt. Im Jahre 1694 wurde er geboren. Im Geist der Aufklärung hatte er sein Leben lang das Christentum und die Kirche mit fanatischem Hass und bitterem Spott bekämpft. Er hatte ein gotteslästerliches Leben geführt und mit seiner glänzenden Begabung alles Heilige in den Schmutz gezogen. Seine Briefe pflegte er zu beenden mit den Worten „écrasez l’infame“ - „zermalmt (zerdrückt, zerquetscht) die Infame“. Damit meinte er die Kirche.

Als Zweiundsechziger hat er erklärt, er wolle die Kirche in 20 Jahren vernichten. Das gelang ihm nicht. Aber er, er starb 20 Jahre später. 1778 - das war das Jahr seines Todes - zog er als gefeierter Mann in Paris ein. An demselben Abend wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. In seiner Todesangst bat er um einen Priester. Und man gewährte ihm diese Bitte. Vor diesem widerrief er alle Irrtü-

mer und Lästerungen gegen Christus und seine Kirche - schriftlich. Dann konnte er beichten und kommunizieren.

Aber er starb nicht, wider Erwarten wurde er wieder gesund und begann von neuem mit seinen lästerlichen Reden. Ja, er machte sich über seinen Widerruf lustig und erklärte ihn als Ausdruck seines Fieberwahns. Er sei damals nicht zurechnungsfähig gewesen, so meinte er. Noch im gleichen Jahr bekam er jedoch einen Rückfall. Wiederum bat er um einen Priester, aber dieses Mal erfüllten seine Freunde ihm nicht seinen Wunsch. Sie hatten sich seine Kritik an seinem Widerruf, den er einige Monate zuvor vollzogen hatte, gut gemerkt. Und sie sagten sich: Das sagt er in seinem Fieberwahn, der ist nicht zurechnungsfähig, wenn er nun wieder einen Priester will, kann er das nicht im Ernst meinen.

So starb Voltaire ohne den Beistand der Kirche in tiefer Verzweiflung. Dabei flehte er Gott immer wieder um Gnade an, gleichzeitig aber verfluchte er ihn. So verließ der stolze Spötter diese Welt in einem erbarmungswürdigen Zustand und ging so ein in die Ewigkeit. Das ist nun schon mehr als zweihundert Jahre her.

Das Leben dieses Mannes und sein Sterben sind bezeichnend für viele Menschen heute. Heute haben sie zuweilen gar ihr Domizil in der Kirche. Sie erreichen zwar nicht das geistige Niveau dieses Mannes in ihrem Leben und in ihrem Sterben, das ihm größere Verantwortung auferlegte, aber einige Stufen tiefer machen sie es eigentlich genau so. Sie kämpfen gegen Gott im Leben, bekehren sich vielleicht einmal in einer Stunde der Gnade, setzen dann aber ihr gotteslästerliches Leben fort und sterben in Einsamkeit und in Verzweiflung. Wir können nicht sagen, ob Voltaire und all jene, die es so machen wie er, einen gnädigen Richter gefunden haben oder finden. Wir können es hoffen, müssen aber gleichzeitig auch fürchten, dass das

nicht der Fall ist. Die äußeren Anzeichen sprechen bei Voltaire eher dafür, dass er das Heil nicht gefunden hat, dass er sein Leben verpfuscht hat. Denn so stirbt nicht ein Gerechter, in Verzweiflung und fluchend. Das gilt in gleicher Weise für jene, die es machen, wie er es gemacht hat.

Aber manchmal ist Gottes Barmherzigkeit größer, als wir es ahnen. Das ist jedoch nicht die Regel. In der Regel urteilt Gott über uns entsprechend unserem Leben. Das muss uns einerseits zur Warnung dienen, muss uns andererseits aber auch ein Ansporn sein.

Früher lasen wir im Katechismus: Wie man lebt, so stirbt man, wie man stirbt, so bleibt man. Im Alten Testament heißt es: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen“ (Pred 11, 3).

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags spricht von der Barmherzigkeit Gottes und von seiner Gnade, wodurch wir gerettet werden. Die Barmherzigkeit Gottes ist immer wieder das Thema sowohl im Alten wie im Neuen Testament, die Barmherzigkeit Gottes, mit der sich seine Langmut und die Gnade verbinden, mit der er unentwegt in reichem Maß beschenkt.

Gott ist voll Güte, er ist barmherzig und langmütig, er hat unendlich viel Geduld mit uns Menschen. Und wenn er uns rettet, immer ist unsere Rettung das Geschenk seiner Gnade. Die Liebe des Erlösers und die Gnade, die er uns schenkt, sie sind nicht nur das Thema der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, sie sind auch das Thema des Evangeliums.

Gott will uns retten, nach Möglichkeit alle, aber seine Barmherzigkeit und seine Langmut haben ihre Grenzen. Diese Grenzen sind bedingt durch den freien Willen des Menschen. Es gibt keine Rettung ohne die Umkehr. Das bedenkt nicht der junge Bischof von Basel, der in diesen Tagen gegen den

Bischof von Chur zu Felde zieht, weil dieser die Unauflöslichkeit der Ehe und die Sexualmoral der Kirche verteidigt hat, der junge Bischof von Basel Gmür, der sich beliebt machen will auf Kosten der Wahrheit - ein Phänomen, das heute nicht selten die Glaubwürdigkeit der Kirche verdunkelt.

Wer glaubt und nach dem Glauben lebt, der wählt das Licht. Wer aber die Finsternis lieber hat, der erhält sie. Gott ist gut, aber er meint das, was er sagt. Er hält, was er verspricht. Er führt aber auch das durch, was er androht. Es gibt die Verhärtung, die Verstockung, und es gibt die Vermessenheit, die unbegründete Hoffnung: Der Mensch erntet, was er sät (Gal 6, 7 f).

Gottes Pädagogik, seine Erziehungskunst, ist jedoch erfinderisch: Er zeigt uns immer wieder, was die Folge der Sünde ist, er führt uns durch körperliches und seelisches Leid, um uns zur Einsicht zu bringen. Immer wieder schickt er uns Menschen, die uns warnen, heute vielleicht seltener als früher, aber auch heute schickt er sie uns, das ist nicht zu bestreiten.

Einmal ist das jedoch zu Ende. Gottes Barmherzigkeit und seine Langmut sind nicht unbegrenzt.

Wenn heute ein Prediger oder ein Katechet so spricht, dann wenden sich viele ab. Das sind Töne, die man nicht gern hört. Die Kirche darf keine Angst machen, so sagt man gern. Und man fügt dann in der Regel hinzu - stereotyp -, das Evangelium sei eine Frohbotschaft, nicht eine Drohbotschaft. Das ist jedoch einseitig. Das Evangelium ist eine Frohbotschaft, das ist richtig, aber es ist auch eine Drohbotschaft. Und auch die Angst, sie ist nicht in sich etwas Schlechtes. Sie hat ihre Funktion im natürlichen wie auch im übernatürlichen Leben, im Blick auf unsere natürliche Entfaltung wie auch im Blick auf die übernatürliche Entfaltung.

Gott möchte niemanden verdammen, aber er rettet den Menschen nur, wenn er sich um das Gute bemüht, um den Willen Gottes, wenn er sich nicht im Bösen verhärtet, wenn er bereit und ein neues Leben beginnt oder zu beginnen verspricht.

Zugegeben, die Verstockung des Menschen ist ein großes Geheimnis, aber auch Gottes Liebe ist ein großes Geheimnis. Es gibt viele Geheimnisse, Geheimnisse im strikten Sinne, Wirklichkeiten, die uns absolut unbegreiflich sind und es immer bleiben werden.

Zerstöre ich meine Gesundheit durch einen unsoliden Lebenswandel, so ist einmal der Punkt erreicht, an dem das nicht mehr rückgängig zu machen ist. Verderbe ich mein Denken, meine Phantasie, so komme ich einmal an den Punkt, an dem der Schaden irreparabel ist. Füttere ich mich mit unsittlichen Vorstellungen und Schriften und mit schlechter Musik, was Gott eindeutig verboten hat, so zerstöre ich meine Menschenwürde und meine Selbstachtung so sehr, dass es bald kein Zurück mehr gibt.

Viele haben sich so sehr mit der Finsternis eingelassen, dass sie sich darin sehr wohl fühlen, so sehr, dass sie sie, die Finsternis, für Licht halten und dass sie das Licht als Finsternis verstehen. Die Lüge kann so zu unserem Lebenselement werden, dass sie uns zur zweiten Natur wird. Daher lassen so viele sich von der oft blasierten und anmaßenden Gottlosigkeit und Unsittlichkeit der Meinungsmacher so sehr imponieren, weil die Lüge ihnen zur zweiten Natur geworden ist.

In der Entscheidungssituation, in der wir uns befinden in unserem irdischen Leben, ruft uns der heilige Paulus gleichsam beschwörend zu: „Lasst euch nicht betören, Gott lässt seiner nicht spotten“ (Gal 6, 7). Und er ermahnt uns, besonnen zu sein und nicht nach Lehrern zu suchen, die uns schmei-

cheln, die Wahrheit aber verdrehen, die skrupellos sind in ihrer Propaganda für das Böse (2 Tim 4, 3 - 5).

Dabei müssen wir wissen: Gott verlässt uns nicht, es sei denn, wir verlassen ihn. Aber er verlässt uns, wenn wir nicht wenigstens den festen Vorsatz haben, die Sünde zu meiden. Und - die Barmherzigkeit Gottes greift nicht, das ist eine vielfach vergessene Wahrheit, die Barmherzigkeit Gottes greift nicht, wenn der Mensch nicht umkehrt oder nicht zur Umkehr bereit ist. Auf die Ehe angewandt, bedeutet das: wenn der Mensch sich in einer ungültigen Ehe behauptet. Amen.

## 5. FASTENSONNTAG (PASSIONSSONNTAG)

### „WEICHE, SATAN“

Steht die Fastenzeit allgemein im Zeichen der Entsagung und der Buße, der Selbstüberwindung und der neuen Hinwendung zu Gott auf dem Weg über das Opfer, so verdichtet sich dieses Thema mehr und mehr auf den leidenden Christus hin. Je näher wir dem Ende der heiligen 40 Tage kommen, umso stärker tritt das Geheimnis des Kreuzes hervor oder der leidende Gottesknecht, der uns in seine Nachfolge ruft, den wir nachahmen sollen in unserem Leben. Damit werden wir aber in das Zentrum unseres Glaubens hineingeführt, denn das Kreuz markiert nicht nur das Ende Jesu, es ist auch die Mitte des Christentums, das sich gleichzeitig als „Euangelion“ versteht, das heißt: als eine Frohe Botschaft. Das erscheint indessen widersprüchlich: eine Frohe Botschaft vom Kreuz (?), wenn man bedenkt, dass das Kreuz eines der grausamsten Marterinstrumente ist, das die Menschen je erfunden haben.

Das Christentum ist die Religion des Kreuzes. Das Kreuz ist das Symbol des Christentums, und es ist noch mehr als das. Ohne das Kreuz gibt es kein authentisches Christentum. Wo das Kreuz gestrichen und über die Nachfolge des Gekreuzigten geschwiegen wird, da ist nicht die Wahrheit Christi. Das Christentum als Frohe Botschaft vom Kreuz und vom Ruf in die Nachfolge des Gekreuzigten, das ist unser Thema heute Morgen.

Wir sind geneigt, die Botschaft vom Kreuz zu unterschlagen, wegzudisputieren, zu vergessen, das Kreuz auszuklammern. Das gilt nicht nur für den einzelnen Gläubigen, heute gilt das auch für die Verkündigung der Kirche. Die Botschaft vom Kreuz tritt heute stark in den Hintergrund. Nicht selten wird das Kreuz heute gar als ein Schönheitsfehler in der Geschichte Jesu von Nazareth angesehen, als ein tragischer Unfall oder einfach als die Folge eines Missverständnisses.

Vielfach herrscht die Meinung, ein modernes weltoffenes Christentum habe keinen Platz für das Kreuz. Also verkündet man den Menschen Jesus, der uns kostbare Perlen der Lebensweisheit hinterlassen hat, den Mann aus Nazareth, der ein Mensch für die anderen gewesen ist und uns die Mitmenschlichkeit als Weg zum wahren Menschsein gelehrt hat. Nicht selten beschränkt sich in diesem Zusammenhang die Verkündigung der Kirche auf die Formel „Seid nett zueinander“.

An die Stelle der Frohbotschaft vom Kreuz ist vielfach so etwas wie eine „vernünftige“ Anleitung zu einem schönen und gelungenen Leben geworden - was immer man darunter versteht.

Die Versuchung, das Kreuz auszuklammern aus dem Leben Jesu und damit auch aus dem unseren, ist nicht neu: Bereits Petrus und die übrigen Jünger Jesu waren gegen das Kreuz. „Das sei fern von dir“, sagt Petrus. Christus

aber gibt ihm zur Antwort: „Weiche, Satan“. Damit bezeichnet er die Zurückweisung des Kreuzes oder auch seine Entleerung als eine satanische Versuchung. Auch der Verrat des Judas ist ein Protest gegen das Kreuz. Judas war einst ein begeisterter Jünger. Zum Verräter wurde er nicht über Nacht. Er entzog sich den Maßstäben Gottes - mehr und mehr - und konstruierte sich ein eigenes Christentum nach menschlichen Maßstäben, ohne das Kreuz, er konstruierte sich ein vernünftiges Christentum - wie er es verstand. Das führte ihn in die Enttäuschung. Aus dieser Enttäuschung erwuchs der Verrat, der ihn schließlich in die Verzweiflung stürzte.

Die Geschichte des Judas hat sich vielemals wiederholt in den Jahrhunderten. Und sie trägt sich auch heute noch zu. Oft setzen wir unsere Maßstäbe an die Stelle der Maßstäbe Gottes. Das tun wir, wenn wir die Botschaft vom Kreuz unterschlagen, um ein angeblich besseres Christentum zu schaffen, für uns und für die anderen, ein bequemeres Christentum, wenn wir etwa das Christentum als die Erfüllung des wahren Menschseins bezeichnen und uns damit begnügen. - Gottes Maßstäbe und Gottes Anordnungen! Niemand gibt uns das Recht, sie durch die unsrigen zu ersetzen. Paulus bezeichnet das Kreuz als Ärgernis und Torheit auf der einen Seite, als Gottes Kraft und Weisheit auf der anderen.

Nicht Ärgernis ist das Kreuz, sondern Gottes Kraft, nicht Torheit, sondern Gottes Weisheit. Was wir Menschen als Schwachheit ansehen, das ist für Gott Kraft. Was wir Menschen als Torheit ansehen, das ist in den Augen Gottes Weisheit. Wir setzen menschliche Weisheit an die Stelle der Weisheit Gottes und fliehen vor dem Kreuz. Das geschieht, wenn wir uns so verhalten, dass wir nicht anstoßen. Das geschieht, wenn wir den Glauben der Kirche zähmen, domestizieren, und uns opportunistisch durchlavieren, angepasst, wenn wir an die Stelle Gottes den Menschen setzen oder den irdischen Erfolg zum Maßstab eines gelungenen Lebens machen.

Es wächst heute nicht nur die Zahl derer, die sich dezidiert vom Christentum und von der Kirche abwenden, es wächst auch die Zahl der Salonchristen oder der Salonkatholiken und auch der Salonpriester.

Paulus bezeichnet jene als Juden und Heiden, die das Kreuz zurückweisen und es als Ärgernis oder als Torheit verstehen. Christen sind für ihn erst jene, die im Kreuz Christi Gottes Kraft und Weisheit erkennen und deshalb dem Gekreuzigten nachfolgen.

Warum aber ist das so? Warum ist Torheit Weisheit? Warum ist Schwachheit Kraft, Untergang Sieg, Sterben Leben, Verlust Gewinn? Warum ist das Kreuz die Mitte des Christentums? Und nicht der Regenbogen? Oder der Delphin? Oder der Halbmond? Warum erfolgt die Erlösung im Zeichen des Kreuzes? Warum gibt es kein Heil ohne die Nachfolge des Gekreuzigten? Warum ist das so? Darauf gibt es letztlich keine befriedigende Antwort. Das Kreuz ist ein Geheimnis. Es ist für uns ebenso geheimnisvoll wie die Tatsache, dass das Böse in der Welt und - manchmal - auch in uns selbst so übermächtig ist: die Grausamkeit, die Lüge, die Selbstherrlichkeit, die Ungerechtigkeit, die Trägheit, die Treulosigkeit. Gottes Wege sind immer geheimnisvoll für uns. Das darf uns nicht daran hindern, sie zu gehen. Gerade in ihrer Geheimnishaftigkeit erweisen sie sich uns als Gottes Wege. Wenn wir eine Antwort versuchen, so müssen wir sagen: Über dem Kreuz Christi liegt die Verheißung der ewigen Seligkeit.

Im Vertrauen darauf müssen wir uns in die Nachfolge des Gekreuzigten begeben. Dann verklärt das verheißene Glück schon das Kreuz der Gegenwart. Dann schenkt Gott uns tiefe Einsichten und große Freude. Johannes vom Kreuz - er lebte im 16. Jahrhundert in Spanien - hat einmal gesagt: „Wer nicht das Kreuz Christi sucht, sucht nicht die Herrlichkeit Christi“.

Die Herrlichkeit Christi, das ist auch die Auflösung der scheinbaren Widersprüchlichkeit, die uns in der Frohen Botschaft vom Kreuz begegnet, wovon am Anfang die Rede war. Wir müssen klein werden, damit Gott uns groß machen kann. Im Evangelium ist die Rede von dem Weizenkorn, das sterben muss. Es gilt, dass wir das Kreuz in Geduld und Dankbarkeit tragen, wenn Gott es uns auferlegt.

Aber das reicht noch nicht aus. Wir müssen es auch - immer wieder - bewusst ergreifen, es auf uns nehmen, indem wir Entsagung üben, uns selbst überwinden und auf Erlaubtes verzichten.

Das Opfer gehört zum Christenleben dazu, der freiwillige Verzicht, nicht nur in der vierzigtägigen Bußzeit, jeden Tag. Als Jünger Jesu können wir nicht immer nur tun, was uns gefällt, dürfen wir uns nicht einmal damit begnügen, das Kreuz da in Geduld zu tragen, wo es uns auferlegt wird, müssen wir es vielmehr immer wieder freiwillig ergreifen, es uns selber auferlegen. Das ist nicht schwer, wenn wir uns daran erinnern, dass es uns die Gemeinschaft mit Christus schenkt, mit dem leidenden und mit dem verherrlichten Christus. Amen.

## 6. FASTENSONNTAG (PALMSONNTAG)

„DER AM HOLZ SIEGTE, SOLLTE AUCH AM HOLZ BESIEGT  
WERDEN“

Schon in ältester Zeit ahmte man in der Liturgie des heutigen Sonntags durch Palmprozessionen den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem nach. Man verstand ihn als Triumphzug, in dem sich die Menschen zum messianischen Königtum Christi bekannten. Er war nicht auf einem Streitross in

Jerusalem eingezogen, er hatte einen Esel als Reittier gewählt, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass er zwar ein Herrscher sei, dass sein Reich jedoch nicht von dieser Welt sei.

An dieses bedeutende Ereignis im Leben Jesu erinnert uns in jeder Heiligen Messe der Hosanna-Ruf vor dem Beginn des eucharistischen Hochgebetes, seit ältester Zeit in hebräischer bzw. aramäischer Sprache. Das hebräische „hosianna“ bedeutet so viel wie „hilf uns doch“, „befreie, errette uns doch“. Das Verbum, das dem zugrunde liegt, lautet „jascha“. Im Aramäischen, in der Muttersprache Jesu, wurde daraus „hosanna“.

Der ursprüngliche Ort dieses Bittrufs ist der Psalm 117. „Herr, hilf doch“, heißt es da in Vers 25. Mit ihm hat man sinnvollerweise das „Benedictus“ verbunden, „gesegnet sei, der da kommt im Namen Gottes des Herrn“, beim Einzug Jesu in Jerusalem wie auch beim Sanctus der Heiligen Messe.

Der Hosanna-Ruf hat der ältesten Glocke im Freiburger Münster - sie stammt aus dem Jahr 1258 - ihren Namen gegeben (sie ist eine der ältesten Glocken dieser Größe mit einem Durchmesser von 1607 mm und einem Gewicht von 3290 kg). Der Name will hier ein Gebet sein.

Der Palmsonntag feiert das Königtum Christi. Er nimmt gleichsam die österliche Vollendung der Erlösung vorweg. Dabei gilt, dass Christus in des Wortes doppelter Bedeutung am Kreuz erhöht wurde.

Wenn die Volksmenge Christus heute als den messianischen König proklamiert und morgen seinen Tod fordert, wenn dem Hosanna schon bald das „ans Kreuz mit ihm“ folgt, dann erkennen wir daran: Wo Menschen zur Masse werden, da herrscht die Allmacht der Gefühle. Die Allmacht der Gefühle, sie ist das Problem der Kirche unserer Tage in der Glaubensverkün-

digung. Daraus erklärt sich letzten Endes auch die Dominanz der Psychologie sowie das in keiner Weise gerechtfertigte Vertrauen zu ihr.

„Der am Holz siegte, sollte auch am Holz besiegt werden“, heißt es in einer alten Präfation für die Passionszeit. Mit den Augen des Glaubens erkennen wir in dem Gekreuzigten den Sieger. Sein Königsthron ist das Kreuz. Weil das Kreuz Christi, zunächst ein Zeichen des Todes, in einem tieferen Verständnis ein Zeichen des Lebens ist, deshalb bedeutet, wenn wir an die Wirklichkeit des Kreuzes glauben, dienen herrschen für uns und sterben leben.

Darum hat man über Jahrhunderte hin den Gekreuzigten in der Kunst nicht als einen Leidenden und Gequälten dargestellt, in jener Kunstrichtung, die wir die Romanik nennen, sondern als Herrscher mit einer Krone auf dem Haupt. Erst später, im fortschreitenden Mittelalter, hat man ihn am Kreuz als den Leidenden und Gequälten dargestellt, in der Gotik. Tatsächlich hatte er auch über alle Schmähung und Erniedrigung hinweg in seinem Leiden und Sterben das Geheimnis seiner Gottheit aufleuchten lassen, so dass der heidnische Hauptmann nach seinem Tod bekennen konnte: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“ (Mt 27, 54).

Die Kreuzigung Jesu war nicht so etwas wie ein Verhängnis, das über ihn kam. Das behaupten heute manche. In Wirklichkeit hat er das Kreuz, sein Leiden und Sterben am Kreuz, jedoch freiwillig angenommen, in klarer Voraussicht dessen, was über ihn kommen werde, weil er den Willen seines himmlischen Vaters erfüllen wollte. „Er war Gott gleich“, so heißt es in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, „hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 6 - 8).

Durch seinen Gehorsam sühnte Christus den Ungehorsam der Menschen. Jede Sünde ist wesentlich Ungehorsam, Ungehorsam gegen Gott und gegen die Ordnung, die er uns, den Menschen, gegeben hat. Das gilt für die Ursünde wie für das Meer der Sünden, die daraus entstanden sind und die immer neu daraus entstehen. Christus lebte ganz aus dem Willen des Vaters. Dieser Wille aber war schließlich das Kreuz. Durch den Tod am Kreuz sollte der Sohn des ewigen Vaters den Ungehorsam der ersten Menschen und der Menschheit insgesamt sühnen.

Gott musste diesen Weg der Erlösung nicht wählen, aber er war angemessen, dieser Weg, weil er uns einerseits das ganze Ausmaß der Sünde und der Schuld und ihr Elend vor Augen führt, uns andererseits aber Gottes unendliche Liebe eindrücklich veranschaulicht.

Im Licht des Kreuzes sollten wir das Mysterium der Sünde erkennen, ihre Treulosigkeit, ihre Undankbarkeit und ihre Vermessenheit, sollten wir aber auch das Mysterium der Liebe Gottes in seiner Tiefe ausloten können.

Wir sind auf den Tod Christi hin getauft und wiedergeboren zum neuen Leben in Christus. Allein, was wir geworden sind durch die Gnade Gottes, das müssen wir ein Leben lang werden durch die Abkehr von der Sünde und durch den Gehorsam gegenüber Gott und gegenüber seinen Geboten.

Nur dann erhalten wir Anteil an seiner Auferstehung und seinem Leben, wenn wir mit ihm leiden und sterben, in der Gemeinschaft mit ihm. Bildlich gesprochen müssen wir mit Christus gekreuzigt werden, wie es der Völkerapostel Paulus ausdrückt (Gal 2, 19 f), um mit ihm im ewigen Leben vereinigt zu werden. Mit Christus gekreuzigt werden, das bedeutet, dass wir das Kreuz annehmen, das Gott uns auferlegt.

Wo das Kreuz, das eigentliche Zentrum der christlichen Botschaft, gestrichen und nicht mehr die Nachfolge des Gekreuzigten als die entscheidende Aufgabe der Erlösten gesehen und verkündet wird, da ist nicht mehr die christliche Wahrheit, da ist eine neue Religion an ihre Stelle getreten. Tatsächlich weiß der Restglaube vieler Christen heute mit dem Kreuz nicht mehr viel anzufangen.

Der entscheidende Imperativ unseres Lebens ist der, dass wir mit Christus sterben, um mit ihm zu leben. Das aber muss jeden Tag aufs Neue geschehen.

Heute, am Beginn der Heiligen Woche, feiern wir Christus als den gekreuzigten König. Am Kreuz hat er den Abfall der ersten Menschen von Gott und alle persönlichen Sünden der Menschen gesühnt, das heißt besiegt, überwunden. Das Kreuz Christi ist von daher auch die Antwort auf die Tragik unserer Welt, wie sie vor allem in der Krankheit und im Tod Gestalt gefunden hat. Nur wenn wir mit Christus gekreuzigt werden, können wir an seiner Auferstehung Anteil haben. Das aber muss in aufrichtiger Demut und in selbstloser Hingabe geschehen, ganz in der Gesinnung des Gekreuzigten.

Dass wir mit Christus gekreuzigt werden müssen, damit wir einst ewig mit ihm leben können, daran will uns immer wieder die Darstellung des Gekreuzigten erinnern. Eines ist sicher, das lehrt uns das christliche Leben: Nichts kann uns größeren Trost schenken in den Widrigkeiten des Lebens als wenn wir gläubig aufblicken zu dem, um es mit den Worten der Schrift zu sagen, den sie durchbohrt haben (Sach 12, 10). Amen.

„SO LANGE BIN ICH SCHON BEI EUCH, UND DU HAST MICH  
NOCH NICHT ERKANNT“

Wir feiern heute den Beginn des Leidens Jesu. Wir erinnern uns dabei an den Abschied des Meisters von seinen Jüngern und an die Fußwaschung, an seine Einsetzung des Messopfers, an seine Ölbergangst und an seine dramatische Gefangennahme. Damit besinnen wir uns auf den Anfang unseres Heiles.

Drei Fragen richtet er, Christus, in diesen schicksalsschweren Ereignissen an seine Jünger und damit auch an uns. Die erste Frage ist zunächst an Philippus gerichtet, aber dieser steht für die anderen zehn Apostel und für einen jeden von uns. Sie lautet: „Solange bin ich schon bei euch, und du hast mich noch nicht erkannt?“ Die zweite Frage, sie richtet sich zunächst an die drei bevorzugten Apostel des Zwölferkreises, durch sie aber auch an die übrigen acht und auch an uns. Sie lautet: „Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Die dritte Frage richtet sich wieder an einen der Zwölf, an den unglückseligen Judas - er verwaltete die Kasse - sie richtet sich aber auch an die anderen Elf und auch an uns. Da fragt Christus seinen Jünger, warum er ihn verrät.

Die drei Fragen, eigentlich sind sie rhetorische Fragen. Sie wollen die Jünger und mit ihnen uns alle zum Nachdenken bringen. Nur bei der ersten dieser drei Fragen wollen wir an diesem Abend einen Augenblick verbleiben, über sie wollen wir heute Abend ein wenig nachdenken: So lange bin ich nun schon bei euch, Philippus, und du hast mich noch nicht erkannt?

Als Jesus so fragt, hat er soeben das Messopfer eingesetzt und davon gesprochen, dass er zum Vater gehen will, dass er zu dem heimkehren will, von dem er ausgegangen ist. Da erklärt ihm Philippus, ganz hingerissen

von dem Gedanken der Heimkehr zum Vater und von all dem, was Jesus ihm und den anderen Aposteln von seinem Vater erzählt hat: „Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns“. Die Antwort Jesu darauf: „So lange bin ich bei euch ... wer mich sieht, der sieht den Vater“.

Die Antwort Jesu ist, genauer betrachtet, eine Feststellung in Frageform oder einfach ein Vorwurf, nicht anders als die anderen zwei Fragen. Die Feststellung, der Vorwurf lautet: Ihr wisst so viel, aber das, worauf es ankommt, wisst ihr nicht.

Was Jesus damit meint, können wir vielleicht so ausdrücken: Wenn ihr mich erkannt hättet, wenn ihr wüsstet, worauf es ankommt, dann wärt ihr nicht so gleichgültig, so lau, so opferscheu, dann würdet ihr nicht allem Schwerem aus dem Wege gehen, dann wäre eure Liebe zur Welt nicht so stark und eure Liebe zu mir nicht so schwach, eure Liebe zu mir und zu meiner Kirche. An anderer Stelle fügt Jesus dem hinzu: Wenn ihr doch die Stunde der Gnade erkannt hättet oder wenigstens heute erkennen würdet (Lk 19, 44).

Die Liebe bewährt sich im Opfer. Das Opfer aber ist eine mindere Form des Todes. Immer ist das Opfer ein geistiges Sterben. Die totale Liebe ist bereit, für den Geliebten den Tod auf sich zu nehmen. Darin erweist sie sich im Tiefsten als ein undurchdringliches Geheimnis, das uns immer neu verwandelt.

Hätten wir Christus mehr erkannt, ihn und sein Geheimnis des Kreuzes, dann würden wir das Opfer der Heiligen Messe mehr schätzen, worin das Geheimnis des Kreuzes immer neu Gestalt findet, worin Christus seine Opferhingabe immer neu vollzieht, um unseres Heiles willen, das Opfer der Heiligen Messe, das Christus an diesem Abend gestiftet hat. Dann würden

wir diesem großen Geschehen mit größerer Ehrfurcht beiwohnen und mit einem tieferen Glauben, dann würden wir es so oft mitfeiern, wie es geht, in demütigem Stolz und in großer Dankbarkeit, denn sooft wir das Opfer Christi feiern, verkünden wir den Tod des Herrn bis er wiederkommt.

Wenn wir Christus besser erkannt hätten, würden wir uns nicht so sehr der Welt anpassen, wir würden die Machenschaften des Fürsten dieser Welt besser durchschauen und weniger - vielleicht ohne es zu wollen - dessen Geschäfte besorgen. Dann würde Christus mehr der Maßstab unseres Handelns sein, er, der der Diener aller geworden ist in seinem Erdenleben.

Die Frage Jesu an Philippus weist uns, wie die zwei anderen Fragen Jesu an seine Jünger und an uns, im Grunde hin auf unsere Unaufmerksamkeit, auf unsere Gedankenlosigkeit, auf unsere Bequemlichkeit, auf unsere Schwäche und Inkonsequenz, auf unsere Wankelmütigkeit, Feigheit und Treulosigkeit. Sie weist uns hin auf unsere mangelhafte Liebe. Und sie ermahnt uns, eifriger zu sein und wachsam. Amen.

## HOCHFEST DER AUFERSTEHUNG DES HERRN

### „UNSER LEBEN, VERBORGEN IN GOTT“

Ostern, das älteste Fest der Christenheit, ist geprägt von tiefer Symbolik. Diese entfaltet sich in eindrucksvoller Weise in der Feier der Osternacht, die immer wieder der Höhepunkt des Gottesdienstes der Kirche ist im Verlauf des Jahreskreises. Im Zentrum steht dabei die Symbolik des Lichtes, des Wassers und des Liedes. Das Licht ist Christus, der glorreich aus dem Grab hervorgegangen ist. Ihn symbolisieren das Osterfeuer und die Oster-

kerze. Das Wasser erinnert uns an die Taufe, in der uns die Früchte des Opfertodes und der Auferstehung Christi zuteil geworden sind, mit der wir den Weg des christlichen Lebens begonnen haben. Das Lied, vor allem das Alleluja, ist Ausdruck der Freude, die aus der Dankbarkeit hervorgeht, der Dankbarkeit für das Geschenk der Erlösung. Alleluja bedeutet: Preiset den Herrn, also preiset Gott. Die wahre Freude geht letztlich aus dem Gotteslob hervor und führt immer tiefer in das Lob Gottes hinein.

Die Osterkerze, in der Osternacht entzündet und geweiht, sie erhält während der Osterzeit ihren Platz neben dem Altar und brennt bei jeder Messfeier. Sie symbolisiert den auferstandenen Christus, der sich immer wieder als das Licht der Welt bezeichnet hat. Als solches hat er sich vor allem in seiner Auferstehung erwiesen. In ihr hat er alle Dunkelheit vertrieben, die Dunkelheit der Leiden, die Dunkelheit der Unwissenheit und die Dunkelheit der Sünde. Oft ist die Dunkelheit der Unwissenheit die Ursache der Leiden und der Sünde. Gebe Gott, dass wir nicht die Dunkelheit mehr lieben als das Licht, wie es allzu viele heute tun.

Durch sein Leiden und Sterben hat der Auferstandene allen Leiden der Menschen einen tiefen Sinn verliehen. Es bleibt, das Leid, aber es hat einen tiefen Sinn erhalten.

Es gibt unendlich viel Leid in unserer Welt, körperliches und seelisches Leid, körperliche und seelische Not. Der Gipfel unserer leidvollen Existenz ist der Tod. Viele Antworten haben die Menschen darauf gegeben in ihrer langen Geschichte, auf die Frage des Leides und des Todes, und viele Wege haben sie beschritten, um das Leid und den Tod zu bewältigen. Alle diese Antworten und Wege haben sich jedoch als ungenügend erwiesen. Die tiefste Antwort auf die Frage des Leides und des Todes gibt uns das Kreuz Christi, sofern es uns auf die Auferstehung des Gekreuzigten verweist. Sie

ist zugleich die einzig richtige, denn sie ist die Antwort Gottes, sie stammt aus der Ewigkeit, für die Gott uns bestimmt hat als geistbegabte Wesen.

Im Kreuz und in der Auferstehung des Gekreuzigten überwinden wir das Leid und den Tod, wenn wir mit Christus leiden und mit ihm im Leiden verähnlicht werden und wenn wir mit Christus sterben, um mit ihm aufzuerstehen. Wenn wir uns unter das Kreuz Christi stellen, werden Leid und Tod für uns in die Perspektive seines Ostersieges gerückt. Seine Auferstehung ist unsere Auferstehung, so sagt es uns die (zweite) Lesung des heutigen Festtages.

Wie er alles Leid und selbst den Tod verwandelt hat, so wird er auch das Leid und den Tod seiner Getreuen verwandeln. Wenn wir mit Christus aufgestanden sind, dann ist unser Leben mit Christus in Gott verborgen.

Es ist die Botschaft von der Überwindung von Leid und Tod, die uns die Osterkerze verkündet. Uns obliegt es, diese Botschaft zu leben und damit zu bezeugen, umso mehr, als nur noch wenige das tun. Tun wir das, leben und bezeugen wir die Botschaft von der Überwindung von Leid und Tod aus dem Geheimnis des Kreuzes, so tragen wir Christus, das Licht, in die Welt, machen wir diese dunkle Welt hell, prägen wir ihr gewissermaßen wieder einige Züge des verlorenen Paradieses auf. Durch uns soll die gottferne Welt ihre Dunkelheit erkennen und in der Hinwendung zu Christus und seiner Kirche erleuchtet werden.

Das Wasser, das uns an die Taufe erinnert, steht für das Leben. In der Frühzeit der Kirche, als die Taufe noch in erster Linie den Erwachsenen gespendet wurde, war die Osternacht ein bevorzugter Termin für die Spendung der Taufe. Die letzte Vorbereitung der Taufschüler erfolgte in der vierzigtägigen Fastenzeit. Dann empfingen sie in großer Freude und Dankbarkeit jenes Sakrament, das für sie eine totale Lebenswende bedeutete,

dann empfangen sie das weiße Kleid als Zeichen der Gotteskindschaft, die ihnen durch das göttliche Leben geschenkt worden war, und trugen dieses eine ganze Woche lang - von daher hat der Weiße Sonntag seinen Namen erhalten.

Die Taufe erfolgte im Zeichen des Wassers. Das Wasser bringt Leben, und es reinigt den Menschen. Die Oasen in der Wüste lassen Pflanzen, Bäume und Tiere im Überfluss gedeihen. Nach dem Wasser lechzen Mensch und Tier. Wo es kein Wasser gibt, da ergreift bald der Tod das Regiment. Das Wasser weckt aber nicht nur die Lebensgeister, es reinigt uns auch, uns selbst und unsere Kleider. Es spendet uns also das Leben und es reinigt uns. Leben und Reinigung, das ist uns geschenkt worden in der Taufe, das göttliche Leben und die Reinigung von der Sünde, die Erlösung, die uns Christus, der Auferstandene, erlitten hat.

Das Wasser der Taufe hat aber noch eine weitere symbolische Bedeutung für uns: Es symbolisiert den Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer, jenes Ereignis, das schon vor Christus der Inhalt des Osterfestes war. Damit verband man die Erinnerung an den Vorübergang des Herrn, an den Vorübergang Gottes, der vor dem Auszug Israels aus Ägypten die Ägypter geschlagen, Israel jedoch bewahrt hatte. Israel zog durch das Rote Meer in das Gelobte Land - wir sind durch das Rote Meer der Taufe gezogen und sind nun auf dem Weg in das Gelobte Land des Himmels. Unser Mose ist Christus. Dass wir uns seiner Führung nicht entziehen!

Die Osterbotschaft ist eine Botschaft der Freude. Die Osterfreude ist der Dank für die Erlösung. Ausdruck der Freude ist das Lied. „Amantis est cantare“, sagt der heilige Augustinus († 430). Dem Liebenden kommt es zu, dass er singt. Der Hassende singt nicht. In der Hölle gibt es keine Lieder, höchstens hämmernde Rhythmen. Der Liebende singt, weil er sich

freut. Er freut sich aber, weil er aus der Dankbarkeit lebt. Und er ist dankbar, weil er sich beschenkt weiß. Wer nicht dankbar sein kann, der kann sich auch nicht freuen. Darum fällt es dem Menschen heute so schwer, sich zu freuen, weil es ihm so schwer fällt, dankbar zu sein.

Er hat alles, aber er meint, er habe einen Anspruch darauf oder, wenn er sich mit den anderen vergleicht, meint er, er hätte zu wenig. Daher ist er unzufrieden, weil er undankbar ist und neidisch. Der Liebende singt, weil er sich freut. Er freut sich aber, weil er aus der Dankbarkeit lebt.

Das Licht, das Leben, die Reinigung von der Sünde und das Lied prägen unsere Osterfeier, die Osterkerze, das Osterwasser und das Alleluja. Darüber ragt das Kreuz empor, das Kreuz im Licht der Ostersieges.

Der auferstandene Christus, symbolisiert durch die Osterkerze, er ist das Licht der Welt. Ihn sollen wir in die Welt hineintragen. In der Taufe sind wir mit ihm gestorben und zum neuen unvergänglichen Leben auferstanden. Dieses unvergängliche Leben müssen wir bewahren und in der Welt bezeugen. Die Trauer ist vorüber, für Christus, weil es für ihn kein Leid und keinen Tod mehr geben kann. Aber auch für uns sollte die Trauer vorüber sein, denn er ist uns vorausgegangen. Wir sollen ihm folgen - in seine Osterherrlichkeit. Zwar beten wir noch „du Sieger und König, erbarme dich unserer Not“, aber wir wissen, alles ist nur mehr Vorübergang, wenn wir nicht von ihm lassen, wenn wir unter seinem Kreuz stehen mit Maria, die seine Osterherrlichkeit in vollkommener Weise mit ihm teilt. Der Gekreuzigte und Auferstandene, er wird nicht von uns lassen, wenn wir mit ihm wachen. Amen.

„HERR, BLEIBE BEI UNS, DENN ES WILL ABEND WERDEN, UND  
DER TAG HAT SICH SCHON GENEIGT“

Man könnte dieses wohl bekannte Evangelium überschreiben: Durch die Nacht zum Licht. Aus der Nacht der Zweifel gelangen zwei Jünger Jesu in das helle Licht des Osterglaubens.

Bei vielen unserer Zeitgenossen, die einstmals Christen waren, es heute aber in Wirklichkeit nur noch dem Namen nach sind, ist es gerade umgekehrt, ihr Weg führte oder führt sie vom Licht in die Nacht. Lange haben sie geglaubt an die Botschaft von der Auferstehung Christi, dann aber, als die Kirche ins Schleudern geriet und die Angriffe der modernen Welt allzu kühn wurden und als es Mode wurde, sich von der Kirche und dem Glauben zu distanzieren, da fielen sie in Skepsis und Zweifel. Es liegt eine gewisse Tragik darin, dass unter ihnen nicht wenige Professionelle sind, Zeugen, die das, was sie bezeugen sollen, nicht mehr bezeugen wollen oder nicht mehr bezeugen können.

Für viele ist das, was die Kirche verkündet, vor allem die Auferstehung des gekreuzigten Christus, ein schönes Märchen geworden, ein Wunschtraum, ein Mythos, eine Sache, die zu schön ist, um wahr zu sein. Von daher erklären sich die leeren Kirchen, die mangelnde Solidarität in der Kirche, vor allem unter den Hirten, und die Angriffe gegen den Heiligen Vater und gegen das, was man geringschätzig den Vatikan nennt.

Heute ist der Unglaube, die Abwendung vom Glauben der Kirche, wie eine ansteckende Krankheit, und die Distanzierung von der Kirche wie eine Epidemie. Einer macht es dem anderen nach. Nicht zuletzt macht es einer dem anderen nach, weil viele unserer Zeitgenossen das Denken verlernt

haben und infolgedessen in Schablonen denken. Wichtiger als dass man auf Seiten der Wahrheit ist, ist es für sie, dass sie auf Seiten der Majorität sind, dass sie modern sind, dass man ihnen nicht den Vorwurf machen kann, sie seien konservativ.

Der Unglaube hat heute viele Verkünder und Propheten. Manchmal gehen sie mit uns, unerkannt, wie jener Wanderer, der die Emmaus-Jünger begleitete. Diese Wanderer stehen allerdings nicht im Dienst der Wahrheit, sondern sie sind Vertreter eines finsternen Geschäftes. Oftmals erreicht uns der Unglaube auch durch die Atmosphäre, die uns umgibt.

Man muss kritisch sein im wahrsten Sinne des Wortes gegenüber dem oberflächlichen Zeitgeist, wie er sich mit der Unterstützung der Massenmedien und der Werbung auf dem Weg über die öffentliche Meinung aufdrängt. Nicht nur von außen tritt er an uns heran, der Zeitgeist, manchmal auch von innen, sofern er die Kirche und das Christentum unterwandert und unterwandert hat. Da tritt der Unglaube dann häufig gar im Gewand des Glaubens an uns heran. Seine Propheten sagen dann gern: Das musst du ganz anders verstehen. Oder: Dein Glaube ist überholt. Oder: Das kann man heute nicht mehr glauben. Oder: Da musst du auf die modernen Theologen hören, die ihre Hand am Puls der Zeit haben.

Dieses Phänomen kennt bereits die Heilige Schrift, wenn sie von den Wölfen im Schafspelz spricht.

Nur wer kritisch ist und selber denkt, kann sich vor der Verführung zum Unglauben bewahren und vor der Krankheit des Unglaubens schützen.

In diesem Zusammenhang warnt uns der erste Petrusbrief mit den Worten: „Brüder, seid nüchtern und wachsam, denn euer Widersacher, der Teufel,

geht um wie ein brüllender Löwe und sucht, wenn er verschlinge“ (1 Petr 5, 8). Diese Mahnung ist heute von größerer Aktualität als je zuvor.

Der Löwe verbirgt sich jedoch, er verkleidet sich, wie der Teufel sich immer verkleidet, wenn er sich an seine Opfer heranmacht. Er trägt die Maske der Freundlichkeit und der Demut, die Maske des Schmeichlers, die Maske des Wissenden und des Erfahrenen. Dabei verspricht er immer Glück und Wohlstand, Zufriedenheit und Vergnügen. Immer verspricht er vor allem Modernität. Zeitgemäß muss man sein. Aber was ist zeitgemäß? Gefeit ist man dagegen, wenn man das Leben und die Welt übernatürlich, das heißt: von Gott her versteht. Vor allem ist man gefeit gegen den Versucher, wenn man sich mit dem Wort Gottes und mit der Gnade wappnet, wie sie uns im Sakrament der Buße und im Sakrament der Eucharistie immer wieder geschenkt werden, sowie mit dem Gebet und mit guten Werken oder einfach mit der Leidenschaft für die Wahrheit. Genau das aber tun allzu viele nicht. Darum haben die falschen Propheten ein so leichtes Spiel heute.

Wir müssen uns jedoch klar machen, und das immer wieder: Unglaube ist Rückschritt, Glaube ist immer Fortschritt. Die Nacht ist für den Tag da, nicht der Tag für die Nacht. Der Auferstandene führt uns zum Licht, und er allein erhält uns im Licht. Die Wahrheit macht uns frei (Joh 8, 32), die Lüge macht uns zu Sklaven.

Die Emmaus-Jünger bitten den Fremden, der sie wohl über eine Stunde auf dem Weg begleitet hat: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden“. Sie verstehen diese Bitte zunächst in ihrer konkreten Situation: Der merkwürdige Fremdling hat sie mit seinen Reden fasziniert, sie wollen das Gespräch mit ihm ausdehnen. Vielleicht spürten sie schon unbewusst, dass er der war, über den er sprach. Ihre Bitte an den Fremdling weitet sich für sie aus ihrem späteren Blickwinkel, als sie ihn erkannt haben, als er sich ihnen zu

erkennen gegeben hat. Nicht anders ist es zuweilen in der Erfahrung unseres persönlichen Lebens, wenn uns die Augen aufgehen.

Für uns ist die Bitte der Emmaus-Jünger „Herr, bleibe bei uns“ ein zeitloses Gebet, ein Gebet, das sich gerade heute in besonderer Weise empfiehlt. Er, der Auferstandene, bewahrt uns im Licht des Osterglaubens, wenn wir uns vertrauensvoll an ihn wenden. Der Glaube an das Geheimnis der Auferstehung des Gekreuzigten ist das Zentrum des Glaubens der Kirche seit ihren Urtagen. Ohne ihn bricht alles zusammen. Der Auferstandene bewahrt uns im Licht des Osterglaubens, darum sollten wir immer wieder beten, vielleicht jeden Tag, für uns und für all die, die Gott uns anvertraut hat, und für all die, die die Finsternis mehr lieben als das Licht, wie es im Lukas - Evangelium heißt (Lk 24, 29): „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt“. In ganz besonderer Weise eignet sich dieses Gebet für die stille Danksagung nach dem Empfang der heiligen Kommunion. Amen.

## 2. SONNTAG IN DER OSTERZEIT (WEISSER SONNTAG)

### „SELIG, DIE NICHT SEHEN UND DOCH GLAUBEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet von zwei Begegnungen des auferstandenen Christus mit dem engsten Jüngerkreis aus seinen Erdentagen: In der ersten Begegnung vermittelt er den Jüngern den Heiligen Geist und mit ihm die Vollmacht, im Auftrag Gottes Sünden zu vergeben, in der zweiten Begegnung führt er einen von ihnen, der bei der ersten Begegnung nicht anwesend war, zum Glauben an seine Auferstehung.

Zwischen der Auferstehung Jesu und der Sündenvergebung besteht ein tiefer Zusammenhang. Durch sein Erdulden der menschlichen Bosheit bis in die Grausamkeit und die Erniedrigung des Kreuzes hinein hat er das Böse überwunden. Scheinbar war er der Unterlegene, in Wirklichkeit aber war er der Stärkere, körperlich unterlag er, geistig aber überwand er seine Peiniger. Dass er sich in seinem Tod als der Stärkere erwiesen hat, das werden auch die Ungläubigen nicht leugnen können, wenn sie die zweitausendjährige Geschichte des Christentums in Augenschein nehmen

An dem Gekreuzigten kommt niemand vorbei, ob er sich in die Schar seiner Jünger einreihen lässt oder ob er ihn bekämpft oder verfolgt. Gerade dank der Kunde von seiner Auferstehung hat er Geschichte gemacht.

In seiner Auferstehung hat er uns erlöst oder befreit von Sünde und Schuld und von der Versklavung daran. Er hat uns erlöst von der Erbschuld und von den persönlichen Sünden. Dieses Werk kann jedoch nur dann wirksam werden für uns, wenn wir die Hand des Erlösers ergreifen. Wenn es die Sünde nicht gibt - diese Meinung herrscht heute weithin im landläufigen Glauben der Gläubigen und häufiger auch gar in der landläufigen Verkündigung der Verkündiger - dann hat die Erlösung ihr Fundament verloren, dann ist die Erlösung gegenstandslos geworden. Das ist das Elend der Kirche heute, die soeben ins 3. Jahrtausend eingetreten ist..

Die Vergebung der Sünden erfolgt in der Regel durch die Vermittlung der Kirche. So wollte es ihr Stifter. Die Kirche spendet das Sakrament der Taufe im Blick auf das Kreuz Christi, und sie spricht uns los von unseren Sünden im Namen des auferstandenen Gekreuzigten.

Nach dem Willen des Stifters der Kirche trägt das Heil einerseits sichtbare Gestalt und ist es andererseits vermitteltes Heil. Das heißt: Es ist inkarnatorisch, und die Heilsordnung wird durch das Gesetz der Vermittlung be-

stimmt. An diesem Punkt unterscheidet sich die katholische Kirche wesentlich von den Gemeinschaften der Reformation. Das Heil trägt sichtbare Gestalt, und es ist vermitteltes Heil. Über diese Gottesordnung darf der Mensch sich nicht hinwegsetzen.

Die Ostergnade - das ist die Vergebung der Sünden, die uns in der Taufe und im Sakrament der Buße zuteil wird - schenkt uns der auferstandene Christus durch sein Kreuz, und wir empfangen sie durch die Kirche.

Waren auch alle Jünger hinsichtlich des Glaubens an die Auferstehung Jesu zunächst zurückhaltend, so tat sich Thomas besonders schwer in diesem Glauben. Man nennt ihn den Zweifler. Als solcher ist er ein ausgesprochen moderner Mensch. Wer wird heute nicht von Glaubenszweifeln gequält, allgemein oder auch im Detail?

Nicht wenige Zweifel am Glauben rühren in der Gegenwart von daher, dass so viele ihn über Bord werfen oder geworfen haben, bewusst oder auch unbewusst. Das gilt für einzelne Glaubenswahrheiten oder auch für den ganzen Glauben.

Der Unglaube der Ungläubigen weckt Zweifel in uns. Das ist ganz natürlich. Unter diesem Aspekt ist der Zweifel gleichsam ansteckend. In einer ungläubigen Umgebung und Atmosphäre werden wir unsicher im Glauben, drängt sich uns natürlicherweise die Frage auf: Wissen wir es denn wirklich besser als die vielen, die skeptisch sind oder dezidiert negativ eingestellt? Aber auch sonst können immer Zweifel auftreten im Hinblick auf den Glauben, und zwar deshalb, weil der Glaube es mit Wirklichkeiten zu tun hat, die wir nicht sehen können und die im Grunde auch unsere Erfahrungen überschreiten. Darum sagt der Hebräerbrief treffend: „Der Glaube ist

das Feststehen im Erhofften, die Überzeugung von unsichtbaren Wirklichkeiten“ (Hebr 11, 1).

Dabei müssen wir unterscheiden zwischen Glaubensschwierigkeiten und Glaubenszweifeln. Oftmals wird diese Unterscheidung nicht getroffen. Glaubenszweifel haben ihren Ort im Verstand, Glaubensschwierigkeiten haben ihn jedoch im Gefühl. Oft ist das Gefühl in uns mächtiger als der Verstand. Aber auf den Verstand kommt es an. Es ist indessen nicht immer leicht für uns, das, was wir im Kopf haben, auch ins Herz hineinzubringen. Dabei müssen wir wissen, dass erst das, was wir auch im Herzen haben, unser innerer Besitz ist.

Glaubensschwierigkeiten, aber auch Glaubenszweifel haben oft ihren tieferen Grund in der Sünde, die wir nicht bereuen, die wir nicht wahrhaben wollen, die wir nicht dem Sakrament der Buße unterwerfen.

Wir alle leben mit Zweiflern und Ungläubigen zusammen in unserer Verwandtschaft oder auch in unserem Bekanntenkreis, um die wir uns vielleicht sorgen, mit Recht. Ihre Zahl wird sicher noch wachsen in einer Welt ohne Gott, angesichts der verbreiteten Gottlosen-Propaganda unserer Tage. Wir sind als Menschen bei weitem nicht so selbständig in unserem Denken und in unserem Empfinden, wie wir meinen.

Indirekt erfolgt die Ausbreitung des Atheismus heute - das muss noch gesagt werden - durch die totale Sexualisierung unserer Öffentlichkeit, durch die beinahe globale Zerstörung der Sexualmoral, die zunächst eine Zerstörung der Würde des Menschen zur Folge hat, gleichzeitig aber auch irgendwie die Folge davon ist. Indem sie den Menschen auf seine Triebhaftigkeit reduziert und die Selbstbeherrschung grundlegend in Frage stellt, wie wir das heute in großem Stil erleben, zerstört sie jedes höhere Streben

des Menschen, somit auch sein Streben nach Gott. Unter diesem Aspekt erhält die Tugend der Keuschheit heute ganz neue Aktualität, auch im Leben des Einzelnen.

Wie Gott auf wunderbare Weise Thomas aus seinen Zweifeln herausgeführt hat, so kann er auch uns und die uns nahe Stehenden aus unseren Zweifeln herausführen, wenn wir ihn darum bitten und uns um die Tugend der Demut bemühen.

Immerhin ist eine aus Zweifeln geborene Überzeugung fester und tiefer, aber sie kommt nicht von selbst. Wir müssen uns bemühen um sie, im Vertrauen auf die Gnade.

Wir sind auferstanden mit Christus. Dennoch steht sie noch aus, diese unsere Auferstehung. Wir sind erlöst, aber wir besitzen sie noch nicht endgültig, die Erlösung.

Wir tragen das Geschenk der Erlösung gleichsam in zerbrechlichen Gefäßen. Unserer endgültigen Auferstehung liegt der Tod voraus. Der Jünger ist nicht über dem Meister. Selbst 2000 Osterfeste können nichts ändern an dem Jesus-Wort: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst“ (Mk 8, 34). Der Karfreitag geht weiter. Das Gesetz von Leiden und Kreuz bleibt. Dem „Hosanna“ folgt auch in unserem Leben das „crucifige“, bei dem einen dramatischer, bei dem anderen weniger dramatisch. Aber der Jünger Jesu weiß: Tod ist Leben, und Leben ist Tod, weil für ihn nicht der Zweifel das letzte Wort hat. In dem auferstandenen Christus ist alles verwandelt. In ihm können, ja, sollen wir die Welt überwinden. Amen.

### 3. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„WIE KÖNNEN WIR IHN ERKENNEN, WENN NICHT DADURCH,  
DASS WIR SEINE GEBOTE HALTEN“

Fünfzig Tage hindurch begehen wir die liturgische Feier des Osterfestes, vierzig Tage hindurch die Vorbereitung darauf, die österliche Bußzeit. Das Zweite Vatikanische Konzil fordert uns auf, unser Leben im Licht des Ostergeheimnisses zu begreifen und zu verwirklichen (Sacrosanctum Concilium, Nr. 5). Es erinnert uns daran, dass wir durch die Taufe eingefügt werden in dieses Geheimnis, dass wir den Geist der Gotteskindschaft aus dem Tod und aus der Auferstehung Christi empfangen und dass wir das Ostergeheimnis in der eucharistischen Feier am Beginn einer jeden Woche immer neu begehen, am Herrentag, dass jeder Sonntag ein kleines Osterfest ist (Sacrosanctum Concilium, Nr. 6). In diesem Zusammenhang ermahnt uns das Konzil, dass wir uns bemühen, immer tiefer in das Ostergeheimnis hineinzuwachsen.

Die Auferstehung des gekreuzigten Jesus von Nazareth ist der entscheidende Inhalt des christlichen Glaubens und zugleich das Fundament dieses Glaubens. Wir glauben *an* die Auferstehung Jesu, zugleich aber glauben wir *um* seiner Auferstehung *willen* an ihn und an seine Botschaft. Der Völkerapostel Paulus erklärt, wenn Christus nicht auferstanden sei, dann seien die Apostel falsche Zeugen von Gott und seinem Wirken und die, die ihnen Glauben schenkten, seien dann Getäuschte, dann aber sei der christliche Glaube unsinnig, weil ohne Fundament, und die Christen seien erbarungswürdiger als alle anderen Menschen (1 Kor 15, 17 f).

Im Mittelpunkt des Christentums steht Christus als der Auferstandene. Entscheidend ist daher für das Christentum die immer neue Begegnung mit

dem auferstandenen Christus. Daraus folgt die zentrale Bedeutung der heiligen Messe, sofern sie die kultische Feier des Todes und der Auferstehung des Herrn ist, wie wir das in jeder heiligen Messe in einer Akklamation zum Ausdruck bringen, wenn wir auf ihrem Höhepunkt angekommen sind.

Wenn so der Auferstandene die eigentliche Mitte des Christentums ist, ergibt sich daraus, dass das Christentum inniger mit der Person seines Stifters verbunden ist als irgendeine andere Religion. In der Tat gilt für das Christentum, dass die Stellung des Menschen zu dem auferstandenen Christus heilsentscheidend ist für ihn.

Es gibt im Neuen Testament keine eindeutigeren Aussagen als jene von der Auferstehung Jesu, von seinen Erscheinungen vor seinen Jüngern und von dem leeren Grab.

Unterstrichen werden diese Zeugnisse dadurch, dass die Jünger umgewandelt werden durch die Begegnung mit dem Auferstandenen, dass sie sich wieder zusammenfinden, nachdem sie sich zerstreut haben, um mit der Verkündigung der Auferstehung des Gekreuzigten zu beginnen, und dass sie schon bald ihr Leben dafür einsetzen. Viele sind ihnen darin gefolgt bis in die gegenwärtige Stunde hinein.

Es gäbe keine Kirche und kein Christentum, wenn Christus im Tod geblieben wäre. Die Kirche und das Christentum, sie sind aus dem Zeugnis der Auferstehungszeugen hervorgegangen. Wären die ersten Christen dem Sog der Masse erlegen, wie das heute allzu oft geschieht, wenn Hirten und Gläubige das Knie beugen vor den Massenmedien, dann gäbe es heute kein Christentum und keine Kirche.

Trotz der unbestreitbaren Zeugnisse, die eindrucksvoll sind, wird der Glaube an die Auferstehung Jesu heute in vielfacher Weise in Frage gestellt oder geleugnet, heute nicht selten auch innerhalb der Kirche. Da sagen die einen, die Auferstehung meine nur, dass Jesus in der Verkündigung der Kirche gegenwärtig sei und wirke. Die anderen sagen, die Auferstehung meine, dass die Sache Jesu weitergehe oder dass das, was er gesagt und getan habe in seinen Erdentagen, seine Relevanz nicht verloren habe durch seinen Tod oder dass der Glaube an die Auferstehung des Gekreuzigten ein Ausdruck sei für die Autorität, die dieser mehr und mehr gewonnen habe über seine Anhänger. Andere wollen die Auferstehung als Ausdruck der Überzeugung verstehen, dass der Gekreuzigte in seiner geistigen Existenz fortlebe. Wieder andere sagen, mit der Botschaft von der Auferstehung würden die Christen die Bedeutsamkeit des Kreuzes und des am Kreuz Gestorbenen zum Ausdruck bringen, die Auferstehung Jesu meine nichts anderes als den Glauben an das Kreuz als Heilsereignis. Gerade diese Deutung hat Geschichte gemacht.

So versucht man, das Unbegreifliche zu begreifen, indem man das Übernatürliche natürlich erklärt, um so den verlorenen Glauben zu rechtfertigen.

Dagegen steht das unumstößliche Zeugnis der ersten Jünger des Auferstandenen. Nicht zuletzt steht dagegen vor allem auch die Kirche in ihrer Existenz, in ihrer wunderbaren Existenz.

Im Geheimnis der Auferstehung Christi erkennen wir, dass das Gute stärker ist als das Böse - gegen allen äußeren Anschein - und dass die Liebe mächtiger ist als der Hass. Daraus ergibt sich für uns die Verpflichtung, dass wir als österliche Menschen durch die Welt gehen und dass wir so Zeugen der Auferstehung Christi sind. Denn immer nimmt uns die Wahrheit in Pflicht.

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags beginnt mit dem Satz: „ Ich schreibe euch, damit ihr die Sünde meidet“ (1 Joh 2, 1). Darauf kommt es an, dass wir die Sünde meiden und so dem Auferstandenen die Treue halten.

Er hat sich für uns und für unsere Sünden geopfert, ja, für die Sünden der ganzen Welt. Daraus folgt für uns, dass wir nichts mehr fliehen müssen als die Sünde. Wenn wir uns zu dem auferstandenen Christus bekennen, aber seine Gebote nicht halten, sind wir unehrlich, erweisen wir uns als Lügner. So sagt es die (zweite) Lesung.

Heute ist das Leben vieler Menschen von radikaler Permissivität geprägt. Die Gesetzlosigkeit ist für viele zur zweiten Natur geworden. Davon lassen sich zuweilen auch die Christen anstecken, wenn sie in der Erlösung einen Freibrief für ein unsittliches Leben sehen, wenn sie meinen, als Erlöste brauchten wir nicht mehr den mühsamen Weg der Gebote zu gehen. Sie huldigen der Irrlehre der Gnosis, die der Frühzeit der Kirche entstammt, aber die Kirche in ihrer Geschichte durch alle Jahrhunderte begleitet hat.

Immer muss sich der Glaube im Leben auswirken. Erkennen und lieben, das gehört zusammen. Wenn wir den Auferstandenen im Glauben erkennen, dann müssen wir ihn auch lieben. Nur dann ist das Erkennen echt, wenn es sich als liebendes Erkennen erweist. Die Liebe aber hat Konsequenzen für unser Tun und Lassen. Immer muss die erkannte Wahrheit unser Leben bestimmen.

Der Christ muss leben wie sein Herr und Meister, dessen Speise es war, den Willen seines Vaters im Himmel zu erfüllen. Nachfolgen können wir dem auferstandenen Christus nur dann, wenn wir ihn nachahmen.

Weil das Ostergeheimnis die Mitte des Christentums und der Kirche ist, deswegen müssen wir immer tiefer hineinwachsen in dieses Geheimnis, darum müssen wir aus ihm heraus leben und es durch unser Leben bezeugen und Zeugnis ablegen von der Macht des Auferstandenen und ihrer Wirksamkeit, auch dann, wenn wir damit allein stehen.

Das ewige Leben ist uns gewiss, wenn wir an den Auferstandenen glauben und entsprechend zu leben uns bemühen, wenn wir mit ihm verbunden bleiben und ihn nachahmen in unserem Leben. Der feste Glaube an die Auferstehung Jesu richtet uns auf, in ihm finden wir die Kraft, an einem jeden Tag mit neuem Mut das Leben anzugehen. Und in ihm können wir die Lasten des Lebens leichter tragen.

Nicht zuletzt verklärt der auferstandene Christus unser Leben durch die Hoffnung, denn er ist das Modell jener Auferstehung, der wir alle entgegengehen. Alle Menschen werden einmal auferstehen, so bekennen wir es im Credo. Das wusste man schon im Alten Testament, nicht wahr haben wollten das allerdings die Sadduzäer, die es besser wissen wollten. Auferstehen werden alle, da werden wir nicht gefragt, aber nicht alle werden auferstehen zum ewigen Leben in der Anschauung Gottes. Amen

#### 4. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„JETZT SIND WIR KINDER GOTTES, WAS WIR SEIN WERDEN,  
IST NOCH NICHT OFFENBAR GEWORDEN“

„Jetzt sind wir Kinder Gottes, was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden“, heißt es in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. Noch

ist es nicht offenbar geworden, was wir sein werden, aber wissen tun wir es schon heute, und zwar im Glauben: Wir werden dem eingeborenen Sohn des ewigen Vaters, dem Auferstandenen, ähnlich sein und Gott schauen, wie er ist. Das ist die Botschaft des Christentums, auf die kürzeste Formel gebracht, eine Kurzform des Glaubens im wahrsten Sinne des Wortes. Was ist damit gemeint?

Wenn wir nicht mehr gerade der jüngeren Generation angehören und uns an unseren Katechismusunterricht erinnern, so wissen wir, dass da sehr häufig die Rede war von diesem Glaubensgeheimnis, von dem, was wir sind, und von dem, was wir sein werden. Durch die Erlösung, durch das Leiden, den Tod und die Auferstehung des Erlösers, durch die Erlösung, die uns in der Taufe zugewendet wurde, haben wir göttliches Leben empfangen. Gott hat uns erhoben in der heiligmachenden Gnade und uns befähigt, in eine enge Gemeinschaft mit ihm zu treten. Wir waren Knechte, zudem noch mit Gott verfeindet, objektiv, und wurden Freunde Gottes, Hausgenossen, ja, Kinder Gottes. Gott hat uns adoptiert und uns wunderbar ausgestattet dafür, ja, er hat uns verwandelt, indem er uns die Teilhabe an seiner göttlichen Natur geschenkt hat. Wir sind der göttlichen Natur teilhaftig geworden, heißt es im 2. Petrusbrief (2 Petr 1, 4). So wurden wir aufgenommen in die Familie Gottes. Ein Ausdruck dafür ist die Tatsache, dass wir Gott unseren Vater nennen dürfen, nicht allgemein, so wie wir etwa sagen: Gott ist der Vater aller Menschen, sondern in einem ganz spezifischen Sinn. Die Gnade der Kindschaft aber ordnet uns hin auf das Erbe.

Immer ist es so, dass Kinder den Vater beerben, wenn sie ihre Kindschaftsrechte nicht verlieren und so ihr Erbe verwirken. Das Erbe aber besteht in dem, was dem Vater zu Eigen ist, in dem, was der Vater besitzt.

Der Reichtum Gottes, der uns zuteil werden soll, ist die Verähnlichung mit dem auferstandenen Christus und die ewige Gemeinschaft mit Gott, die ewige Verbundenheit mit Gott im Erkennen und im Lieben. Wir werden Gott schauen, wie er ist, heißt es im 1. Johannesbrief, dem unsere Lesung entnommen ist (1 Joh 3, 2).

Die Voraussetzung dafür aber ist, dass wir die Kindschaftsgnade nicht verlieren durch unwürdiges Verhalten. Der Adel, den wir empfangen haben, er verpflichtet uns. So ist es immer, schon im natürlichen Leben: Der Adel verpflichtet. Das, was einem geschenkt wird, kann man verlieren. Ebenso auch den Anspruch darauf.

Wenn wir uns als Kinder Gottes nicht bewähren, verlieren wir die Gnade der Kindschaft, die Mitgliedschaft in der Familie Gottes und somit das ewige Erbe. Dass das nicht geschieht, das muss unsere erste Sorge sein.

Wir sind Kinder Gottes. Das meint: Wir sind von Gott durch die heiligmachende Gnade befähigt worden, Gemeinschaft mit ihm zu haben. Diese Gemeinschaft vollzieht sich jetzt durch das Medium des Glaubens, dann aber, wenn wir das Erbe antreten, von Angesicht zu Angesicht.

Das Geschenk des neuen Lebens, das uns im Sakrament der Taufe und im Sakrament der Buße zuteil wird, zeigt uns das Geheimnis der Liebe Gottes und lässt uns teilnehmen an ihm. Es trennt uns aber auch von jenen, die davon nichts wissen wollen, die sich Gott und seiner Liebe widersetzen. „Die Welt kann uns nicht kennen, weil sie Gott nicht kennt“. So heißt es in der Lesung, die wir soeben vernommen haben.

Die Gemeinschaft mit Gott, das Gnadenleben, ist nicht ein unverlierbarer Besitz. Das göttliche Leben der Gnade, es kann verloren gehen und es geht

verloren, wenn wir der Familie Gottes zur Unehre gereichen, wenn wir das neue Leben nicht hegen und pflegen. Wir verlieren die Gnade der Kinderschaft durch die schwere Sünde, wenn wir in einer wichtigen Sache die Gesetze des Hauses Gottes verletzen. Wenn wir dann nicht die Versöhnung im Bußsakrament suchen, dann ist es um uns geschehen. Denn die Gemeinschaft mit Gott in der Ewigkeit setzt die Gemeinschaft mit ihm in der Zeit voraus. Im Buch der Psalmen heißt es: „Meine Augen schauen allezeit auf den Herrn“ (Ps 24, 15). Das ist so etwas wie eine Grundhaltung für den gläubigen Christen, für den Jünger Christi: Die Augen allezeit hingerrichtet haben auf Gott.

Für das Kind ist es bezeichnend, dass es nach oben schaut, weil es klein ist und seine Eltern groß sind. Darin drückt sich seine Abhängigkeit und seine Hilflosigkeit aus, aber auch sein Vertrauen und seine Bereitschaft, ja, sein Wunsch, die Eltern nicht zu enttäuschen. Der Blick auf Gott bewahrt uns davor, dass wir den größten Reichtum, den wir haben, verschleudern, dass wir das Leben der Gnade, die Gemeinschaft mit Gott, damit aber das ewige Leben verlieren. Der stete Blick auf Gott, den wir Vater nennen dürfen, Vater in einem spezifischen Sinn, wie gesagt, bewahrt uns davor, mit der Welt zu paktieren. Das nämlich ist der Anfang vom Ende. Darum ist das Gebet so wichtig in unserem Alltag, das Gespräch mit dem, von dem wir abhängig sind und dem wir vertrauen.

„Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6, 24). Dessen müssen wir uns immer wieder bewusst werden.

Es ist schon einige Jahrzehnte her, da hielt der im Jahre 2008 verstorbene russische Regimekritiker Solschenizyn in London eine Rede - es war noch vor dem Zusammenbruch der Sowjet-Diktatur -, in der er beschwörend die Abwendung der Menschen von Gott in der Sünde als die Ursache aller

Übel des 20. Jahrhunderts bezeichnete. „Die Menschen haben Gott vergessen, daher kam alles“, so drückte er sich aus. Alles, damit meinte er den 1. Weltkrieg, die russische Revolution, den 2. Weltkrieg, die Bedrohung der Welt durch den Nationalsozialismus und durch den Kommunismus und vieles andere, das darauf folgte.

Eine Welt ohne Gott, das ist die Hölle, ein Leben im Aufstand gegen Gott, das bedeutet die Zerstörung der eigenen Existenz, das bedeutet Selbstzerstörung.

Wie weit dieser Prozess sich ausgeweitet hat in unseren Tagen, können wir an den immer neuen Schmähungen der Kirche und des Christentums in der Öffentlichkeit, in den Medien, ablesen, aber auch an dem oftmals bedauernden inneren Zustand der Kirche und des Christentums. Verblendung oder Bosheit? Auf jeden Fall erschütternde Abwendung von Gott.

Christus, der gute Hirt, er stirbt für seine Schafe, für die Wahrheit und die Liebe Gottes.

Sind auch wir dazu bereit in der Nachfolge des guten Hirten? Sind wir wenigstens bereit, für die Wahrheit und die Liebe Gottes die Anerkennung der Menschen hintanzustellen, berufliche und finanzielle Nachteile in Kauf zu nehmen? Es geht um den größten Reichtum, den wir haben, die innere, unsichtbare Schönheit, das neue Leben, die Gnade der Kindschaft Gottes. Wenn die Vateranrede Gottes zur Lüge wird, dann haben wir alles verloren. Wüssten wir wieder oder mehr um den Reichtum des göttlichen Lebens, und würden nicht allzu viele die konsequente Nachfolge Christi scheuen oder sich darüber erhaben fühlen, dann hätten wir genügend Priester- und Ordensberufungen. Für sie kann man nicht am Schreibtisch werben. Vor

allem kann man für sie nicht werben im Kontext der „Berufe der Kirche“. Beruf und Berufung, das sind verschiedene Dinge.

Die Kirche Christi lebt von den Priestern und Ordensleuten. Alles andere ist unfruchtbare Bürokratie. Der Mangel an überzeugenden Priester- und Ordensberufungen ist ein Spiegelbild des Mangels an gläubigen Christen. Das gilt vor allem dann, wenn man nicht auf die Quantität sieht, sondern auf die Qualität. Amen.

## 5. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

### „BEREITE DEN SICHEREN WEG“

Der Maimonat wird seit über hundert Jahren in der Kirche als Marienmonat begangen. Darum wollen wir heute Morgen nicht ein Wort des Evangeliums oder ein Wort der Lesung betrachten, sondern der Mutter Jesu unsere besondere Aufmerksamkeit schenken. Es gibt keinen Menschen in der Geschichte der Menschheit, wenn wir einmal von Christus absehen, der ja mehr gewesen ist als ein Mensch, dem so viele Denkmäler der Verehrung gesetzt worden sind wie Maria, der Mutter Jesu.

Von Anfang an lebte die Kirche in inniger Verbundenheit mit ihr. Immer wieder wurden ihr zu Ehren Kirchen gebaut. Die Zeugnisse dafür reichen zurück bis ins 4. Jahrhundert. Immer wieder hat man Maria in der Kunst dargestellt, mit dem Kind oder später auch unter dem Kreuz oder mit dem toten Sohn auf ihrem Schoß, wunderbare Motive, die unser aller Leben kommentieren. Unzählige Lieder hat man ihr gesungen und sie in den persönlichen Anliegen wie auch in den Nöten der Zeit immer wieder um ihre Hilfe angerufen. Es gibt nicht wenige Gnadenstätten, Marienwallfahrtsorte,

an denen Maria durch besondere Ereignisse die Macht ihrer Fürsprache bekundet hat. Nicht nur als Fürsprecherin hat Maria schon immer den ersten Platz vor allen Heiligen eingenommen, auch als Vorbild des christlichen Lebens, als Vorbild der inneren Schönheit des Menschen. Millionen haben in ihr einen Spiegel ihres besseren Selbst gesehen. Im Blick auf sie haben sie die Kraft zur Selbstheiligung und zum Apostolat gefunden. Gerade in den letzten fünf Jahrhunderten haben die großen Heiligen ihren Weg zu Gott in der Nachfolge Mariens gefunden.

In Zeiten, in denen man ein Gespür hatte für die Größe der Mutter Jesu, war der Glaube stark in der Kirche, und in Zeiten, in denen der Glaube erkaltete, da schwand das Gespür für die Größe Mariens. Manche meinen, Maria stehe in Konkurrenz zu ihrem Sohn. Das Gegenteil ist der Fall. Je tiefer das Christusgeheimnis angenommen wurde in der Geschichte des Glaubens, umso mehr wuchs der Lobpreis der Gottesmutter.

Die größere Verehrung der Mutter Jesu führte zu einer tieferen Erfassung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes.

Wir erleben es, bei uns und in vielen christlichen Gemeinschaften: Wo Maria vernachlässigt wird, da wird aus Christus bald ein exemplarischer Mensch, da unterscheidet er sich schon bald nicht mehr wesentlich von den anderen Religionsstiftern, von Buddha und von Mohammed. Mehr noch: Ohne Maria verkümmert das Christentum. Diese Erfahrung machen wir gerade in unserer Gegenwart.

Nun ist es charakteristisch für ungeistige Zeiten, wie wir sie erleben, dass sie sich oft in Extremen bewegen. Da sind auf der einen Seite jene, die die Marienverehrung in abergläubischer Weise übertreiben und auf der anderen Seite jene, die nichts mit ihr anzufangen wissen. Es gibt heute nicht nur die

Vernachlässigung der Verehrung der Mutter Jesu, da gibt es auch viel kitschige Übertreibung, schwärmerische Gefühlsduselei und sektiererische Besserwisserei. Man kann auch die Gottesmutter missbrauchen. Und das geschieht heute in nicht wenigen Fällen. Die äußeren Kennzeichen dafür sind die Wundersucht und die Sucht nach Privatoffenbarungen und ein exzessiver Wallfahrtstourismus.

Schlimmer noch ist es freilich, wenn die Mariengestalt feministisch verfremdet, verfälscht wird und man dabei den Anspruch erhebt, eine neue Marienverehrung zu begründen. Da ist dann hinterhältig die Rede von der „jungen Frau, die ein Kind erwartet, ohne verheiratet zu sein“. So wörtlich. In den Dienst solch geschmackloser Verfremdung stellen sich heute gar auch Ordensfrauen, wie es mir unlängst widerfahren ist.

Der Maßstab der rechten Marienverehrung ist das Lehramt der Kirche. Wie kaum ein Papst in der Geschichte zeigt uns hier gerade der gegenwärtige Papst den rechten Weg. Es ist der Weg der Vernunft in nüchterner Trunkenheit und in trunkener Nüchternheit, der Weg der „sobria ebrietas“ und der „ebria sobrietas“, wie es in der Sprache der Kirche heißt.

Der katholische Christ begnügt sich, was die Marien-Wallfahrt angeht, mit den von der Kirche anerkannten Wallfahrtsorten. Das Gleiche gilt für die Privatoffenbarungen.

Kürzlich erklärte der Heilige Vater, Gott habe Maria zur Mutter des Erlösers erwählt, weil er fasziniert gewesen sei von ihrer Demut. Die Demut ist die entscheidende Voraussetzung des Glaubens. Der Glaube ist unser Problem, das Problem unserer Welt. Darum hat der Heilige Vater vor kurzem ein Glaubensjahr ausgerufen. Wenn wir Maria ehren und wenn wir sie an-

rufen, lernen wir von ihr, wie wir leben sollen. Sie lehrt es uns nicht nur theoretisch, sie begleitet es auch mit ihrem Gebet.

Es ist nun schon beinahe vier Jahre her, da nannte der Heilige Vater Maria mit treffenden Worten den „Abglanz der Schönheit, die die Welt rettet, der Schönheit Gottes, die auf dem Antlitz Christi erstrahlt“ (zum Angelus am Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens am 8. Dezember 2008). Er sagte, „ganz rein“ sei sie gewesen, „demütig, frei von jeglichem Stolz und aller Eitelkeit“.

Die Mutter Jesu ist die beste Apologie des katholischen Christentums. Vielleicht muss man alt werden, um das zu verstehen. Nicht wenige Konvertiten erkannten in der Mariengestalt und in der Marienfrömmigkeit den größten Reichtum der Kirche und wurden auf ihrer Suche nach der Wahrheit durch diesen strahlenden Reichtum mehr angezogen als durch alles andere. Nehmen wir den Marienmonat zum Anlass, darüber nachzudenken, welche Rolle die Mutter Jesu in unserem Leben spielt. Fragen wir uns, ob die Verehrung Mariens in unseren Gebeten einen bedeutenden Platz einnimmt. Das sollte der Fall sein. Fragen wir uns, ob wir auf ihre Fürsprache vertrauen und uns immer wieder unter ihren Schutz begeben, unter den Schutz derer, die der Schlange den Kopf zertreten hat. Und fragen wir uns, ob sie die Lehrerin unseres Lebens ist.

Die Nachfolge Mariens ist der sicherste Weg zur Nachfolge Christi. Was kann uns geschehen, wenn wir eine solche Mutter haben? Sie lebt, und sie wartet auf uns in der Ewigkeit.

Seit Jahrhunderten betet die Kirche dreimal am Tag den Engel des Herrn, am Morgen, am Mittag und am Abend. Ein klassisches Gebet, das uns gleichzeitig mit der Mutter und mit dem Sohn verbindet. Wenn wir dieses

Gebet aufgreifen in diesem Monat, es täglich dreimal mit der Kirche beten - überall in der Welt, wo es katholische Gotteshäuser gibt, läutet dreimal täglich die Angelus-Glocke -, so kann das für uns ein neuer Anfang sein, ein neuer Anfang unserer rechten Hinwendung zu Maria. Amen.

## 6. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„NICHT IHR HABT MICH ERWÄHLT, SONDERN ICH  
HABE EUCH ERWÄHLT“

Da steht im Evangelium des heutigen Sonntags ein unscheinbarer Satz. Im Grunde ist er jedoch der Angelpunkt der Offenbarung Gottes schlechthin. Er lautet: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“. Der gleiche Gedanke findet sich mit anderen Worten in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, wenn es da heißt: „Darin besteht die Liebe, dass nicht wir Gott zuerst geliebt haben, sondern dass Gott uns zuerst geliebt hat.“ Gott hat die Geschichte des Heils in Gang gesetzt. Immer und in allem macht er den Anfang, immer und in allem kommt er uns zuvor, immer und in allem ist er schon zwei Schritte vor uns. Wohin wir auch gehen, Gott ist schon da, vor uns.

Überwältigt von diesem Wissen betet der fromme Beter im Alten Testament: „Du kennst meine Gedanken schon von fern ... wenn das Wort noch nicht über meine Lippen gekommen ist, so kennst du es schon ... nähme ich die Flügel der Morgenröte, würde ich mich niederlassen am Ende des Meeres, auch dort würde deine Hand mich leiten ... “ (Ps 138, 1 - 10).

Gott können wir nicht entfliehen, an allen Orten wartet er auf uns. Er streckt uns seine Hand entgegen, überall und immer, nur müssen wir sie

ergreifen. Nicht wir gehen zu Gott, Gott kommt zuvor zu uns. Gott hat uns zuerst geliebt, und unsere Liebe kann nur die Antwort sein auf seine Liebe. Damit ist eigentlich schon alles gesagt, was die 72 Bücher des Alten und des Neuen Testamentes enthalten: Sie bezeugen uns die Liebe Gottes, die uns zuvorkommt.

Wenn wir sagen: Es geht da um die Erlösung, so können wir auch sagen: Es geht da um die Liebe Gottes. Gott liebt uns und die Welt, Gott liebt jeden Einzelnen von uns, nicht als einen von vielen, sondern so, als ob es ihn allein nur gäbe, also ganz individuell.

Liebe aber bedarf der Antwort. Das gilt immer. Und diese Antwort dürfen wir ihm geben, wir dürfen sie ihm geben, müssen sie ihm aber auch geben. Und diese Antwort ist unser Schicksal. Der Liebe die Antwort schuldig bleiben, das hat böse Folgen.

Schon im menschlichen Bereich ist es ein großes Unrecht, der Liebe die Antwort schuldig zu bleiben. Die Liebe eines Menschen nicht zu erwidern, das ist ein Zeichen der äußersten Missachtung seiner Person. Die Schrift sagt: Wer nicht hört, der baut sein Haus nicht auf Felsen, sondern auf Sand. Dann aber kommt früher oder später die Katastrophe, und das Haus stürzt zusammen (Mt 7, 26). Wer Gott beleidigt, ruft sein Gericht herbei. Er schlägt sein Glück in den Wind.

Die Liebe zu Gott erweist sich als echt in der Liebe zum Nächsten. Wir können es auch so sagen: Das Bewährungsfeld der Gottesliebe ist Gottes Schöpfung. Wer die Schöpfung Gottes nicht liebt, der liebt Gott nicht. Denn in der Schöpfung prägt sich Gottes Wesen aus, besonders im Menschen, der die Krone der Schöpfung ist und Gottes Ebenbild. Das meinen wir, wenn wir den Menschen als Person verstehen. Der Mensch ist die

Kulmination der Schöpfung Gottes, er ist das vollkommenste Wesen, das Gott geschaffen hat, ein unauslotbares Geheimnis. Als Ebenbild Gottes ist jeder Mensch mehr als die ganze Schöpfung zusammen genommen. Ich kann nicht Gott lieben und seine Werke missachten.

Der Kern der Liebe ist die Ehrfurcht, das gilt für die Gottesliebe wie auch für die Nächstenliebe. Ehrfurcht meint scheue Liebe und liebende Scheu. Sie setzt das Staunenkönnen vor dem Geheimnis voraus. Wo die Ehrfurcht fehlt, da ist es auch um die Liebe geschehen. Da kennt der Mensch nur noch sich selbst und seine eigenen Interessen, da hat alles andere, Gott und auch der Nächste, nur noch insoweit Bedeutung, als man es in Dienst nehmen kann, in den Dienst seiner eigenen Interessen. Die Unfähigkeit des modernen Menschen zu lieben, die man so oft angesprochen hat, ist nicht zuletzt die Folge seiner Ehrfurchtslosigkeit. Das gilt nicht zuletzt auch für die eheliche Liebe, um die es heute auch bei gläubigen Christen nicht gut bestellt ist.

Wo die Liebe herrscht, da entsteht und wächst Gemeinschaft, da kommt der Himmel auf die Erde. Das gilt immer. Wo die Liebe zerstört wird und wo der Hass herrscht, da zerfällt jede Gemeinschaft, da wird der Einzelne isoliert, da wird schließlich der eine zum Wolf des anderen, da wird das Leben zur Hölle.

Einen Menschen lieben, das heißt seine personale Würde erkennen und anerkennen. Das meint der geistvolle Nicolás Gómez Dávila († 1994), wenn er erklärt: „Jemand lieben, heißt den Grund verstehen, warum Gott diesen Menschen gemacht hat“. Das Gleiche bringt der Dichter Dostojewski († 1881) zum Ausdruck, wenn er sagt: „Einen Menschen lieben, heißt ihn so sehen, wie Gott ihn gemeint hat“. Sehr tiefsinnig charakterisiert Antoine de Saint-Exupéry († 1944) das Wesen der Liebe, wenn er erklärt: „Liebe be-

steht nicht darin, dass man einander ansieht, sondern dass man in die gleiche Richtung sieht“.

Einen Menschen lieben, das heißt, seine personale Würde erkennen und anerkennen. Das ist die unterste Grenze. Daraus folgt, dass man ihm gut ist, dass man ihm Wohlwollen schenkt und dass man ihm hilft, wenn er in körperlicher oder in seelischer Not ist, dass man hilft entsprechend seinem Vermögen. Nach oben ist die Skala der Liebe dann ohne Grenzen.

Die Nächstenliebe verlangt nicht von uns, dass wir alle Menschen mit der gleichen Liebe bedenken. Je näher uns jemand steht, um so mehr nimmt uns die Liebe zu ihm in Pflicht. Oder auch je mehr wir jemandem verdanken oder je mehr Liebe wir empfangen oder empfangen haben. Auch Gott liebt nicht alle mit gleicher Liebe. Er belohnt das Gute, und er bestraft das Böse. Wer ihm mehr Liebe entgegenbringt, dem bringt auch er mehr Liebe entgegen.

Immer macht uns die Liebe reicher, schon wenn wir sie aus rein natürlichen Motiven verwirklichen, das gilt aber erst recht, wenn wir aus übernatürlichen Motiven heraus die Liebe üben. Als selbstloses Schenken ist die Liebe schon im natürlichen Bereich der Inbegriff des Glücks. Um wie viel mehr im übernatürlichen Bereich, denn das Übernatürliche überhöht das Natürliche. Was uns menschlich nicht möglich erscheint, das macht Gott möglich, wenn wir ihn darum bitten.

Die Vollendung, die Anschauung Gottes, ist der Inbegriff der ungeheuchelten Liebe. Wahrheit und Liebe sind die Säulen des vollendeten Gottesreiches, das uns verheißen ist, wobei Wahrheit und Liebe im Grunde identisch sind. Es ist das Reich der Wahrheit und der Liebe, zu dem Gott uns berufen

hat. Dafür bereiten wir uns durch unseren Einsatz gegen die Lüge und gegen den Hass.

Aus dem Glauben muss immer neu die Liebe hervorgehen. Gott hat uns zuerst geliebt, er ist immer schon da, wenn wir ihn suchen. Genau genommen suchen nicht wir Gott, sondern sucht er uns, wir müssen uns jedoch finden lassen von ihm. Das ist tröstlich, lastet zugleich aber auch als Verantwortung, als schwere Verantwortung auf uns. Wir schulden Gott die Antwort der Liebe, Gott und seiner Schöpfung, vor allen den Menschen. Ein Mindestmaß an Liebe schulden wir allen Menschen dank ihrer personalen Würde.

Im Übrigen gilt: Je mehr Liebe wir empfangen oder empfangen haben, umso mehr Liebe müssen wir schenken, Gott, aber auch den Menschen. Unsere Berufung ist das vollendete Gottesreich, ein Reich der Wahrheit und der Liebe. Amen.

## CHRISTI HIMMELFAHRT

„IM HAUSE MEINES VATERS SIND VIELE WOHNUNGEN, ICH  
GEHE HIN, EUCH EINE WOHNUNG ZU BEREITEN“

Das Wort „Abschied“ hat einen bitteren Klang. Trennung von einem geliebten Menschen, von einer gewohnten Umgebung, von lieb gewordenen Gewohnheiten, allein zurückbleiben müssen, das ist schon ein schmerzlicher Gedanke. Wenn eine schöne Zeit zu Ende geht, dann wird das Herz uns schwer.

Abschiednehmen, so sagt einmal ein französischer Philosoph, das ist so etwas wie eine Vorübung des Sterbens - un peu mourir. Ein treffendes Symbol für den Abschied ist der Bahnhof. In der Sprache der Chinesen bezeichnet man ihn als „Halle der Tränen“. Zum Abschied gehören der Schmerz und die Tränen, in der Regel. Anders ist das bei dem Abschied, von dem das heutige Evangelium und das Geheimnis des heutigen Festtags sprechen. Die Apostel kehren vom Ölberg nach Jerusalem zurück in großer Freude. Froh sind sie, weil Christus in den Himmel aufgefahren und heimgekehrt ist zu seinem Vater, weil nun das dornige Werk der Erlösung vollendet ist und weil er ihnen die Sendung des Heiligen Geistes versprochen hat. Froh sind sie vor allem deshalb, weil er ihnen nun einen Platz im Himmel bereiten wird.

Bei diesem Abschied können sie nicht traurig sein, weil er für sie gleichsam der Beginn der Ewigkeit ist. Sie erinnern sich in diesem Augenblick an das Wort Jesu, das er kurz zuvor gesprochen hat: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen ... ich gehe hin, um euch eine Wohnung zu bereiten“ (Joh 14, 2).

Auch für uns hat er einen Platz im Himmel bereitet. Allerdings bleibt dieser Platz leer, wenn wir ihm nicht die Treue halten, wenn wir uns nicht seiner würdig erweisen durch unsere Lebensführung.

Jesu Heimkehr zum Vater schenkt uns Hoffnung, zugleich aber ist sie für uns eine Mahnung, dass wir keine Anstrengung scheuen, um in den Himmel zu kommen. Das Himmelreich gewinnen keine Lauen und Halbherzigen, keine, die nur sich selber kennen und die sich mit der Lüge verbünden. Die Versuchung dazu ist groß in der Gesellschaft heute und auch in der Kirche unserer Tage. Das wird uns heute im Allgemeinen, so kann man schon beinahe sagen, nicht mehr gesagt oder wenn, dann allzu zaghaft.

Nicht selten sagt man uns gar, dass es gar nicht schief gehen kann mit uns. Die Folge davon ist, dass viele es daher völlig vergessen haben, dass wir um den Himmel kämpfen müssen.

Wenn viele nicht mehr daran denken und denken wollen, dass der Himmel uns nicht in den Schoß fällt, und wenn davon nur noch selten die Rede ist, wenn stattdessen ein demonstrativer Heilsoptimismus das Feld beherrscht, so hängt das innerlich damit zusammen, dass unser Gottesbild schwach geworden ist, dass wir nicht mehr wissen, wer wir sind und wer Gott ist, dass wir kein Gespür mehr haben für das Heilige, dass uns das Empfinden dafür abhanden gekommen ist, dass nichts Unreines in den Himmel eingehen kann. Zum einen wird uns das nur noch selten von den dazu Berufenen gesagt, zum anderen bemüht sich die Welt erfolgreich, uns das Gespür für das Heilige gründlich auszutreiben. Und die Sünde und der Pakt mit ihr tun das Übrige. Das aber ist die Vorstufe des Unglaubens, des Abfalls.

Wenn alle zu Gott kommen und die ewige Seligkeit finden, die Faulen und die Gleichgültigen ebenso wie die Eifrigen, die Gottesleugner und die Verfolger der Kirche wie die Verfolgten und die Märtyrer, die, die das Gottesreich aufbauen wie die, die es niederreißen, die Diener Gottes wie diejenigen, die die Welt anbeten, der skrupellose Lebemensch wie der, der Christus das Kreuz nachträgt, dann werden Gott und das Jenseits nicht mehr ernst genommen. Dass dem nicht so sein kann, dafür braucht man nicht einmal den Glauben zu bemühen, da genügt schon die Vernunft.

Von der Häresie der Rettung aller am Ende ist der Weg zur völligen Leugnung des Himmels nicht mehr weit. Es dürfte so sein, dass diese zwei Ansichten heute bei nicht wenigen, die sich dennoch als Christen bezeichnen, koexistieren. Wo aber Gott und der Himmel geleugnet werden, da ist unser

Leben wie ein Weg ohne Ziel, wie ein Rätsel ohne Lösung, wie eine Frage ohne Antwort.

Die Wirklichkeit des Himmels ist unvorstellbar, das Glück der Vollendeten können wir mit menschlichen Worten nicht beschreiben, aber - das können wir sagen - die Vollendung des Himmels beginnt hier auf Erden in unserem ehrlichen und aufrichtigen Bemühen, Gott und dem Nächsten zu dienen und uns selbst zu überwinden, im Geist der Selbstverleugnung Christus das Kreuz nachzutragen und aus der Gnade des Sakramentes der Firmung heraus zu leben.

Die Freude der Jünger, die im Zentrum des heutigen Evangeliums und des heutigen Festgeheimnisses steht, hat ihr Fundament in ihrer Bereitschaft, für den, der zum Vater heimgekehrt ist, zu arbeiten, die Welt für ihn zu gewinnen und mit ihm zu sterben. Daher ist ihr Abschied von ihm für sie der Beginn ihrer ewigen Gemeinschaft mit ihm, das Morgengrauen eines neuen Tages, der keinen Abend mehr kennt.

Auch bei uns sollte es so sein. Es liegt an uns, dass wir den Jüngern Jesu folgen, dass wir aus ihrem Geist heraus leben. Das bedeutet, dass wir uns gegen die Welt stellen, gegen die Welt, wie der Evangelist Johannes sie versteht, gegen die gottlose Welt, dass wir die Feindseligkeit der Welt nicht fürchten, dass wir, um es mit den Worten des Heiligen Vaters zu sagen, unser Leben und, soweit es an uns liegt, die Kirche und das Christentum entweltlichen. Das aber bedeutet, dass wir Gott und der Ewigkeit immer den Vorzug geben und dass wir ehrlich unseren Glauben leben, dass wir, um es biblisch auszudrücken, nicht Gott und dem Mammon zu dienen versuchen (Mt 6, 24). Amen.

## 7. SONNTAG IN DER OSTERZEIT

„BEWAHRE SIE IN DER TREUE ZU DEINEM NAMEN -  
HEILIGE SIE IN DER WAHRHEIT“

Das Evangelium besteht heute in einem feierlichen Gebet, das Jesus wenige Stunden vor seinem Tod im Zusammenhang mit seinen Abschiedsreden verrichtet hat. Wir nennen dieses Gebet das Hohepriesterliche, weil es programmatisch ist für den Hohenpriester des Neuen Bundes, der im Begriff ist, sich selbst als Opfer darzubringen. Vor allem um zwei Dinge bittet er den Vater in diesem Gebet: Gott möge seine Jünger, dazu gehören auch wir, in der Treue bewahren und in der Wahrheit heiligen.

Wir sollen in der Treue zum Namen Gottes bewahrt werden, das heißt: in der Treue zu Gott, der Name steht für die Person. Treu sein heißt: den Anfang nicht vergessen und zu dem stehen, was man einst gesagt und getan hat, die Verbindung bewahren zu der Vergangenheit, aus der man gekommen ist. Das setzt Nachdenken voraus, aber auch Selbstlosigkeit und Sinn für Gerechtigkeit, Eigenschaften, die heute nicht gerade sehr verbreitet sind.

Vom Nachdenken hält man heute nicht viel und von der Vergangenheit, zu der man steht, noch weniger. Das gilt in gleicher Weise für die Selbstlosigkeit und für die Gerechtigkeit, obwohl sie immer wieder beschworen werden, obwohl immer wieder viele große Worte um die Selbstlosigkeit und um die Gerechtigkeit gemacht werden. Auch die Treue - sie setzt Nachdenken voraus, aber auch Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit -, die darin besteht, dass man zu seinem Wort steht, wird heute nicht sehr hoch veranschlagt. Das kann man in vielen Bereichen beobachten, nicht nur im Bereich von

Ehe und Familie, wo sich die verbreitete Treulosigkeit noch am augenfälligsten zeigt.

In allen zwischenmenschlichen Verhältnissen kann man heute die Geringschätzung der Treue beobachten, gleichgültig, ob sie mehr von der Person oder mehr von der Sache her bestimmt sind. Man kann sie sogar auch beobachten im Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst, die Geringschätzung der Treue, denn die Tugend der Wahrhaftigkeit verlangt von uns auch die Treue zur eigenen Person.

Wer sich selber untreu geworden ist, hat seine Identität verloren. Das aber ist heute so etwas wie eine sich mehr und mehr ausbreitende Krankheit, der Verlust der Identität.

Die Treulosigkeit gegenüber den Mitmenschen zeigt sich heute häufig in der Prinzipienlosigkeit, in der man nur nach Geschmack und Nützlichkeit entscheidet oder einfach auf jede Entscheidung verzichtet und der Masse hinterherläuft, mit den Wölfen heult.

In der Treue zu den Menschen und zu uns selbst aber sollen wir die Treue zu Gott einüben. Wer nicht treu ist zu sich selbst und zu den Menschen, wie will der Gott die Treue halten?

Jesus weiß, wenn er die Treue für seine Jünger erbittet, dass diese besonderen Belastungen ausgesetzt sein wird, denn um ihrer Treue willen werden sie dem Hass der Welt begegnen, ihrer Feindseligkeit und der Verfolgung durch sie. Sie werden ihre Treue teuer bezahlen müssen, seine unmittelbaren Jünger mit dem Tode, mit dem physischen Tode - wir unter Umständen mit dem geistigen Tod. Aber auch in unseren Tagen gibt es Jünger Jesu, die ihrem Meister im blutigen Martyrium nachfolgen. Davor verschließen vor

allem die Funktionäre der Kirche die Augen. Es kommt beides vor, auch heute.

Das Martyrium des Geistes kann schlimmer sein als das Martyrium des Leibes. Zu dem einen wie zu dem anderen müssen wir bereit sein, zum Glauben gehört das Zeugnis. Was uns dann tröstet, das ist die Tatsache, dass die Liebe Gottes allen Hass der Welt aufwiegt, und dass Gott mit uns wirkt, wenn wir auf ihn vertrauen.

Wenn Jesus in diesem Zusammenhang Judas, den Verräter, erwähnt, so tut er das, um uns zu warnen. Er weiß: Die Versuchung zur Treulosigkeit ist groß, wenn das Geld, der Genuss und die Ehre bei den Menschen und vor allem die Macht uns anlocken. Wie viele sind Judas gefolgt in seiner Treulosigkeit und wie viele folgen ihm darin auch heute, tagtäglich. Die Folgen sind freilich schwerwiegend. Jesus nennt Judas den Sohn des Verderbens.

Die zweite Bitte Jesu geht auf die Heiligung seiner Jünger in der Wahrheit. Wahrheit und Treue gehören eng zusammen. Wer die Wahrheit unbeirrt sucht und sich nicht von der Lüge betören lässt, der wird auch treu sein, der wird in der Treue ausharren, auch unter den widrigsten Umständen.

Welche Bedeutung die Wahrheit hat, das erkennen wir am besten an ihrem Gegenteil, an der Lüge. Die bestrickende Macht der Lüge in unserer Welt ist ein lebendiges Zeugnis für die Ohnmacht der Wahrheit in der Gegenwart, in der wir leben.

Aber was ist Wahrheit? So fragen viele heute, um sich zu salvieren. Was Wahrheit ist, das sagt uns Gott selber, wenn wir schon nicht auf unsere Vernunft vertrauen.

Die entscheidenden Wahrheiten, denen man heute den Kampf angesagt hat, das sind die Wahrheiten von der Geschöpflichkeit des Menschen und von seiner Verantwortung, die Wahrheiten von der Sünde, von der Erlösung und von der Gnade. An ihre Stelle setzt man die Lüge von der Autonomie des Menschen und von seiner Freiheit, verstanden als Willkür. - Wir müssen schon die Augen weit aufmachen, um die Lüge in ihren vielfältigen Schattierungen und Ausdrucksformen zu erkennen, denn seit den Urtagen der Menschheit legt sie sich das Gewand der Tugend an.

Man hat die Medien, die Kommunikationsmittel, das Fernsehen, den Rundfunk und die Zeitungen und Zeitschriften, die Großmächte unserer Zeit genannt. In der Tat, sie haben eine gewaltige Macht. Sie sind mächtiger als das Geld und mächtiger als die Wirtschaft. Sie machen die öffentliche Meinung und bestimmen das Denken der Massen. Leider kann man nicht sagen, dass die, die darin zu Wort kommen, immer ein hohes Ethos haben, dass sie gewissenhaft die Wahrheit verkünden, die Wahrheit von Gott und die Wahrheit vom Menschen.

Wir beten für gute Priester- und Ordensberufe, das sollten wir tun, aber das Gebet um gewissenhafte Journalisten ist wichtiger noch, denn die Zahl der guten Priester und Ordensleute geht deshalb zurück, weil die Lüge so oft das Szepter führt, weil die Lüge so oft als Wahrheit verkauft wird und weil die jungen Menschen heute durch eine unheilige Allianz betrogen werden. Gerade jene beteiligen sich oft daran, die eigentlich ihre Freunde sein sollten. Die Unterscheidung von Wahrheit und Lüge ist schwer. Das ist das Problem. Noch schwerer aber ist es, der Lüge zu widerstehen, zumindest wenn ihr so viele nachlaufen.

Wenn man den Statistiken Glauben schenken darf, ist bei den Verantwortlichen für die Medien die Zahl der dezidierten Atheisten ungleich höher als bei den Vertretern anderer Berufsgruppen.

Wie aber will man die Wirklichkeit richtig beurteilen, wenn man Gott nicht Gott und den Menschen nicht Mensch sein lässt, wenn man die Welt und den Menschen rein vom Diesseits her verstehen will? Wir müssen kritisch hören, sehen und lesen. Noch besser ist es manchmal, wenn man gar nicht sieht oder hört oder liest. Wir brauchen notwendig auch eine Hygiene der Phantasie und des Denkens. Nicht jeder kann alles verkraften: Wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle.

Jesus betet im Hohenpriesterlichen Gebet feierlich, dass Gott uns in der Treue bewahre und in der Wahrheit heilige. Wenn sein Gebet nicht wirksam ist, so liegt es an uns. Als Christi Jünger müssen wir unseren eigenen Weg gehen, in der Verantwortung vor Gott, in der Kraft des Gebetes, in der Verbundenheit mit Christus und seiner heiligen Mutter. Amen.

## HOCHHEILIGES PFINGSTFEST

„DER GEIST GOTTES SCHWEBTE ÜBER DEN WASSERN“

Pfingsten ist das Fest des Anfangs der Kirche Christi und ihrer Mission. Im Heiligen Geist hat die Kirche begonnen, und im Heiligen Geist hat sie sich ausgebreitet, in ihm hat sie einst die Welt geistig erobert und eine sterbende Kultur zu neuem Leben geführt. Wer ist dieser Heilige Geist?

Er ist die dritte Person in Gott, neben dem Vater und dem Sohn. Das unbegreifliche Geheimnis Gottes ist nämlich bestimmt von der Dreiheit der Per-

sonen. Das erfahren wir durch die Offenbarung Gottes im Alten und im Neuen Testament, und zwar allmählich, fortschreitend. Die Offenbarung Gottes entfaltet sich in ihrer Geschichte über Jahrhunderte hin.

Wenn wir Vater und Sohn sagen, dann können wir uns noch etwas vorstellen, wenngleich wir wissen oder wissen müssen, dass unsere Vorstellungen hier nur gewissermaßen den Zipfel des unendlichen Gewandes Gottes berühren, aber bei der Bezeichnung „Heiliger Geist“, da versagt jede Vorstellung. Darum hat die Heilige Schrift eine Fülle von Namen für ihn, wenn sie ihn das Licht nennt, das Feuer, den Beistand und den Tröster, wenn sie ihn als den Finger Gottes bezeichnet und als den Widerschein der Herrlichkeit Gottes und wenn sie von ihm sagt, dass er den Frieden bringt und die wahre Freude. Alles, was Gott uns schenkt, schenkt er uns im Heiligen Geist. Am tiefsten wird daher sein Wesen beschrieben, wenn wir ihn die Liebe Gottes nennen.

Der Heilige Geist wird in der Heiligen Schrift als der Atem Gottes bezeichnet. Das lateinische Wort für Atem ist „spiritus“, das griechische „pneuma“. Der Heilige Geist ist der Atem Gottes. Wir sprechen auch von dem Odem. Dieser Atem aber ist unter Umständen wie ein Sturmwind. Daran erinnert die (erste) Lesung des heutigen Festtags. Der Atem ist das, was lebendig macht, wenn ein Mensch nicht mehr atmet, stirbt er. Der Heilige Geist ist unter diesem Aspekt das innerste Lebensprinzip Gottes. Wenn er der jungen Christengemeinde von Jerusalem geschenkt wird, so erhält sie das Leben Gottes oder seine Lebenskraft.

Dass Gott durch seinen Geist in der Welt wirkt, das ist nicht neu: Schon auf der ersten Seite des Alten Testaments lesen wir: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (Gen 1, 2).

Vom Geist Gottes erfüllt waren die Erzväter, die Patriarchen, die Propheten und alle, die Gott die Ehre gaben. In der Geschichte des Heiles war es so, dass all jene, die einen besonderen Auftrag von Gott erhielten, des Geistes Gottes und seiner Lebenskraft bedurften. Im Geist Gottes konnten sie dann alle Widerstände überwinden, und in ihm hatten sie gewissermaßen einen Ausweis vor den Menschen. So bedurfte auch die Gemeinde von Jerusalem, nachdem Christus nicht mehr in sichtbarer Gestalt auf der Erde weilte, des Heiligen Geistes. Und das nicht einmal, sondern immer wieder.

Bis in die Gegenwart hinein ist der Heilige Geist das Siegel der Kirche und der Jünger Christi. Deshalb versteht sich die Kirche noch heute als die Versammlung des Heiligen Geistes oder als Versammlung im Heiligen Geist, wie es im Epheserbrief heißt (Eph 1, 22).

Die Bedeutung des Geistes Gottes für die Kirche können wir gar nicht hoch genug einschätzen. Bereits in Israel galten Zeiten, in denen der Geist Gottes verborgen war, in denen dieser sich verborgen hielt, in denen er nicht mehr hervortrat, als Zeiten besonderer Heimsuchung. Das ist nicht anders in der Geschichte der Kirche. Heute erleben wir eine solche Zeit der Heimsuchung, Tag für Tag.

Der Heilige Geist und sein Wirken treten wenig hervor in unserer Zeit. Unser Glaube ist schwach geworden, das Böse scheint immer mächtiger zu werden, die Verkündigung der Kirche ist oft hohl und substanzlos und wenig überzeugend geworden, die Seelsorge stagniert, nicht wegen der Quantität der Priester, sondern wegen ihrer Qualität, die Kirche und das Evangelium finden nicht viel Anklang in der Welt. Es fehlen heute große prophetische Gestalten, Heilige etwa nach dem Vorbild des Pfarrers von Ars.

Stattdessen gibt es viele Verführer in unserer Zeit, die ihr schmutziges Werk ungehindert betreiben können. Zuweilen dringen sie in das Innerste des Heiligtums ein. Wir lassen uns belügen, und wir belügen uns selbst. Wir lassen uns täuschen, und wir täuschen uns selbst. Unsere Halbheit nennen wir Diplomatie, und unseren inneren Abfall vom Christentum nennen wir ein weltoffenes, mündiges und befreiendes Christentum. Da wird der viel beschworene Aufbruch zum Abbruch.

Wir fallen herein auf die Schalmeien der Feinde Gottes und der Feinde der Kirche, weil wir die innere Verbindung mit Gott verloren haben, weil wir dem Heiligen Geist widerstehen, weil der Geist Gottes sich verborgen hält. Daher gibt es so viel religiöse Instinklosigkeit, daher der Ausverkauf des Christentums, das Angebot eines Christentums zu verbilligten Preisen. Darum haben das Christentum und die Kirche heute so wenig Glück.

Wer sich über das Angebot eines Christentums zu verbilligten Preisen freut und wer das annimmt, der betrügt sich selbst. Hier gilt das Jesus-Wort „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“.

Wo immer niedergerissen und zerstört wird, wo immer ein bequemes Christentum verkündet und gelebt wird, wo die Gebote Gottes verwässert werden, wo wir unserem Stolz schmeicheln und unsere eigenen Wünsche und Erwartungen an die Stelle des heiligen Gotteswillens setzen, da ist nicht der Geist Gottes.

Das war die dominante Situation am vergangenen Sonntag in Mannheim, wenn wir ehrlich sind vor uns selber. Da ging es nicht um die Frage, wie die Kirche die Welt evangelisieren kann, sondern wie die Kirche sich der Welt anpassen kann, sich damit aber überflüssig macht. Zaghafte haben einige Bischöfe das Problem angeschnitten, die Medien haben das jedoch

dann weithin unter den Teppich gekehrt. Die wirklichen Fragen der Kirche in der Gegenwart wurden nicht in Angriff genommen, die wachsende Gottlosigkeit in unserer Gesellschaft, die Manipulation des Menschen durch einen areligiösen Zeitgeist, der sich ausbreitende Geist der Gesetzlosigkeit, der zunehmende Totalitarismus, die Desorientierung der jungen Menschen, ihre Verwahrlosung, der weitgehende Verlust des Bußsakramentes, die Zerstörung der Ehe und der Familie, die Abtreibung, die personale Würde des Menschen, so könnten wir fortfahren, von all dem war keine Rede dort. Der Begriff der Sünde, die Heiligung des Lebens, die Missachtung des eucharistischen Sakramentes, von all dem war keine Rede. Das Heft hatten die Funktionäre in der Hand, bezahlte und nicht bezahlte. Und viel Geld hatten sie zur Verfügung. Gemimte Unbeschwertheit und geheuchelte Freude, das ist das Wirken des unheiligen Geistes, der unheiligen Geister, in der Kirche und in der Welt von heute. Man hätte dort etwa über die Tugend der Keuschheit sprechen müssen, dann hätte man unserer desorientierten Jugend geholfen und auch einen Beitrag zu dem angeblich so wichtigen Anliegen des Nachwuchses im Priester- und Ordensstand geleistet.

Die innerkirchlichen Gegner der Kirche sind mächtig geworden. Es gibt heute so etwas wie eine innerkirchliche Verfolgung der Kirche, endogen. Das kann man nur noch als „mysterium iniquitatis“, als „Geheimnis der Bosheit“ verstehen, von dem im 2. Thessalonicherbrief die Rede ist (2 Thess 2, 7).

Als Petrus am ersten Pfingsttag das Geschehen der Herabkunft des Heiligen Geistes in einer Predigt erläutert, fragen ihn seine Zuhörer: „Was müssen wir tun?“ - Das ist auch unsere Frage, die Frage, die sich auch uns heute stellt. Da gibt es zwei Antworten. Die erste Antwort: Die Wahrheit erkennen und beim Namen nennen. Keine Angst haben. Der Wahlspruch des seligen Kardinals Clemens August von Galen lautete: „Nec laudibus, nec

timore“, das heißt: sich nicht durch Schmeicheleien betören lassen und dem Widersacher und den Widersachern tapfer und ohne Menschenfurcht entgegenzutreten. Die Stunde der Wahrheit wird kommen. Die zweite Antwort: Beten um den Heiligen Geist. Das Gebet darf allerdings nicht an die Stelle des Handelns treten. Der heilige Thomas von Aquin († 1274) sagt: „Die Gnade baut auf der Natur auf“ (Summa Theologiae I, 1, 8 ad 2).

Die junge Christengemeinde empfing einst den Heiligen Geist, nachdem sie um ihn gebetet hatte, neun Tage hindurch, vom Tage der Himmelfahrt Jesu an, zusammen mit Maria, der Mutter Jesu. Das beharrliche Gebet um den Heiligen Geist in der Gemeinschaft mit Maria, der Mutter Jesu, das ist für uns heute viel wichtiger noch als damals, am Anfang, weil die erste Mission immer leichter ist als die zweite. Darum geht es heute, um die zweite Mission des Christentums, um die Wiederbelebung eines sterbenden Christentums. Heute bedeutet das zugleich die Rettung der Menschheit in einer sterbenden Kultur.

Der Heilige Geist ist der Atem Gottes, er ist die Lebenskraft Gottes. In der lateinischen und in der griechischen Sprache kommt das zum Ausdruck in seinem Namen. Bereits im alten Israel galten Zeiten, in denen der Geist Gottes verborgen war, als Zeiten besonderer Heimsuchung.

Der Atem Gottes, er darf nicht als undefinierbare Begeisterung verstanden werden, er ist Lebenskraft aus dem Glauben an den auferstandenen Christus, der einst wiederkommen wird als Richter der Lebenden und der Toten, er ermöglicht die Treue zu ihm und die Konsequenz im Gehorsam ihm gegenüber. Das Gebet um den Heiligen Geist in der Gemeinschaft mit der Mutter Jesu muss unser tägliches Gebet werden, die Verehrung des Heiligen Geistes und die Verehrung jener, die in eminenter Weise ein Werkzeug des Heiligen Geistes gewesen ist. Amen.

## PFINGSTMONTAG

„DER VATER WIRD EUCH EINEN ANDEREN TRÖSTER GEBEN,  
DEN GEIST DER WAHRHEIT, DEN DIE WELT NICHT EMPFANGEN  
KANN“

Heute klingt die Melodie des Pfingstfestes noch einmal festlich nach. Der Heilige Geist, der am Anfang der Kirche das Leben geschenkt hat, will in ihr immerfort lebendig bleiben, und er muss es, wenn sie ihre Aufgabe recht erfüllen will. Gerade das aber scheint heute nicht mehr der Fall zu sein. Oftmals hat man heute den Eindruck, dass der Heilige Geist die Kirche verlassen hat. Das gilt angesichts des Schwindens der Glaubenskraft in der Kirche, angesichts der Oberflächlichkeit der Verkündigung, angesichts der Uneinigkeit in ihr, angesichts der Anpassung an die Welt, durch die man die Welt gewinnen zu können vermeint, und angesichts des Fehlens von Freimut und Opfergeist in ihr. Wie steht es da um das Wirken des Heiligen Geistes? Und wie können wir seiner Kraft teilhaftig werden?

Der Heilige Geist ist eine gänzlich unanschauliche Wirklichkeit. Allein durch seine Wirkungen können wir ihn erkennen und sein Wesen, wenn auch nur sehr unvollkommen, erläutern. Wie uns die Offenbarung mitteilt, ist er an allem Guten beteiligt, das in der Welt geschieht. Er gibt die Anregung zum Guten, und hilft, es auszuführen. Er bereitet unser Herz für den Glauben und schenkt uns den apostolischen Eifer. Er bestärkt uns in der Verantwortung und bewahrt uns davor, müde zu werden und in übergroß erscheinenden Schwierigkeiten zu resignieren. So wird uns der Heilige Geist in der Offenbarung geschildert.

Mit dem Pfingststurm, mit der Herabkunft des Heiligen Geistes, beginnt eine neue Zeit, breitet sich das aus, was Jesus begonnen hat, erhält die Kir-

che ihre Existenz: Die Ängstlichen überwinden die Angst, die Unsicheren werden gefestigt und gelangen zur Klarheit. Der Geist eint die Menschen, die durch den Stolz vereinzelt, durch die Sünde voneinander getrennt werden. Er ist die Wahrheit und die Liebe, die Wahrheit, die gelehrt werden muss, und die Liebe, die gelebt werden muss. Darum erscheint der Heilige Geist am Pfingstmorgen in feurigen Zungen: Die Zungen stehen für die Wahrheit, die verkündet werden soll, das Feuer steht dafür, dass sie, die Wahrheit, in Liebe verkündet werden muss.

Die Kraft, die der Geist Gottes in der Welt entfaltet, wird in der Offenbarung unterstrichen durch das Brausen des Sturmwindes. Das lateinische Wort für Sturmwind bedeutet gleichzeitig auch Atem. Nicht anders ist es im Griechischen. Der Atem aber ist in seiner Kraft die Bedingung des Lebens. Ohne feste Nahrung können wir einige Wochen leben, ohne flüssige Nahrung einige Tage, ohne den Atem, ohne die Luft, nur einige Sekunden. Wo der Geist Gottes nicht mehr wirkt, da breitet sich der geistige Tod aus.

Der Heilige Geist bewirkt die Wahrheit und die Verkündigung, die Liebe und die Überwindung der Trägheit, das Leben und den Kampf gegen den Tod, gegen den Tod der Seelen, der uns heute in vielerlei Weise umgibt, aber kaum noch als solcher registriert wird, weil vielen von uns die Wirklichkeit der Sünde abhanden gekommen ist.

Wo die Wahrheit verdunkelt wird und die Liebe erkaltet, da verliert die Kirche ihr inneres Leben, da wird sie zu einer langweiligen Sache, zu einem uninteressanten Objekt, da wird sie wie ein menschlicher Leib, den die Seele verlassen hat. - Das aber ist in weiten Bereichen heute der Fall. Viele haben der Kirche deshalb den Rücken zugekehrt, und viele weitere werden es noch tun, wenn wir uns nicht dem Heiligen Geist zuwenden, wenn wir uns ihm nicht öffnen.

Der Heilige Geist spricht zu uns heute durch jene, die die letzte Verantwortung haben in der Kirche, vor allem durch jenen, in dem Petrus in der Geschichte lebendig bleibt, den wir als den Stellvertreter Christi auf Erden bezeichnen, als den entscheidenden Stellvertreter Christi.

Offen sein für den Heiligen Geist, das heißt: Hören können, zu dienen bereit sein, nicht alles selber wissen wollen, sich begeistern lassen für Gott und für die Menschen, aus lauterem Herzen die Wahrheit lieben und leben und das Gute tun, den geraden Weg gehen und sich nicht von gewissenlosen Menschen einschüchtern lassen.

Untrennbar ist das Wirken des Geistes mit dem Gebet verbunden. Neun Tage hatten die Jünger gebetet, als einst der Heilige Geist auf sie herabkam. Und er hätte sie bald wieder verlassen, wenn sie dann keine Zeit mehr gehabt hätten für das Gebet, wie er auch heute noch die Kirche und einen jeden von uns verlässt, wenn wir das Gebet vernachlässigen. Tatsächlich hat er in weiten Teilen die Kirche verlassen, weil nicht mehr gebetet wird in ihr und viele in ihr nur noch so tun als ob. Mit dem Verlust des Geistes des Gebetes hat die Kirche heute viel innere Kraft eingebüßt.

Für uns dürfte es keinen Tag geben, an dem wir nicht zum Heiligen Geist beten, zu ihm und um ihn, um ihn für uns und für die Kirche, vor allem für die Amtsträger in ihr und für all jene, die nicht mehr beten in ihr.

Wenn wir wieder hören und beten lernen, dann wird der Kirche ein neues Pfingsten geschenkt. Von ihm aber lebt sie, von einem immer neuen Pfingsten. Dann wird sie wieder interessant für uns und für die anderen. Dann braucht sie sich nicht mehr anzupassen im Sinne von Anbietern, dann wird sie neue Glaubenskraft entfalten und in der Liebe alle Uneinig-

keit überwinden und mit Freimut und Opfergeist das Böse durch das Gute überwinden.

„Sende aus deinen Geist, und das Antlitz der Erde wird neu“, das ist ein bedeutender Psalmvers, der immer wieder zitiert und gebetet wird in der Pfingstliturgie (Ps 103, 30). Wenn wir ihn beten, sollten wir „die Erde“ durch „die Kirche“ ersetzen. Das wäre eine bedeutende Aktualisierung. Der heilige Geist ist Person, er ist Gott, zu ihm müssen wir ein persönliches Verhältnis haben, so will es die Offenbarung Gottes, so will es Christus, so will es die Kirche. Alle Heiligen sind zur Vollendung gelangt letztlich durch ihre innere Verbundenheit mit dem Heiligen Geist. Ohne ihn gibt es keine Heiligkeit. Jeden Tag sollten wir ihn anrufen und um seine immer neue Sendung beten, am besten sogleich am Beginn des Tages. Amen.

## DREIFALTIGKEITSSONNTAG

„EHRE SEI DEM VATER UND DEM SOHN UND  
DEM HEILIGEN GEIST“

Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes führt uns in die Mitte des christlichen Glaubens hinein. Es hängt innerlich zusammen mit dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes, in ihm ist uns das Geheimnis des dreifaltigen Gottes mitgeteilt worden. Logisch geht das Geheimnis des dreifaltigen Gottes dem Geheimnis der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person voraus, de facto aber kommt dem Letzteren die Priorität zu.

Im Alten Bund wusste man noch nicht von dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes. Erst der menschengewordene Gottessohn hat uns die Kunde davon gebracht.

Der dreifaltige Gott und die Menschwerdung, das sind jene Geheimnisse, auf denen das Christentum aufruht. Darum ist es verhängnisvoll, wenn sie heute nicht selten unmerklich aufgelöst, unterwandert werden, wenn aus dem dreifaltigen Gott das unbegreifliche Göttliche wird, das uns umgibt, wenn hier nicht gar gesagt wird, dass wir selber ein Teil davon sind, und wenn der Gottmensch zu einem gewöhnlichen Menschen herabgestuft wird, der das Menschliche beispielhaft gelebt hat. Die Destruktion ist am nachhaltigsten, wenn sie im Zentrum beginnt. Das weiß der Widersacher Gottes.

Fragen wir uns: Was können wir verstehen von dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes? Oder: Wie sollen wir uns diesen Gott vorstellen? Und: Was bedeutet er für unser Leben?

Zunächst sagt uns das Geheimnis des dreifaltigen Gottes, dass wir nicht groß genug über Gott denken können. So reich ist das Leben in Gott, dass es eine Person nicht ausschöpfen kann. Wir sagen nicht: Drei Personen sind eine Person. Das wäre absurd. Wohl aber sagen wir: Sie sind ein Gott. Falsch wäre es, dabei von drei Göttern zu sprechen, aber ebenso falsch wäre es, von drei Erscheinungsweisen Gottes zu reden. Beide Tendenzen begegnen uns heute. Nicht der Vater ist Mensch geworden und auch nicht der Heilige Geist, dennoch haben alle drei Personen die Menschwerdung bewirkt.

Weil Gott von Ewigkeit her als der Dreifaltige ist, deshalb ist er nicht ein einsamer Gott, der etwa den Menschen und die Welt zu seinem Glück nötig hätte. Er ist vielmehr Gemeinschaft, jedoch nach innen hin, so müssen wir sagen. In unvorstellbarer Weise verbindet er die Einheit mit der Vielfalt. Wir können die Gemeinschaft immer nur außerhalb unseres eigenen Menschseins finden, Gott findet sie innerhalb seiner selbst.

Dreimal können und dürfen wir Gott somit anrufen, und immer ist es der gleiche Gott, obwohl es nicht drei Seiten seines Wesens sind, die wir anrufen. Was wir anrufen, das ist jeweils die Person, die allgegenwärtig und allmächtig ist, die keinen Anfang und kein Ende hat. Wenn wir einfach nur Gott anrufen, wenn wir nicht bewusst das Geheimnis des dreifaltigen Gottes vor Augen haben oder wenn jene Gott anrufen, die um dieses Geheimnis nicht wissen, dann ist der Vater gemeint. Denn Gott, das ist zunächst der Vater. In ihm ist das Geheimnis des Sohnes und des Heiligen Geistes gewissermaßen enthalten. Denn der Sohn ist aus dem Vater hervorgegangen vor aller Zeit, von Ewigkeit her, und der Geist geht aus vom Vater und vom Sohn, wiederum von Ewigkeit her.

Gott ist zunächst der Vater, aber wir können und sollen auch den Sohn und den Geist eigens, also direkt anreden im Gebet. An den Sohn werden wir uns noch eher wenden, wir sollen jedoch auch den Heiligen Geist anrufen, den Tröster, den Beistand, die Kraft Gottes, das Licht der Erkenntnis. Daran wurden wir am vergangenen Sonntag erinnert.

Die Heilige Schrift sagt gern: Der Vater hat uns erschaffen, der Sohn hat uns erlöst, der Geist hat uns geheiligt. Das ist eine bildhafte Redeweise. Denn die Erschaffung, die Erlösung und die Heiligung werden durch die drei Personen gemeinsam bewirkt, aber bei den verschiedenen Wirkungen Gottes nach außen hin tritt jeweils eine Person hervor.

Mit solchen Überlegungen können wir etwas von Gott verstehen, das Geheimnis hingegen nicht auflösen, wir können es nur ein wenig lichten.

Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes können wir auch durch Symbole veranschaulichen, wie durch das Dreieck mit dem Auge, durch drei Kerzen, die in einer Flamme brennen, und durch ein dreifach gefaltetes Tuch.

Im Sohn erkennt sich der Vater, und im Heiligen Geist lieben sich der Vater und der Sohn.

Der Sohn ist in einer geistigen Zeugung aus dem Vater hervorgegangen, deshalb sagen wir auch: Er ist die Person gewordene Selbsterkenntnis des Vaters. Der Heilige Geist ist die Person gewordene Liebe, die den Vater mit dem Sohn verbindet. Das Erkennen und das Lieben, der Intellekt und der Wille, die Grundkräfte unseres Geistes, haben in ihrem Ursprung, in Gott, den Charakter von Personen.

Der dreifaltige Gott ist das tiefste Geheimnis des christlichen Glaubens, es übersteigt unsere Vernunft um ein Unendliches. Aber wichtiger als unser Verstehen ist hier, dass wir das Geheimnis schweigend verehren und anbeten und dass wir mit dem dreifaltigen Gott leben, der uns Vater und Bruder und Leben sein will.

All unsere Gebete beginnen wir im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Oftmals rein formelhaft, wir sollten uns jedoch bemühen, es mit Verstand zu tun, wenigstens am heutigen Tag. Wir beginnen und beschließen einen jeden Tag mit den drei heiligen Personen, so sollte es sein. Dabei machen wir für gewöhnlich das Kreuzzeichen. Das erinnert uns daran, dass wir um dieses Geheimnis wissen durch das Geheimnis der Menschwerdung Gottes und durch das Geheimnis der Erlösung. Zudem: Die Menschwerdung Gottes und die Erlösung sind unser Weg zur ewigen Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott.

Wir haben unser Leben mit den drei göttlichen Personen begonnen, am Anfang unseres Lebensweges wurden wir auf die drei Personen in Gott getauft, mit ihnen sollten wir es auch eines Tages beenden.

Christus hat uns sein menschliches Leben geschenkt. Wenn wir dem dreifaltigen Gott unser zeitliches Leben schenken, so gibt er uns das ewige zurück. Leben wir für die Ewigkeit, so haben wir sie gewonnen, leben wir nur für die Zeit, so wird uns Beides genommen. Amen.

## FRONLEICHNAM

„WIR HABEN HIER KEINE BLEIBENDE STÄTTE, SONDERN  
SUCHEN DIE ZUKÜNFTIGE“

Der heutige Festtag reicht zurück bis in das 14. Jahrhundert. Erstmals wurde er als Fest der Gegenwart des verklärten Christus in der Eucharistie im Jahre 1246 im belgischen Lüttich gefeiert. 1364 wurde er durch Papst Urban IV. für die gesamte Kirche vorgeschrieben. Seitdem wird er überall auf dem Orbis Catholicus festlich begangen, in der Regel mit einer glanzvollen theophorischen Prozession. Er wird an einem Donnerstag gefeiert, weil er auf den Gründonnerstag zurückverweist, ihn gleichsam verlängert.

Wir verehren an diesem Tag den in der eucharistischen Gestalt des Brotes gegenwärtigen Christus. Wir beten ihn, den menschgewordenen Sohn Gottes, an in der konsekrierten Hostie. Sie ist die Frucht der kultischen Feier des Kreuzesopfers, der Feier der Eucharistie. Sie muss angebetet werden, nur so kann sie fruchtbar werden in unserem Leben. Darauf verweist bereits der heilige Augustinus vor mehr als 1500 Jahren. Die Anbetung bestärkt uns aber auch im Glauben an die Gegenwart Christi.

„Ecclesia de Eucharistia vivit“, so lautet der Name der letzten Enzyklika, die Papst Johannes Paul II. uns im Jahre 2003 geschenkt hat - die Kirche lebt aus der Eucharistie. Die Eucharistie ist das Herz der Kirche. Heute ist

das freilich weniger eine Aussage als ein Wunsch und eine Aufforderung, die uns als Aussage schon mit Nostalgie erfüllen kann.

Wenn wir den in der Hostie gegenwärtigen Christus anbeten, nehmen wir das Wort Jesu „das ist mein Leib“ ganz ernst. Immer respektiert der katholische Glaube das Wort Gottes mit letzter Konsequenz. Darum sprechen wir hier von einer Wesensverwandlung. Der Kirchenvater Johannes Chrysostomus († 407) erklärt in seinem Matthäus-Kommentar: Im eucharistischen Glauben „halten wir uns nicht an die Sinne, sondern an das Wort Jesu, das uns nicht täuschen kann“ (Homilien zum Matthäus-Evangelium, 82, 4). Achthundert Jahre später schreibt der universale Lehrer der Kirche, Thomas von Aquin († 1274): „Dass in diesem Sakrament der wahre Leib und das wahre Blut Christi ist, kann man nicht mit den Sinnen feststellen, sondern nur durch den Glauben, der sich auf die Autorität Gottes stützt“ (Summa Theologiae III, q. 75, a. 1 c). Diese Wesensverwandlung bewirkt nicht der Mensch, sondern Christus selbst, er tut das allerdings durch den Priester, durch den er auch sonst in dieser Welt wirken will.

Mit dem Glauben an den in der Hostie gegenwärtigen Christus unterscheiden wir uns fundamental von allen christlichen Gemeinschaften, wenn wir einmal von der orthodoxen Kirche absehen, weshalb im eucharistischen Sakrament und in seiner zentralen Stellung in der Kirche Christi in ganz besonderer Weise die katholische Identität hervortritt.

Verheißen hatte Jesus einst das eucharistische Sakrament mit den Worten: „Bemüht euch nicht um die vergängliche Speise, sondern um die Speise, die bleibt zum ewigen Leben“ (Joh 6, 27), eingesetzt hat er es bei seinem letzten Mahl im Kreise seiner zwölf Jünger, die wir die Apostel nennen, mit den unmissverständlichen Worten: „Nehmet hin und esset. Das ist mein Fleisch, das ist mein Blut“ (Mt 26, 26 - 28; Mk 14, 22 - 24; Lk 22, 19 f; 1

Kor 11, 23-25). Diese Worte haben Geschichte gemacht, mehr als alle anderen Worte Jesu. Sonntag für Sonntag, ja, Tag für Tag, werden sie überall auf dem weiten Erdenrund gesprochen. In den zwei hinter uns liegenden Jahrtausenden waren sie unentwegt das Herz der christlichen Frömmigkeit, unabhängig von der Untreue ihrer Diener - im katholischen Denken hat die Sache immer den Vorrang vor der Person.

Was Jesus beim Abendmahl gesagt und getan hatte, das wurde als kostbares Vermächtnis von Anfang an, seit dem Beginn der apostolischen Predigt, heilig gehalten in der Kirche, von Anfang an bildete es die Mitte des urchristlichen Gottesdienstes - ein solches Werk hätte nicht der genialste Menschenverstand ersinnen können.

Papst Paul VI. spricht in der Enzyklika „Mysterium Fidei“ vom 15. September 1965 im Hinblick auf die Eucharistie von dem „unermesslichen Geschenk“, das die Kirche „von ihrem Bräutigam Christus als Unterpfand seiner grenzenlosen Liebe empfangen hat“, das sie „gleichsam als ihren kostbarsten Schatz stets treu bewahrt“ hat (Nr. 1). Trost und Freude werden uns in diesem Sakrament geschenkt, so erklärt der Papst (Nr. 8). Allein, wir wissen oftmals nicht, nicht mehr, um den Reichtum dieses Sakramentes, um seine Größe, um seine Schönheit und um seine Erhabenheit.

In der zitierten Enzyklika empfiehlt Papst Paul VI. nachdrücklich die häufige Mitfeier der Heiligen Messe, im Idealfall die tägliche, damit wir daraus die Kraft schöpfen, „die Leidenschaften zu beherrschen“, dass so „die täglichen lässlichen Sünden“ getilgt und wir „vor dem Fall in schwere Sünden“ bewahrt werden (Nr. 67).

Alles Leben bedarf der Nahrung, nicht nur damit es wachsen kann, zunächst einmal, damit es nicht zugrunde geht. Ohne Nahrung verkümmert

das Leben und stirbt es ab. Ein sprechendes Symbol für die Nahrung ist das Brot. Es spendet das Leben und es erhält es. Nun gibt es aber nicht nur das irdische Leben, das vergänglich ist, darüber hinaus gibt es das Leben der Gnade, das unvergänglich ist, das nicht durch den Tod begrenzt ist, das in die Ewigkeit hineinreicht. Im gewandelten Brot bietet sich uns der auferstandene Christus als Speise dar für das Leben der Gnade, für das ewige Leben. Wenn wir diese heilige Speise empfangen, werden wir Christus gleich gestaltet. Hier assimiliert sich nicht der Mensch die Speise, vielmehr assimiliert sich hier die Speise den Menschen, der sie empfängt. Sie macht uns christusförmig im wahrsten Sinne des Wortes. Unter diesem Aspekt kann der heilige Paulus sagen: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20).

Die Kirchenväter nennen das eucharistische Sakrament die Arznei, das „pharmakeion“, für das ewige Leben. Die heilige Liturgie spricht mit dem universalen Lehrer der Kirche von dem Unterpfand der künftigen Herrlichkeit (vgl. Sacrosanctum concilium, Nr. 47). Die eucharistische Gabe trägt in sich die Kraft, uns und durch uns die Welt zu verwandeln (Jakob Brummet, In ihm ist das Heil. Anregungen für den Verkündigungsdienst, München 1963, 123). Das geschieht freilich nicht ohne unser Zutun. Auch diese Gabe ist für uns gleichzeitig eine Aufgabe.

Das Sakrament der Liebe fordert von uns die Antwort der Liebe, der Liebe zunächst zu dem, der sich uns in ihm geschenkt hat, dann aber auch zu denen, in denen er uns sein Antlitz zeigt. Er sagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40).

Die Wirkung des Sakramentes der Eucharistie ist unermesslich. Manchmal spüren wir sie sogar auch körperlich, zuweilen erweckt das Sakrament unsere Lebenskräfte und richtet es uns auf, wenn wir danieder liegen. Das ge-

schieht vor allem, wenn wir es im Totenkampf als Wegzehrung empfangen. Beten wir schon heute darum, dass uns diese Wegzehrung dereinst nicht vorenthalten wird.

Heute ist der eucharistische Glaube der Kirche wie keine andere Glaubenswahrheit bedroht. Viele haben schon lange den Glauben an das Geheimnis der Gegenwart Christi in den eucharistischen Gestalten verloren oder bewusst aufgegeben. Bekümmert spricht Papst Paul VI. in der soeben zitierten Enzyklika darüber (Nr. 10). Nichts ist so angefochten im Glauben der Kirche wie dieses Sakrament, und - das kommt noch hinzu - allzu oft wird es heute entweiht, profaniert.

Noch ein letzter Gedanke: Das Sakrament des Leibes und des Blutes Christi ist ein Sakrament der Lebenden. Auch das wird heute oftmals vergessen, wenn nicht gar geleugnet, implizit oder explizit. Die Bedingung für den Empfang dieses Sakramentes ist der Gnadenstand, hinzukommen müssen der Glaube an das eucharistische Geheimnis, der Glaube an die reale Gegenwart Christi, die Nüchternheit, wenigstens eine Stunde vor dem Empfang, und die wirklich betende Teilnahme an der Feier der heiligen Messe. Der Kirchenvater Johannes Chrysostomus erklärt: „Wie wirst du vor dem Richterstuhl Christi stehen, wenn du dich erdreistest, mit sündenbefleckten Händen und Lippen seinen Leib zu berühren“ (Homilien zum Epheserbrief, 3, 49)“. Und er fährt fort: „Auch Judas hat damals am geheimnisvollen Mahl teilgenommen, aber unwürdig, dann ist er hinausgegangen und hat den Herrn verraten“ (Homilien über den Verrat des Judas, 6).

Ehrfurcht und Liebe schulden wir dem Sakrament, Dankbarkeit und Treue. Wo immer wir es empfangen, darf das nur in der rechten Disposition geschehen und in dankbarer Anbetung des Geheimnisses. Nicht zuletzt verpflichtet uns das hochheilige Sakrament zum gläubigen Bekenntnis zu

Christus und seiner Kirche. Christus sagt: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen“ (Mt 10, 32). Im Sakrament der Eucharistie ist der auferstandene Christus der Gefährte unserer irdischen Pilgerschaft. Wir leben in der Fremde, das Vorläufige ist nicht das Endgültige, wir haben „hier keine bleibende Stätte“, so sagt es der Hebräerbrief, „vielmehr suchen wir die zukünftige“ (Hebr 13, 14). Amen.

## 10. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WER ABER WIDER DEN HEILIGEN GEIST LÄSTERT, ERLANGT  
IN EWIGKEIT NICHT VERGEBUNG“

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist die Rede von der unvergebbaren Sünde wider den Heiligen Geist. Dreimal ist in den Evangelien insgesamt die Rede von ihr: Mt 12, 31 f; Lk 12, 10 und Mk 3, 28 - 30. Aber - gibt es das überhaupt, unvergebbare Sünden? Ist Gottes Barmherzigkeit nicht unbegrenzt?

Nach Auskunft unseres Evangeliums besteht die Sünde wider den Heiligen Geist in der Behauptung, Jesus wirke seine Wunder mit Hilfe des Teufels, allgemeiner ausgedrückt, besteht sie in der Behauptung, die offenkundigen Zeichen Gottes im Leben Jesu - und im Leben der Kirche, so dürfen wir ergänzen - seien Wirkungen des Widersachers Gottes. Demnach besteht die Sünde wider den Heiligen Geist in der fundamentalen Verkehrung des Bemühens Gottes um den Menschen, in dem beharrlichen Widerstand gegen die Wahrheit, die letztlich mit Gott identisch ist, in dem dezidierten Paktieren des Menschen mit dem Widersacher Gottes. Da wird also das offen-

kundige Wirken Gottes dem Gegenspieler Gottes zugeschrieben, im Grunde deshalb, weil man sich dem Wirken Gottes entziehen will.

Sagen wir es mit anderen Worten: Die Sünde wider den Heiligen Geist besteht in der böswilligen Missdeutung des guten Wirkens Jesu und der Kirche, und das in Beharrlichkeit, sie besteht in der Verhärtung im Unglauben oder in der Verstockung. In ihr weigert sich der Mensch, die Vergebung Gottes anzunehmen, er weigert sich, sich zu bekehren, darum kann er keine Vergebung empfangen, denn es gibt keine Vergebung ohne die Bekehrung. Das liegt in der Natur der Sache.

Wenn wir fortfahren mit der schweren Sünde, bewusst, dann kann Gott uns nicht die Vergebung schenken, das wäre widersprüchlich. Gott hat dem Menschen den freien Willen und mit ihm Verantwortung für sein Tun und Lassen gegeben. Einen inneren Widerspruch kann es indessen nicht geben in Gott, ihn können wir nicht einmal denken. Heute geschieht es allerdings nicht gerade selten, bei Theologen und auch bei den Verkündern des Glaubens, dass man Widersprüche in Gott hineinträgt. Wer tiefer schaut, erkennt darin ein mythisches Gottesbild und die Vorstufe der totalen Leugnung Gottes und des Jenseits, die absolute Diesseitigkeit.

Die Sünde wider den Heiligen Geist besteht in der Unbußfertigkeit bis zum Tode. Das heißt: Der Mensch verweigert sich der Gnade der göttlichen Vergebung, definitiv. Unter diesem Aspekt kann jede schwere Sünde zu einer Sünde wider den Heiligen Geist werden.

Der Weltkatechismus von 1992 erklärt sie als freie und überlegte Zurückweisung der Barmherzigkeit Gottes. Er stellt fest, eine solche Verhärtung könne zur endgültigen Verstocktheit und so zum Verlust des ewigen Lebens führen (Nr. 1864).

Papst Johannes Paul II. erklärt in seiner Enzyklika über den Heiligen Geist: „Die Lästerung gegen den Heiligen Geist besteht gerade in der radikalen Verweigerung der Annahme jener Vergebung, deren innerster Vermittler er ist und die eine echte Bekehrung voraussetzt, die von ihm im Gewissen gewirkt wird“ („Dominum et vivificantem“, Nr. 46).

Wer seine Sünden bis zum Lebensende definitiv nicht bereut, der gibt Gott keine „Chance“, ihm die Sünden zu vergeben. Hier ist nicht die Barmherzigkeit Gottes begrenzt, vielmehr widersetzt sich hier der Mensch dieser Barmherzigkeit. „Sie verstopfen ihre Ohren um die Wahrheit nicht zu hören, und machen ihr Herz gleich dem Diamanten“, heißt es bei dem Propheten Sacharja (Sach 7, 11 f). Sacharja ist einer der zwölf kleinen Propheten des Alten Testamentes.

Die Sünde wider den Heiligen Geist ist dann gegeben, wenn der ausdrückliche Vorsatz vorhanden ist, in der Sünde zu verharren, wenn der Mensch in seinem Stolz nicht aussteigen will aus der Sünde.

Es gibt keine Vergebung ohne Reue, die aber muss wirksam sein. Eine schwere Sünde, die ich morgen wieder begehe, mit Wissen und Willen, kann nicht vergeben werden.

Unter diesem Aspekt kann es auch keine Zulassung von nach dem staatlichen Gesetz Geschiedenen, die eine Zivilehe eingegangen sind, zur heiligen Kommunion geben. Sie müssten zuvor die Vergebung im Bußsakrament gefunden und kirchlich geheiratet haben, was jedoch nicht geht, solange die frühere Ehe gültig ist. Das muss doch jeder nachvollziehen können, es sei denn, er kann nicht mehr logisch denken. Ebenso ist es leicht einsehbar, dass die Barmherzigkeit Gottes die Bekehrung des Menschen zur Voraussetzung hat.

Die Sünde wider den Heiligen Geist hat viele Nuancen, sie ist dort gegeben, wo man sich total absperert gegen die Wahrheit, wo man alles verhöhnt, was heilig ist, wo man alle noch so gut gemeinten Ratschläge zurückweist, wo man das Heilige um materieller Vorteile und um des höheren Lebensstandards willen verrät, wo man nichts wissen will von Umkehr, Bekehrung und Besserung (Bischof Rudolf Graber).

Wenn heute viele jahrelang in den Tag hinein leben ohne einen höheren Gedanken, ohne sich einmal die Frage zu stellen nach dem Sinn ihrer Arbeit und ihres Lebens, so ist das ein Zeichen dafür, dass der Geist radikal ausgelöscht worden ist in ihrem Leben.

Viele fürchten Gott nicht mehr, umso mehr aber die Menschen. Sie haben sich wohnlich eingerichtet in dieser Welt. Und was über diese Welt hinausgeht, interessiert sie nicht mehr.

Wo der Mensch Gott nicht mehr fürchtet, da etabliert sich ein Reich der Lüge. Da zählen letztlich nur noch die materiellen Güter dieser Welt. Vertrauensbruch aus Habgier. Das ist die Sünde des Judas. Wir erleben sie in mannigfacher Weise in unseren Tagen, in Kirche und Welt. Nach allem, was wir wissen, scheint Judas in der Unbußfertigkeit verharret zu haben.

Der Stolz, der Hochmut und die Rechthaberei vergiften unser Leben. Zumal viele sagen: Gott straft nicht. Als Kinder lernten wir den einprägsamen Satz: „Ein Auge ist, das alles sieht, auch was bei finsterner Nacht geschieht“. Demgegenüber heißt es heute, wenn das Thema überhaupt noch ins Auge gefasst wird: Gott straft nicht. In Verbindung damit behauptet man die Heilsgewissheit des je Einzelnen, egal wie er lebt. Seit Jahrzehnten avanciert ein verborgener oder offener Heilsoptimismus zur vorherrschenden Meinung in der Kirche, so sehr man sich damit auch von der Heiligen

Schrift und von der offiziellen Lehre der Kirche entfernt. Zugrunde liegt dem letzten Endes der Unglaube, der theoretische oder der praktische. Er steht hinter den Skandalen, die die Kirche seit geraumer Zeit erschüttern, er bedingt den Geist der Gesetzlosigkeit, der immer mehr eindringt in die Kirche.

Die Sünde wider den Heiligen Geist ist keine einzelne Tat, sondern ein Zustand, bei dem der Mensch das Ziel verfehlt, auf das hin ihn Gott erschaffen hat. Die Grenze der Barmherzigkeit Gottes ist die Unbußfertigkeit des Sünders. Die Sünde wider den Heiligen Geist geht nicht aus bloßer menschlicher Schwäche oder mangelnder Erkenntnis hervor, sondern aus einer bösen Gesinnung, aus einer Seelenhaltung, die sich ganz bewusst über Gottes Gnadenangebot und seine Anordnungen hinwegsetzt. In ihr greift der Mensch die Grundlagen des Heiles, der Heils- und Erlösungsordnung Gottes, an. In der Regel ist dieser Zustand die Folge eines lasterhaften Lebens. Unter diesem Aspekt spielen heute nicht wenige mit dem Feuer und ergötzen sich noch gar an diesem Spiel, aber wahrscheinlich nur vorübergründig.

Wir gehören zur streitenden Kirche in einer Welt, „in der die Frage nach der Wahrheit für sinnlos gehalten wird, die sich mehr und mehr von Gott abzuwenden scheint“ (Papst Benedikt XVI.).

Das Böse ist kämpferisch, militant. Es will die Welt beherrschen und auch die Kirche. Wir müssen es erkennen und uns dagegen stellen. Nur so finden wir das Heil. „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht eure Herzen“ heißt es im Psalm 94, mit dem jeden Tag das Stundengebet der Kirche beginnt (Ps 94, 7 f). Amen.

## 11. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „DAHER PRÜFE SICH DER MENSCH“

Die Schrifttexte der heiligen Messe des heutigen elften Sonntags des Jahreskreises heben einen zentralen Gedanken des christlichen Glaubens hervor, einen zentralen Gedanken, der uns zudem einen wunden Punkt unserer Zeit vor Augen führt. Sie sind bestimmt von den Gegensatzpaaren Diesseits und Jenseits, Glauben und Schauen, Weg und Ziel, Aussaat und Ernte oder einfach Gegenwart und Zukunft. Um komplementäre Gegensätze handelt es sich hier natürlich. Der wunde Punkt, den sie treffen, ist unsere einseitige Fixierung auf das Gegenwärtige und unsere Abneigung gegenüber dem, was kommen wird, die verbreitete Hinwendung der Menschen unserer Tage zu dem, was vordergründig ist, und ihre mangelhafte Beschäftigung mit dem, was jenseits der Schwelle des Todes liegt.

Das Sichtbare, die Welt unserer Erfahrung, davon hören wir lieber als von dem Unsichtbaren, das dort beginnt, wo wir an die Grenze unseres Lebens und unserer Welt stoßen, wo wir mit unserem Latein zu Ende sind.

Wenn man vom Glauben und von der Ewigkeit spricht, wird einem oft das Schlagwort entgegengehalten von dem Spatz in der Hand und der Schwalbe auf dem Dach, oder man erklärt, dass noch niemand wiedergekommen sei aus jener anderen Welt, aus der Welt über den Sternen. Abgesehen davon, dass solche Ausflüchte auch vor dem Denken nicht bestehen können, denn wenn wir eine Grenze erkennen, so wissen wir damit bereits um das Jenseits dieser Grenze, auch wenn es uns in seinem Wie verborgen bleibt. Abgesehen davon, dass solche Ausflüchte auch vor dem Denken nicht bestehen können, sagt uns der christliche Glaube, dass unser Leben heller wird, wenn wir uns nicht auf das Sichtbare beschränken, wenn wir nicht

nur in der Gegenwart leben, die uns faktisch unter den Händen zerrinnt, die in jedem Augenblick von der Vergangenheit verschlungen wird.

Die Gegensätze, von denen die (zweite) Lesung und auch das Evangelium heute sprechen, sagen uns, dass unser Leben letztlich ein Weg ist, der uns zur Ewigkeit führen will, dass wir zur unvergänglichen Gemeinschaft mit Gott berufen sind und dass wir Pilger und Fremdlinge sind in dieser Welt, dass wir hier also keine Heimat haben.

In der Apostelgeschichte wird darum das christliche Leben wiederholt als Weg bezeichnet und die Botschaft, die die Apostel verkünden, als die Botschaft vom Weg (vgl. 16, 17; 22, 4), ebenfalls wiederholt. Im Hebräerbrief heißt es: Auf Erden sind wir Pilger und Fremdlinge, gehen wir der Heimat entgegen, der ewigen Heimat (vgl. Hebr 11, 13 f). Dieser unser Weg ist bestimmt durch den Glauben, das Ziel dieses Weges durch das Schauen. Im Evangelium des heutigen Sonntags wird der Weg als die Zeit der Aussaat beschrieben, das Ziel als die Zeit der Ernte in der jenseitigen Welt.

Unscheinbare Ursachen haben oft große Wirkungen. Und: Die Gedanken von heute sind die Taten von morgen - daran wurden wir durch die Liturgie des vergangenen Sonntags erinnert. Immer wieder machen wir die überraschende Erfahrung, dass aus bescheidenen Ursachen große Wirkungen hervorgehen. „Wer hätte das gedacht?“, so fragen wir uns dann.

Gott erntet einst, was wir gesät haben, er zieht einmal die Bilanz unseres Lebens. Er führt dann jene Gerechtigkeit herbei, nach der wir in dieser Welt vergeblich Ausschau halten. Alsdann wird es sich zeigen, dass die Ungerechtigkeit dieser Welt nicht das letzte Wort hat, dass die Gerechtigkeit stärker ist als die Ungerechtigkeit, wie auch die Wahrheit stärker ist als die Lüge und der Irrtum und die Irreführung.

Hier, in diesem Leben, erfolgt die Aussaat, dort, in der Ewigkeit, erfolgt die Ernte. Die Sache ist einfach, aber folgenreich.

Eine gute Saat säen wir, wenn wir uns bemühen, wenn wir uns in erster Linie darum bemühen, dass wir Gott gefallen, nicht den Menschen, wenn wir demütig auf Gott hören und auf seine Weisung, wie sie uns die Kirche seit eh und je verkündet hat, nicht wie die Menschen sie verdrehen und anpassen, um es bequemer zu haben.

Tugend ist nicht Dummheit, wie manche zynisch sagen, sie zahlt sich aus, nicht in dieser Welt, wohl aber bei der Ernte des Lebens, jenseits der Schwelle des Todes. Ein großes Ziel fällt einem nicht in den Schoß. Wer den Gipfel eines Berges erreichen will, muss manche Stunde der Mühsal durchstehen. Er braucht Ausdauer, er muss sich etwas abfordern, er kann sich nicht alle fünf Minuten ausruhen.

Bei dem Weg unseres Lebens geht es um alles. Wenn wir ein Ziel, das wir uns in unserem Erdenleben stecken, nicht erreichen, ist das bedauerlich, vielleicht auch schmerzhaft, aber wenn wir das Ziel, zu dem Gott uns berufen hat und zu dem er uns hinführen will, nicht erreichen, dann ist alles verloren. Das ist dann das Ende aller Alternativen.

Die Jenseitsbezogenheit unseres Lebens, darüber können wir nicht genug nachdenken. Wir müssen sie immerfort vor Augen haben, damit sie uns nicht zum Verhängnis wird.

De facto ist der Begriff des Jenseits und seine Wirklichkeit für viele heute ein rotes Tuch geworden in unserer verweltlichten Welt. Sie polemisieren dann oftmals gegen das, was damit gemeint ist und sprechen von billiger

Vertröstung. Des Öfteren sagen sie dann, durch den Gedanken des Jenseits werde das Diesseits herabgesetzt, gerate die Diesseitsbewältigung in Gefahr, die Diesseitsbewältigung, die das einzig Richtige sei. Sie betonen dabei, auf das Tun komme es an. Und wenn sie das Tun konkretisieren sollen, sagen sie: Es kommt darauf an, dass man ein anständiger Mensch ist. Darunter verstehen sie, wenn es hoch kommt, dass man sich daran beteiligt, eine bessere und gerechtere Welt zu bauen, dass man sich gesellschaftlich engagiert und mithilft, so etwas wie ein Paradies auf Erden zu errichten. Ihre Moral und ihre Religion sind rein diesseitig. Sie sind eigentlich Agnostiker und vertreten die Meinung, dass niemand weiß, ob es ein Jenseits gibt, ob es überhaupt noch etwas gibt außer unserer sichtbaren Welt.

Die Verantwortung gegenüber dem Diesseits und seinen Ordnungen ist notwendig und gefordert von uns, das ist richtig, aber das alles ist vorläufig, das ist die Saat, die Ernte aber ist für die ewigen Scheunen bestimmt. Im Grunde ist es jedoch auch so, dass wir nur dann wirklich die Forderungen des Augenblicks vernehmen und uns selbstlos einsetzen für diese unsere Welt, wenn wir den Gedanken der Ernte im Jenseits im Auge behalten. Erst von der Ewigkeit her erhält all unser Tun und Lassen eine wirklich echte Motivation und wird es zuverlässig. Würden die Hirten der Kirche und wir alle das bedenken, wir würden manches nicht sagen, was wir sagen, und manches sagen, was wir nicht sagen. Wir alle würden weniger opportunistisch unsere Aufgaben in Kirche und Welt erfüllen.

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags erinnert uns der heilige Paulus daran, dass wir uns als Christen auf das Ziel freuen und in der Sehnsucht nach der Vollendung leben sollen oder besser: leben dürfen. Die Voraussetzung dafür ist ein starker Glaube. Auch wenn wir einstweilen noch gern leben, dankbar sind für jeden Tag, so müssen wir doch wissen: Das hier ist die Fremde, wir sind auf dem Weg nach Hause. Diese Fremde aber

ist der Ort der Bewährung. Jetzt ist die Zeit der Aussaat. Gott wird die Bilanz unseres Lebens ziehen. Er wird einmal allen den gerechten Lohn, aber auch die gerechte Strafe zuteilen. Er ist barmherzig, aber auch gerecht. Amen.

## HOCHFEST DER GEBURT DES HEILIGEN JOHANNES DES TÄUFERS

„DIE HAND DES HERRN WAR MIT IHM“

Die Liturgie des 12. Sonntags im Jahreskreis wird heute verdrängt durch das Hochfest der Geburt des heiligen Johannes des Täufer. Dieser ist eine bedeutende Gestalt in der Geschichte der Offenbarung und in der Geschichte der Kirche. In allen vier Evangelien wird sein Wirken eingehend geschildert. Dabei tritt er als eine Persönlichkeit von tiefer Eindringlichkeit hervor. Er ist einer der wenigen Heiligen, bei denen man den Tag der Geburt und den Todestag in der Kirche feiert. Den Tag seiner Geburt feiern wir heute, seinen Todestag begehen wir am 29. August. Als der letzte Prophet des Alten Testaments steht er gleichsam zwischen den Zeiten, zwischen der alten und der neuen Zeit. Teilweise hielt man ihn gar für den Messias. Davon berichten die Evangelien. Jesus nennt ihn den Größten „der von einer Frau Geborenen“ (Mt 11, 11).

Johannes stammt aus priesterlichem Geschlecht, der Täufer vom Jordan. Wie wir in den Evangelien erfahren, ist seine Heimat eine Stadt im Bergland von Judäa (Lk 1, 39). Sein öffentliches Auftreten erfolgt kurze Zeit vor dem öffentlichen Auftreten Jesu. Er versteht sich als Vorläufer und Wegbereiter Jesu. So versteht auch Jesus ihn. Dabei verhehlt er nicht den

Respekt, den er ihm zollt. Im Prolog des Johannes-Evangeliums heißt es: „Er war nicht das Licht, aber er sollte Zeugnis geben von dem Licht“ (Joh 1, 8). Er war nicht der Messias, aber er sollte ihm den Weg bereiten.

Das öffentliche Wirken des Johannes scheint sich nur über wenige Monate hin erstreckt zu haben. Es besteht darin, dass er die Bußtaufe spendet, mit großem Erfolg, und schonungslos zur Buße aufruft. Auch Jesus lässt sich taufen von ihm. Nicht nur mit Worten ruft er zur Buße auf, er führt ein streng asketisches Leben, anspruchslos lebt er und selbstlos. Dadurch unterstreicht er seine Botschaft und erhöht er ihre Glaubwürdigkeit. Zunächst verkündet er sich selber die Botschaft von der Umkehr, anders als viele Propheten von heute das machen. Nicht gerade gering ist heute die Zahl derer, die nur so tun als ob. Viele unserer heutigen Propheten sind grandiose Schauspieler.

Ehrlich ist Johannes der Täufer, unbestechlich und unerbittlich ist er in seinen Forderungen, gegenüber sich selbst und gegenüber den Adressaten seiner Predigt. Darum ist das Martyrium die letzte Konsequenz seines Wirkens.

Wenn Johannes vom Reich Gottes spricht und von seinem Kommen, verkündet er die gleiche Botschaft, die auch Jesus verkündet hat. Bei ihm ist sie allerdings ein wenig anders akzentuiert, denn für ihn ist das Reich Gottes eine zukünftige Größe, für Jesus jedoch eine gegenwärtige; deutlich sagt er, dass das Reich Gottes mit ihm angebrochen, dass es mit ihm schon da ist.

Die Rede des Täufers ist kraftvoll, entschieden und furchtlos, ganz anders als die der Prediger unserer Tage. Sie predigen „softy“, um ein modernes Wort zu gebrauchen, sanft und unverbindlich. Sie biedern sich an, nicht

selten so penetrant, dass viele, die sich das Gespür für den Ernst der christlichen Botschaft bewahrt haben, es als peinlich empfinden und sich abwenden.

Johannes prangert den fortwährenden Ehebruch des Königs Herodes Antipas an. Dafür muss er sterben. Wo sind die Prediger, die heute in die Fußstapfen des Täufers treten? Viele von ihnen bagatellisieren alles, nicht nur den Ehebruch.

Dass hat in unseren Tagen wieder überraschende Aktualität erfahren in dem Aufruf einer Gruppe von Priestern, die nicht nur selber den Geschiedenen und Wiederverheirateten die Kommuniongemeinschaft gewähren ohne das Bußsakrament, sondern ihre Unbotmäßigkeit gar der ganzen Kirche aufdrängen wollen, ihre subjektive Meinung. Sie sagen, es gehe dabei nur um kirchenrechtliche Regelungen, sie müssten jedoch wissen, dass es dabei um den Glauben geht, um das Sakrament der Ehe und um das Sakrament der Buße und um das Sakrament der Eucharistie. Vor allem müssten sie wissen, dass sie ihr Amt ausüben im Auftrag der Kirche und dass sie bei ihrer Priesterweihe dem Bischof Gehorsam gelobt haben. So kann auf ihrem Wirken nicht der Segen Gottes ruhen. Von den Prinzipien her könnten sie mit einer solchen Auffassung von ihrem Amt nicht einmal protestantische Pfarrer sein. Da herrschen der Subjektivismus, der Relativismus und der Indifferentismus, modische Geisteshaltungen, vor denen der Heilige Vater seit seinem Amtsantritt immer wieder warnt und in denen er eine schnöde Unterminierung des Glaubens der Kirche erkennt.

Sie spielen das Kirchenrecht gegen das Menschenrecht aus. Das wird ihnen nicht verwehrt, obwohl sie wissen müssten, dass das Kirchenrecht im Dienst des Menschen steht, nicht vordergründig, aber doch hintergründig, und dass es auf dem Fundament des Glaubens der Kirche aufruht. Allein,

sie setzen sich nicht nur über das Kirchenrecht hinweg, zumindest unreflektiert huldigen sie mehr oder weniger der Gesetzlosigkeit des „Neuen Zeitalters“, des „New Age“, und der Anarchie.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass man nicht mit Konferenzen und Dialog die Menschen evangelisieren und die Welt heilen kann und dass die Verblendung die Folge der Sünde ist. Das sind simple Wahrheiten, die vielen von uns abhanden gekommen sind. Zum Nachdenken muss uns hier auch die unheilige Allianz mit den Medien führen. Es ist die Wahrheit, die uns frei macht (Joh 8, 32), die Lüge aber knechtet uns.

Entsprechend seiner Bedeutung für die christliche Offenbarung ist der Täufer ein beliebtes Thema der christlichen Ikonographie. Charakteristisch sind dabei der Zeigegestus, das Fellgewand und der Kreuzstab. Mit dem Zeigegestus verbindet sich oftmals zum einen das Spruchband: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt“ (Joh 1, 29) und zum anderen das Lamm auf den Schultern des Propheten. Johannes zeigt auf Christus. Heute zeigen viele Propheten in ihrem oft krankhaften Hochmut auf sich selber und erweisen sich damit als falsche Propheten. Johannes ist ein Unheilsprophet und erweist sich gerade darin als ein echter Prophet. Stets haben die echten Propheten das Unheil verkündet. Gerade dadurch haben sie sich als echt ausgewiesen. Sie verkündeten das Unheil freilich für den Fall der Verweigerung der Bekehrung, die Bekehrung jedoch als Bedingung für eine gute Zukunft.

Das ist eine Grundaussage der prophetischen Verkündigung des Alten aber auch des Neuen Testaments: Die Verweigerung der Bekehrung bewirkt das Unheil, die demütige Bekehrung aber garantiert das Heil.

Nicht nur am Inhalt der Botschaft kann man indessen den echten Propheten erkennen, auch an seinem Lebensschicksal. Zum echten Propheten gehört das Leiden. Das lehrt uns nicht nur das Leben des Täufers. Wenn der Prophet seine Berufung ernst nimmt, findet er Ablehnung und wird er verfolgt. Das liegt daran, dass viele die Wahrheit nicht hören wollen und nicht ertragen können. Die Ursünde wirkt fort in einer Welt, die sich gegenüber der Erlösung verschließt. Das Paradigma ist hier Jesus selber, dessen Tod am Kreuz nicht ein Unfall ist, wie man heute gern sagt, sondern die Konsequenz seiner Verkündigung und seines Lebens, nicht anders als es bei Johannes dem Täufer gewesen ist.

Der im Jahre 1995 in Paris verstorbene russische Schriftsteller Wladimir Maximow - auch er hatte etwas Prophetisches, wie nicht wenige Schriftsteller zuweilen prophetische Aussagen machen - klagt einmal darüber, dass eine große Schar von Geistlichen die Gläubigen an den Zeitgeist verkaufe, um selber ungeschoren wegzukommen (Gerhard Hermes, in: Der Fels 6, 1976, 163, belegt bei Alfred Betschart). Das ist heute eine bedrückende Wirklichkeit. Johannes der Täufer stirbt für die Wahrheit wie auch der, dessen Vorläufer er ist. Amen.

## HOCHFEST DER APOSTELFÜRSTEN PETRUS UND PAULUS

„ICH WEISS, WEM ICH GEGLAUBT HABE“

Am vergangenen Freitag feierten wir das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Apostelfürsten nennen wir sie, weil sie die Bedeutendsten, die Ersten, unter den Aposteln sind, weil sie die entscheidenden Säulen sind,

auf denen die Kirche Christi aufruhet. Petrus steht mehr für die Wahrheit und Paulus mehr für die Liebe, idealiter sind die Wahrheit und die Liebe identisch. Petrus und Paulus, zuletzt wirkten sie in Rom, weshalb man sie gern als die Begründer des Ewigen Rom bezeichnet. Immer wieder wurden sie in der Kunst dargestellt, dabei trägt der eine die Schlüssel und der andere das Schwert. Die Schlüssel stehen für die Autorität des Petrus. An Christi Statt sollte er die Kirche leiten, die eine Kirche Christi, die sich stets als die Kirche des heiligen Petrus verstanden hat. Das Schwert, das der Völkerapostel Paulus trägt, ist ein Symbol für das Schwert des Wortes Gottes, das er in die damals bekannte Welt getragen hat, von dem der Hebräerbrief sagt, dass es schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert (vgl. Hebr 4, 12).

Was den heiligen Petrus und den heiligen Paulus miteinander verbindet, das ist ihr konsequenter Einsatz für die Wahrheit und für das Gute, für Gott, für Christus und für die Kirche. In ihrem Einsatz haben sie von ihrer Person abgesehen, sie haben nicht sich selbst verkündet oder die Menschen an ihre Person zu binden versucht, ohne Einschränkung verstanden sie sich als Gottes Boten, ganz anders als viele heute, die das Evangelium verwässert haben und es weiter verwässern, die ihre Stellung gebrauchen, um sich selber zu profilieren und ein bequemes Leben zu führen. Petrus und Paulus haben konsequent für das Evangelium und für ihren Erlöser und für seine Kirche gelebt und sind dafür in den Tod gegangen. Mit dem Martyrium haben sie ihr Wirken besiegelt. Darin sind sie exemplarisch für einen jeden von uns, zunächst für unsere Hirten, dann aber schließlich für uns alle, die wir wiedergeboren sind aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, wie es im Johannes-Evangelium heißt (Joh 3, 5 f).

Wir kennen nicht den unmittelbaren Anlass für das Martyrium der Apostelfürsten. Der Überlieferung nach starben sie in der Neronischen Verfolgung. Sicher ist, dass sie deshalb starben, weil sie als die Anführer der verhassten

Christen galten, weil sie die Menschen aufforderten, sich nicht der Vergötterung der Staatsmacht und der morbiden heidnischen Lebenspraxis anzupassen, weil sie die Menschen ihrer Zeit durchschauten und ihnen die Masken von ihren Gesichtern rissen, weil sie sich auf Gott und das Jenseits hin orientierten, diese Orientierung für alle forderten und dabei eine klare und unmissverständliche Sprache sprachen. Das aber ist ein Verbrechen, die Forderung der Orientierung auf das Jenseits hin und die klare Sprache, das ist ein Verbrechen in den Augen vieler, nicht nur damals, auch heute noch.

Sie machten nicht mit, sie passten sich nicht an, deshalb wurden sie verfolgt und dem Tod ausgeliefert. Damit erwiesen sie sich als echte Jünger des Gekreuzigten, dem es nicht anders ergangen war.

Es ist eine merkwürdige Erfahrung, die wir immer wieder machen können: Wer seine Prophetenaufgabe ernst nimmt, wie diese Zwei es taten, die Apostelfürsten, der tritt damit immer in Gegensatz zu einem Großteil der Menschen, vor allem tritt er in Gegensatz zu denen, die die Träger der äußeren Macht sind.

Diese schmerzliche Beobachtung bringt der heilige Augustinus († 430) zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Wer zum Dienst Gottes antritt, der wisse, dass er zur Kelter gekommen ist. Er wird bedrängt, niedergetreten, zerstampft, aber nicht, um in dieser Welt zugrunde zu gehen, sondern um hinüberzufließen in die Weinkammern Gottes“ (Enarrationes in Psalmos 83, 1).

Die Welt erträgt die Wahrheit nicht, obwohl sie letztlich nur aus ihr leben kann und nur in ihr ein wirklich menschliches, ein humanes Leben möglich ist.

Der heilige Petrus und der heilige Paulus sind in ihrer Existenz und in ihrem Wirken ein leuchtendes Beispiel für das, was christliches Leben meint. Ein Christ sein, das bedeutet nicht einfach beten und fromm sein, das auch, gewiss, aber es bedeutet auch irgendwie prophetisch berufen sein, es bedeutet sich einsetzen für die christlichen Werte, für Recht und Gerechtigkeit, für moralische Sauberkeit, sich einsetzen für Gott, für Christus, für die Kirche und für die Menschen. Dazu haben wir viel Gelegenheit, denn um uns herum geht es nicht gerade sehr christlich zu.

Denken wir nur an die Eskalation der Lüge, an die sexuelle Revolution, an die Zerstörung der Ehe und an die vielen Ehescheidungen, und an die Desorientierung der jungen Menschen, an den fragwürdigen Religionsunterricht, dem sie ausgeliefert sind, kurz, an die Anpassung der Gläubigen und ihrer Hirten an den Zeitgeist. Stellen wir uns dagegen, geraten wir in Gegensatz zum Zeitgeist, zur herrschenden Meinung.

Wenn die Freiburger Priester dagegen revoltiert hätten, dann könnte man ihrer Revolte Glauben schenken, dann hätten sie sich in Wahrheit als gute Hirten erwiesen. Es ist bezeichnend, dass sie nicht darüber nachdenken wollen, wie sie die zerrütteten Ehen sanieren oder besser noch vor der Zerrüttung bewahren können, dass sie vielmehr einfach das Unrecht Recht nennen. Darum schreibt ihnen der Prophet Jeremia ins Stammbuch: „Den Verächtern meines Wortes verheißten sie: ‚Euch wird Heil zuteil‘. Wer seines Herzens Starrsinn folgt, dem sagen sie: ‚Über euch bricht kein Unheil herein‘“ (Jer 23, 17). Ihnen genügt es, wenn die Menschen sie loben und als mutig bezeichnen, auch wenn hier von Mut keine Rede sein kann und wenn sie dafür gelobt werden, dass sie ihren Auftrag verraten haben.

Wenn wir mit allen gut Freund sind, dann müssten wir eigentlich unruhig werden, denn dann haben wir uns vielleicht schon so angepasst, dass wir unsere eigentliche Berufung verraten haben. Das lehrt uns das Leben der

Apostelfürsten, das lehrt uns schließlich die ganze Geschichte der Kirche. Wenn wir mit allen gut Freund sind, dann ist das der sicherste Beweis dafür, dass wir nicht recht liegen.

Im Alten Testament ist das entscheidende Kriterium des echten Propheten, dass er den Kopf hinhält und sich nicht selber schont, dass er also nicht das sagt, was alle gern hören, und dass er nicht einfach nur mit den Wölfen heult.

Die Klage des Propheten Ezechiel trifft für die Gegenwart nicht weniger zu als für das vorchristliche Israel: „Wie Schakale in den Ruinen sind deine Propheten, o Israel, ihr stiegt nicht in die Bresche hinein noch zogt ihr ein Mauerwerk um das Haus Israels, damit es im Streit am Tag des Herrn bestehen kann“ (Ez 13, 4 f). Diese Propheten bestärkten damals die Übeltäter im Bösen, sie sprachen nicht von Sünde und beruhigten die Gewissen.

In unserer Zeit fehlt es an echten Propheten, an Christen, die unbeirrt den Auftrag Gottes ausrichten, die nicht beschwichtigen, sondern unruhig machen. Es gibt sie, aber zu wenige, da liegt das eigentliche Problem des Priestermangels.

Der Hunger nach dem Wort Gottes, der Hunger nach der Wahrheit ist im Grunde schon da, verdeckt unter der Oberfläche, aber es fehlt an solchen, die sie glaubhaft bezeugen.

Die Apostelfürsten und die großen Märtyrergestalten am Beginn des Christentums sind uns allen, Hirten und Gläubigen, eine Mahnung, dass wir nicht unsere prophetische Aufgabe verfehlen, weil wir uns vor den Menschen fürchten oder weil wir uns selbst empfehlen wollen. Das Martyrium ist der Ernstfall des Glaubens und seiner Verkündigung. Aus ihm ist die

Kirche Christi hervorgegangen. Hätten die Apostelfürsten und viele, die am Anfang der Kirche ihren Spuren gefolgt sind, hätten sie sich angepasst, geschwiegen oder alles widerrufen, dann wären sie einige Jahre später gestorben, an irgendeiner Krankheit, aber sie wären ehrlos gestorben, als Verräter an der Wahrheit, ehrlos in den Augen Gottes auf jeden Fall. Das Christentum hätte sich in der antiken Welt nicht durchgesetzt ohne die große Zahl seiner Blutzugeen. Wenn wir wirklich an unsere Berufung glauben, dann werden wir uns nicht schonen. Das darf nicht nur geschehen im Rausch einer augenblicklichen Begeisterung, sondern muss in der Treue im Kleinen geübt werden. Auch heute geht es um Sein und Nichtsein, nicht viel anders als am Beginn der Geschichte der Kirche. Amen-

## 14. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DENN IN SEINER HEIMAT WIRD DER PROPHET VERACHTET“

Es ist merkwürdig, dass die Menschen immer geneigt sind, Gott auszuweichen, sich ihm zu entziehen und zu verweigern. Das ist nicht erst heute so, das war im Grunde nie anders. Wir sehnen uns nach Gott, aber gleichzeitig fliehen wir vor ihm. Der Mensch, der eigentlich auf Gott hin erschaffen ist, hatte stets die Tendenz, Gott aus dem Wege zu gehen und sich ihm zu widersetzen, sich ihm gegenüber zu emanzipieren.

Ein Schriftsteller unserer jüngsten Vergangenheit hat einen Roman geschrieben mit dem Titel „Der Mensch in der Revolte“ (Albert Camus). Das ist genau unsere Situation: Wir revoltieren gegen Gott. Viele revoltieren heute gegen Gott, heute vielleicht mehr als je zuvor, weil es dem Zeitempfinden so gefällt, weil es modern ist, weil die Modernität immer eine unvorstellbar starke Sogwirkung auf einen Großteil der Menschen hat. Die

Revolte gegen Gott erfolgt auf vielfältige Weise, direkt oder indirekt. Heute richtet sie sich vielfach gegen den Statthalter Christi auf Erden, man nimmt dabei gar Gottes Autorität in Anspruch.

Der Revolte gegen Gott liegt die unausgesprochene Meinung zugrunde, Gott wolle dem Menschen seinen Platz streitig machen, er wolle ihm sein Glück rauben.

Die Flucht des Menschen vor Gott, sein Trotz, seine Opposition und sein Widerspruch gegen ihn, das ist das entscheidende Thema des Alten Testaments, es durchzieht alle Bücher des Alten Testaments wie ein Leitmotiv. Gegen diese Tendenz führten die alttestamentlichen Propheten einen geradezu verzweifelten Kampf. Der Prophet Ezechiel - er lebte und wirkte im 6. vorchristlichen Jahrhundert, er wurde damals mit nach Babylon verschleppt - klagt einmal im Namen Gottes mit den Worten: „Bis zu diesem Tag haben sie sich gegen mich erhoben, sie und ihre Väter“ (Ez 2, 3). Diesen Widerspruch hat auch Jesus erfahren, nicht nur in seiner Heimatstadt. Wenngleich er eine Weile Gehör gefunden hat, so war diese Anerkennung doch nicht von Dauer. Mehr und mehr ereilte ihn das Schicksal der Ablehnung, wohin er auch kam, bis man schließlich den grausamen Kreuzestod über ihn verhängte.

Immer ist der Mensch geneigt, dem Gottesdienst den Götzendienst vorzuziehen, von dem einen Gott sich abzuwenden und Götzen, Götter, die er selbst erdacht und gemacht hat, zu verehren. Dieser Widerspruch erfolgt in Worten, aber mehr noch in Taten. Es geht hier um die Autonomie des Menschen, um seine Selbstbestimmung, die mehr ist für ihn als eine „heilige Kuh“. Gott nimmt uns jedoch nicht die Freiheit, vielmehr schenkt und garantiert er sie uns. Darum gibt es kein glückliches Leben ohne Gott, vordergründig ja, aber nicht wirklich und dauerhaft.

Dass Gott uns nicht die Freiheit nimmt, dass er sie uns vielmehr schenkt und sie uns garantiert, das sehen wir etwa im Blick auf die totalitären Regime, stets etablieren sie sich in Frontstellung gegen Gott und gegen jede Religion. Und, wir erleben es heute, auch in unseren Breiten: In dem Maß, in dem sich unsere Welt von Gott abwendet, ist unsere Freiheit gefährdet, breiten sich totalitäre Tendenzen aus.

Weil der Mensch auf Gott hingeordnet ist, darum kann nur Gott ihn glücklich machen, darum gibt es letztlich kein Glück für uns ohne Gott, weder in dieser Welt noch in der jenseitigen. Das kann man den Menschen jedoch nur schwerlich klar machen, vor allem den Menschen unserer Tage. Immer wieder empfinden sie Gott und seine Gebote als Fesseln, immer wieder sehen sie in Gott einen Konkurrenten ihres Glücks. Das ist jedoch ein verhängnisvoller Irrtum, der umso verhängnisvoller ist, als die öffentliche Meinung ihn in ihrer strukturellen Intoleranz nicht einmal als Gedanken zulässt.

Letzten Endes gibt es für uns nur zwei Möglichkeiten: Entweder dienen wir Gott, oder wir dienen den Götzen. Allein, die Götzen versklaven uns letztlich, sie nehmen uns im Grunde immer die Freiheit, die wir so sehr behaupten, und mit ihr die Freude am Leben.

Der Kampf zwischen Gut und Böse ist das große Thema der Geheimen Offenbarung, des letzten Buches der Heiligen Schrift des Neuen Testaments. Der heilige Augustinus spricht von dem Kampf zwischen den zwei Reichen, der die ganze Geschichte durchzieht.

Auch die Gottlosigkeit, der Atheismus, ist im Grunde Götzendienst, der theoretische wie auch der praktische. Zudem: Immer, wenn der Mensch den wahren Gott verlässt, wendet er sich Götzen zu. Diese Götzen sind die

geschaffenen Dinge. Das kann ein Mensch sein, das können die materiellen Güter sein, das kann das eigene Ansehen sein, die persönliche Anerkennung, die Ehre, die einem entgegengebracht wird, das kann endlich die Lust der Sinne sein, das Vergnügen oder das ganz vordergründig und oberflächlich verstandene Glück, eben das, was wir mit dem neuheidnischen Terminus Selbstverwirklichung bezeichnen.

Wir sind stets geneigt, den Schöpfer als den letzten Grund aller Dinge zu verlassen und uns den vergänglichen Dingen zuzuwenden, an die Stelle der Wirklichkeit schlechthin - das ist Gott - Illusionen zu setzen. Wir denken, dass wir so unser Menschsein retten, unsere Freiheit bewahren und das Glück finden, verlieren dabei aber das eine wie das andere.

Wenn der Mensch sich von Gott abwendet, dann wendet sich schließlich auch Gott von ihm ab. Damit aber zerstört der Mensch sich selbst und seine Welt.

Dagegen hält man heute immer wieder die These, dass Gott uns so liebt, wie wir sind und dass wir aus der Liebe Gottes nicht herausfallen können. Diese These ist jedoch ein Irrtum, sie ist wider die Vernunft und wider den Glauben.

Aber warum will der Mensch sich stets Gott entziehen, um so sein Heil mit dem Unheil zu vertauschen? Da ist sicherlich viel Dummheit dabei, aber letztlich ist das ein Geheimnis, eine Tatsache, die wir nicht erklären können. Die Heilige Schrift spricht von dem Geheimnis der Bosheit (2 Thess 2, 7), das uns im Bezug auf den Menschen auf die Ursünde verweist.

Dieser Sachverhalt, die Macht des Bösen, darf uns nicht zur Resignation verführen. Der Kampf des alttestamentlichen Propheten, das Beispiel Jesu

und die eigene Einsicht müssen uns immer wieder Anlass sein, dass wir uns selbst bewusst Gott zuwenden und dass wir die Menschen zu Gott zurückführen, sie zur Bekehrung bewegen und das Wort Gottes gegen die Worte der Menschen setzen, wo immer uns die Gelegenheit dazu gegeben ist. Von unserer Hinwendung zu Gott und von unserer Hinführung der Menschen zu Gott hängt vieles ab, unsere Freiheit und unser Menschsein und ein wirklich glückliches Leben, aber nicht zuletzt auch unser ewiges Schicksal.

Unsere Hinwendung zu Gott und auch unsere Hinführung der Menschen zu Gott ist eine existentielle Frage in unseren Tagen, da wir, nüchtern gesprochen, einer dunklen Zukunft entgegengehen. Der innere Friede ist wie auch der äußere Friede aufs Schwerste bedroht. Und die Kirche, sie könnte hier ihre ureigene Aufgabe erfüllen, wenn sie nicht innerlich so sehr zerrissen wäre und wenn nicht allzu viele sich mit den äußeren Feinden der Kirche verbündet hätten und sich weiter verbünden würden, letztlich deswegen, weil ihr religiöses Leben stagniert. Da muss ein jeder von uns, dem die Einsicht gegeben ist, in die Bresche springen.

Betroffen ist von der allgemeinen Krise unserer Tage vor allem die Jugend. Sie ist weithin entwurzelt, aber nicht nur sie ist es. Der entwurzelte Mensch, der schamlos und hemmungslos geworden ist, der jede Orientierung verloren hat, der weder Charakter noch Vernunft hat, wer wird ihn noch bändigen in seiner Grausamkeit?

Unser Zeugnis für Gott muss vor allem ein Zeugnis des Lebens sein, in dem wir uns nicht beirren lassen. Der Mensch braucht Gott, um die Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht zu finden. Aber Gott braucht auch Menschen, die seine Gnade annehmen und die ihm die Menschen zuführen. Amen.

## 15. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„JESUS RIEF DIE ZWÖLF ZU SICH UND SANDTE SIE AUS“

Das Evangelium des heutigen Sonntags wendet sich in erster Linie an jene, die in der unmittelbaren Nachfolge der Zwölf stehen, an die Priester und Bischöfe. Aber nicht nur, denn die Verantwortung für das Wort Gottes und für seine Gnade ruht letzten Endes auf allen, die getauft und gefirmt sind. Durch Taufe und Firmung wird das allgemeine Priestertum der Gläubigen begründet, das auf das besondere Priestertum hingeordnet ist. Die Kirche lebt dabei von dem Verantwortungsbewusstsein aller Gläubigen für das Ganze, ob sie dabei eine besondere Aufgabe erfüllen oder nicht, ob sie sozusagen primär Verantwortung tragen oder sekundär. Christus sagt: „Ihr seid das Salz der Erde (Mt 5, 13). Das gilt für alle. Zudem können die Gläubigen den Amtsträgern Vorbilder sein durch ihren Eifer, sie können sie aneifern und sie durch ihren Eifer stützen, wenn nicht gar in heilsamer Weise beschämen.

Daher ergehen die drei Appelle, die in der Aussendung der Zwölf durch Jesus in unserem Evangelium enthalten sind, nicht nur an die Amtsträger in der Kirche, sondern an einen jeden von uns, wenn auch in abgeschwächter Weise.

Sie lauten: Erstens, wir müssen Christus zu den Menschen bringen und mit ihm das Reich Gottes aufbauen in dieser unserer Welt, dazu sendet uns der Herr selber aus als seine Boten. Zweitens, wer Christus und seine Botschaft vertritt, muss anspruchslos sein, so wie er, Christus, anspruchslos gewesen ist. Und drittens, der Bote Christi darf sich in seinem apostolischen Einsatz nicht durch Misserfolge einschüchtern lassen.

Christus sendet uns in die Welt und zu den Menschen. Wir alle tragen Verantwortung für Gott, für Christus, für seine Kirche und für die Menschen. Das gilt heute mehr denn je, wo nicht wenige in diesem Punkt versagen, im besonderen Priestertum wie auch im allgemeinen.

Wir müssen feststellen, dass das Verantwortungsbewusstsein in unserer Zeit allgemein nicht gerade sehr groß ist, nicht nur im weltlichen Bereich, auch im religiösen. Im religiösen Bereich ist das Interesse bei allzu vielen zudem sehr gering und tendiert das Wissen bei allzu vielen stark nach Null. Eine Folge davon ist die verbreitete Meinung, im Religiösen müsse jeder selber sehen, wie er zurechtkomme und im Übrigen könne jeder nach seiner eigenen Fassung selig werden.

Auch das allgemeine Priestertum ruft uns in die Verantwortung für den Glauben, für Christus und für die Kirche. Wer sich nicht um das Heil der anderen kümmert, verliert das eigene. Zumindest muss diese seine Sorge ihren Ausdruck finden im Gebet.

Selbst wenn der Auftrag Gottes nicht ausdrücklich an uns ergangen wäre, er ist es aber, selbst wenn er nicht ausdrücklich an uns ergangen wäre, wenn ich eine Überzeugung gefunden habe, so darf ich sie nicht in meinem Herzenskammerlein verbergen, wobei der Glaube nur dann heilshaft ist für uns, wenn er uns zur Überzeugung geworden ist. Die Wahrheit nimmt mich stets in Pflicht, bei aller Toleranz. Toleranz, ja, aber sie gilt nicht dem Irrtum, sondern dem Irrenden, nicht der Irrtum soll toleriert werden, sondern der Irrende.

Für die Wahrheit müssen wir kämpfen, für sie müssen wir uns einsetzen, erst recht, wenn sie die letzten Fragen des Menschen und seines Lebens

betrifft und wenn sie von vielen missachtet oder zurückgewiesen wird. Das ist eine grundlegende sittliche Pflicht.

In dieser Hinsicht beschämen uns oft die Ideologen und die Sektierer in ihrem Eifer. Gerade heute haben die Lüge und der Irrtum, hat das Böse bessere Propagandisten als die Wahrheit und das Gute. Und ihr Erfolg ist groß, nicht zuletzt deshalb, weil viele von uns sich so wenig der Verantwortung bewusst sind, die sie vor sich selber und vor Gott tragen.

Weil so viele hinsichtlich der Wahrheit in Lethargie versinken, deshalb eskaliert die Lüge in unserer Welt, oft auch bei denen die berufen sind, den zu bezeugen, der sich als den Weg, die Wahrheit und das Leben bezeichnet hat.

Wenn wir unserer Verantwortung vor Gott, vor Christus, vor der Kirche und vor den Menschen oft nicht gerecht werden, so ist das im Grunde deshalb so, weil wir allgemein unsicher geworden sind, weil unser Glaube so schwach geworden ist und weil wir ihn so wenig ernst nehmen oder auch weil wir den an sich guten Gedanken der Freiheit überspitzen und uns allzu sehr vor dem Vorwurf der Intoleranz fürchten.

Heute nennt man die, die den Glauben ernst nehmen und ihn authentisch zu leben versuchen, nicht selten in böser Polemik „Hardliner“. Dieses Faktum müsste doch eigentlich dem Letzten die Augen öffnen.

Die Entfremdung vieler Kinder und Jugendlicher und der Menschen überhaupt von der Kirche darf uns nicht gleichgültig lassen, denn ohne das Wort Gottes und seine Gnade ist das Leben auf Sand gebaut. Wo der Mensch nur für diese Welt lebt, da betreibt er seinen Untergang.

Ein Zweites ist die Anspruchslosigkeit der Boten Gottes. Die Botschaft Gottes und der Kirche kommt heute deswegen so schlecht an, weil wir alle uns von der Welle des Konsumdenkens haben überrollen lassen und weil das Opfer für allzu viele ein Fremdwort geworden ist. Was alles brauchen wir heute. Wie sehr sind wir heute versklavt an tausend Annehmlichkeiten. Die Rückkehr zu einem einfachen Leben ist ein Gebot der Stunde. Die Verkündigung der himmlischen Güter wird unglaublich, wenn die zeitlichen uns so wichtig erscheinen. Wir müssen wieder Opfer, Verzicht und Selbstbeherrschung von uns fordern, das ist eine entscheidende Voraussetzung für unser Zeugnis für die Ewigkeit. Die satten und etablierten Apostel waren zu allen Zeiten ein Ärgernis für die Menschen.

Eine dritte Mahnung noch ergeht an uns durch das Evangelium des heutigen Sonntags, nämlich die Mahnung durchzuhalten, sich nicht durch Misserfolge entmutigen zu lassen. Die Entmutigung ist stets auch ein Zeichen für den Mangel an Selbstlosigkeit. Wichtiger als dass wir Gehör finden, ist es, dass wir geredet haben, dass wir Gott und der Wahrheit unsere Stimme geliehen haben und dass wir aus der Wahrheit gelebt haben.

Das soll nicht heißen, dass wir mit der Tür ins Haus fallen und alle Regeln der Klugheit hinter uns lassen dürften, aber wir müssen reden von der Wahrheit, wir dürfen nicht schweigen, wo Böses geschieht und wo die Lüge sich ausbreitet. Das Wort Gottes muss verkündet und bezeugt werden, ob man es hören will oder nicht. Worauf es ankommt, ist, dass der Wahrheit und dem Guten die Ehre gegeben wird - immer ist die Wahrheit das Gute.

Gott wird einmal das Urteil sprechen über uns, wenn wir die Wahrheit verkündet und gelebt haben, und über jene, die nicht hören und auch nicht sehen wollten.

Die Verantwortung für Gottes Werk in der Welt, für die Kirche, für sein Wort und für seine Gnade tragen wir alle. Sie ist umso dringlicher, je schwieriger die Situation der Kirche wird, je mehr Menschen sich abwenden von ihr und die Wahrheit verraten. Das Zeugnis für die Wahrheit Gottes ist jedoch nur dann wirksam, wenn die Zeugen anspruchslos sind, wenn sie nicht auf der einen Seite von der Ewigkeit reden und sich auf der anderen Seite mit allen Kräften an die Zeitlichkeit binden. Die Zeugen brauchen aber nicht auf den Erfolg zu schießen. Im Vertrauen auf Gott dürfen sie gegebenenfalls den Staub von ihren Füßen abschütteln und weiterziehen, denn das letzte Wort hat Gott. Um tapfer und klug unserer apostolischen Aufgabe genügen zu können, bedürfen wir des Heiligen Geistes und seiner Gaben.

Die Bitte um den Heiligen Geist und seine sieben Gaben sollte stets die Mitte unseres Betens sein. Ein Gebet um den Heiligen Geist und um seine Gaben sollte ein fester Bestandteil unseres Morgengebets sein. Amen.

## 16. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „SIE WAREN WIE SCHAFE OHNE HIRTEN“

Das Bild von dem Hirten und von den Schafen - am heutigen Sonntag bestimmt es die Lesung und das Evangelium - nimmt eine zentrale Stelle im Alten wie auch im Neuen Testament ein.

Im Alten Testament werden die Führer des Volkes als Hirten bezeichnet, vor allem die Könige, aber nicht nur sie, auch die Propheten und eigentlich alle, die vor Gott Verantwortung tragen im Blick auf sein heiliges Volk. Das ist zunächst nicht sonderlich originell für Israel, denn im ganzen Alten

Orient und auch bei Griechen und Römern wurde in vorchristlicher Zeit das Hirtenbild auf Könige und Herrscher angewandt. Israel versteht sich jedoch als die „Herde Gottes“ im Kontext seines einzigartigen Monotheismus. Dabei ist der Gedanke bestimmend, dass Gott sich durch irdische Hirten vertreten lässt, durch Hirten, die an seiner Statt seine Herde weiden.

In Psalm 22 besingen wir noch heute Gott als den Hirten seines Volkes, und in Psalm 94 beten wir: „Wir aber sind das Volk seiner Weide, die Herde von seiner Hand geführt“ (Ps 94, 7). Und es kommt darauf an, dass wir auf die Stimme des Hirten hören, so der Gedankengang des 94. Psalms, und nicht unsere eigenen Wege gehen und dass wir im Heute vor Gott leben (94, 8 f).

Weil Gott der eigentliche Hirt des Volkes ist, deshalb sind die Führer des Volkes und alle, die an ihrer Verantwortung teilhaben, Hirten in einem abgeleiteten Sinn. Dabei unterscheidet schon das Alte Testament gute und schlechte Hirten.

Im Neuen Testament ist Christus der gute Hirt, der „Pastor bonus“, in der griechischen Sprache des Neuen Testamentes ist er „ho poimen ho kalos“ (Joh 10, 11. 14). Der gute Hirt, der ein Schaf auf seinen Schultern trägt, ist die älteste Christusdarstellung in der christlichen Kunst. Nicht selten finden wir dieses Motiv in den Katakomben, in denen die Christen in Zeiten der Verfolgung Zuflucht gesucht haben. Der gute Hirt kennt die Schafe, er ruft sie einzeln beim Namen. Bis zur Hingabe des Lebens setzt er sich für sie ein, im Unterschied zu dem Mietling (vgl. Joh 10, 11 - 18). Auch hier haben wir die Vorstellung von den schlechten Hirten, die statt die Schafe zu weiden, sich selber weiden.

Wenn Jesus sich als den guten Hirten bezeichnet, ist das nicht zuletzt ein Hinweis auf sein göttliches Selbstbewusstsein, seine Identifikation mit dem Gott des Alten Bundes. Darum heben seine Gegner Steine auf, darum sehen sie diesen seinen Anspruch als Gotteslästerung an (Joh 10, 22- 31).

Das Bild von dem guten Hirten erhält einen gewissen Gegenpol in dem Bild von dem Lamm Gottes, in dem Jesus, der gute Hirt, als makelloses Lamm erscheint, das zur Vergebung der Sünden geopfert wird.

Schon früh wurden die Bischöfe als Hirten, als „pastores“ bezeichnet, und mit ihnen die Priester, die an Christi Statt das Wort Gottes verkünden und die Sakramente spenden. Heute nennen wir die Bischöfe in Unterscheidung von den Priestern die Oberhirten. Die einen wie die anderen stehen an Christi Statt. Das wird deutlich, wenn im 1. Petrusbrief (5, 4) Christus als der oberste Hirte bezeichnet wird.

Immer lässt Gott sich vertreten durch Menschen, durch Unterhirten. Das gilt für das Alte wie für das Neue Testament. Aber schon im Alten Testament tadelt Gott sie durch den Propheten Jeremia in der Lesung des heutigen Sonntags, weil sie sich nicht um die Schafe kümmern, weil sie die Schafe Gottes zugrunde richten, weil sie sie zerstreut und versprengt und sich durch sie bereichert haben. Sie fliehen, wenn der Wolf kommt, sie lassen die Schafe durch die Wölfe zerreißen und denken nicht daran, sich vor die Schafe zu stellen. Wer höher steht, kann tiefer fallen. Gott aber wird sie zur Rechenschaft ziehen.

Im Blick auf die Hirten, die sich nicht um die Schafe kümmern und um deren Wohlergehen, heißt es im heutigen Evangelium: Jesus erbarmte sich der vielen Menschen, die auf ihn warteten, weil sie wie Schafe ohne Hirten waren. Der Gedanke der Schafe ohne Hirten, der Schafe ohne gute Hirten,

ist so etwas wie ein Topos, er begegnet uns wiederholt schon im Alten Testament, nicht nur bei dem Propheten Jeremia.

In all diesen Fällen sind der Glaube und die Dienstbereitschaft der Hirten mangelhaft. Darum sinnt Gott darauf, sie zu ihrem ursprünglichen Idealismus zurückzuführen, dass sie die Schafe nicht mehr in Dienst nehmen für ihre eigenen Interessen, dass sie wissen, dass sie als Hirten im Dienst Gottes stehen und dass es gilt, dass sie ihm selbstlos die Schafe zuführen. Sie versündigen sich am Volk Gottes, hier am Volk Gottes des Neuen Bundes, durch Eigennutz und Gewissenlosigkeit. Sie haben Christus verlassen, den, der selbstlos sein Leben hingegeben hat für seine Schafe, und sein Vorbild verachten sie. Ihr Interesse an den Schafen ist geheuchelt und vorgetäuscht. Heute haben wir solche Hirten in Menge, Gott sei es geklagt.

Die Mietlinge, so werden sie genannt, machen den Schafen nicht nur vor, dass sie an ihnen interessiert sind, sie tragen ihnen auch einen Glauben vor, der gar nicht der ihre ist, wenn sie ihn nicht gar von Grund auf verfälschen, und sie verkünden ihnen da die Vergebung, wo es vor Gott keine Vergebung gibt - die Vergebung setzt die Umkehr voraus. Das Merkwürdige ist nun aber, dass gerade sie heute die Wertschätzung vieler finden, mehr noch als jene, die es ehrlich meinen und die der Wahrheit die Ehre geben. „Die Welt will betrogen sein“, heißt es in der spätmittelalterlichen Moralsatire „Das Narrenschiff“ des Sebastian Brant, „mundus vult decipi“.

Wir sind keine professionellen Hirten, aber wir alle sind berufen und verpflichtet, die Hirten zu unterstützen. Die professionellen Hirten, das sind die Priester und Bischöfe, professionell in diesem Sinne wird man in der Kirche Christi durch die Priesterweihe. Aber alle, die durch die Taufe und die Firmung zum allgemeinen Priestertum geweiht wurden, tragen Mitverantwortung in der Kirche. Das besondere Priestertum ruht im allgemeinen

Priestertum. „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk“, heißt es im 1. Petrusbrief (1 Petr 2, 9). Ein wenig von der Verantwortung für die Schafe, wie sie den Amtsträgern zukommt, kommt daher auch einem jeden von uns zu. Wir tragen mit an der Verantwortung für die Herde Gottes, damit aber auch an der Verantwortung für die Hirten.

Auch darauf muss an dieser Stelle verwiesen werden, dass nicht nur die Hirten die Schafe enttäuschen können, sondern auch die Schafe die Hirten, und dass nicht selten die Schafe Mitschuld tragen an der Untreue der Hirten.

Die Glaubwürdigkeit der Hirten, das ist heute das entscheidende Problem, die Glaubwürdigkeit der Hirten und ihr ehrlicher Einsatz.

Darum erging kürzlich die Mahnung des Heiligen Vaters, dass die Kirche sich um die Entweltlichung bemühen muss. Es geht hier darum, dass die Hirten an Christus, dem „guten Hirten“, das Maß nehmen. Die Verweltlichung ist das entscheidende Unheil, das auf der Kirche lastet und sie lähmt. An keinem von uns geht sie spurlos vorüber. Sie fordert daher einen jeden von uns heraus.

Wir entgehen der Verweltlichung in erster Linie durch die Verinnerlichung unseres Glaubens und unserer Glaubenspraxis, durch die Kultivierung unseres Gebetslebens. Das Gebet ist die erste Antwort auf den Glauben, das private Gebet, das in enger Verbindung mit dem Kult der Kirche, mit der heiligen Liturgie, stehen muss, die ohne das Gebet der Gläubigen und der Hirten zu einem oberflächlichen Betrieb wird, wie wir das heute allzu oft im Alltag erfahren. Seit eh und je betrachtete die Kirche die Danksagung nach der Feier der heiligen Messe als ein wesentliches Element für deren

Innerlichkeit. An sie sollten wir uns gewöhnen. Das gilt für die Hirten nicht weniger als für die Herde. Amen.

## 17. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DAS IST WIRKLICH DER PROPHET, DER IN DIESE WELT  
KOMMEN WIRD“

Die wunderbare Brotvermehrung will die göttliche Macht Jesu zeigen. Darüber hinaus will sie ein Gleichnis sein. Das natürliche Brot, das das leibliche Leben nährt, will uns zum übernatürlichen Brot der Seele führen, zum Geheimnis der Eucharistie. Die wunderbare Brotvermehrung ist von daher eine Vorausdarstellung des eucharistischen Opfermahles. Die natürliche Speisung der 5000 will uns hinführen zur übernatürlichen Speisung der Millionen, die heute - 2000 Jahre später - in aller Welt am Tisch des Herrn das Brot des Lebens empfangen. Das ist das größere Wunder, Christus, die wunderbare Speise der Seelen. Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche - das Hintergründige ist immer bedeutsamer als das Vordergründige. Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche, denn sie schenkt uns das ewige Leben. Deshalb ist es angemessen, dass wir bei der Brotbitte im Vaterunser in erster Linie an diese übernatürliche Speise der Seele denken. Sie kann uns allerdings nur dann das ewige Leben vermitteln, wenn wir sie im Geist des Glaubens empfangen. Dieser Glaube ist jedoch vielfach verloren gegangen, der Glaube im Allgemeinen und der Glaube an das eucharistische Geheimnis im Besonderen.

Angesichts des eucharistischen Geheimnisses zeigt sich der Glaubensverfall unserer Tage denen besonders schmerzlich und verhängnisvoll, die sich diesem Prozess widersetzen. Der häufige Empfang der heiligen Kommunion, der an sich gut ist, ist in sehr vielen Fällen ohne Wirkung, weil er ohne

Glauben, weil er ohne innere Ergriffenheit erfolgt, weil allzu viele die eucharistische Speise im Grunde mit natürlichem Brot verwechseln und darin bestenfalls nichts anderes sehen als ein Symbol für den Leib Christi, als ein Sinnbild für den auferstandenen Herrn, weil sie darin also nicht mehr die Wirklichkeit des auferstandenen Christus sehen und erkennen.

Der Glaube an die Gegenwart Christi im Geheimnis des allerheiligsten Altarssakramentes hat sich abgenutzt. Dass in der heiligen Wandlung das Brot und der Wein wirklich verwandelt werden in Christi Fleisch und Blut und dass damit das Geheimnis des Kreuzes gegenwärtig wird, das bekennen zwar viele noch mit dem Mund, aber im Herzen glauben es immer weniger Menschen. Sonst würde unsere Welt angesichts der vielen Kommunionen, die auch heute noch, die immer noch allsonntäglich empfangen werden, ein anderes Gesicht haben. Vor allem ist es die Routine, die den Glauben an das eucharistische Geheimnis getötet hat, bei Priestern und Gläubigen. Wenn der Glaube aber abgestorben ist, dann ist das Sakrament unwirksam. Man sieht das bereits an der Haltung vieler Kommunikanten. Bei vielen hat man den Eindruck: Sie wissen gar nicht mehr, was sie dort erhalten. Der leichtfertige Umgang mit dieser Speise ist ein Anzeichen für den fehlenden Glauben, und wenn der Glaube noch vorhanden ist, bei solchem Umgang mit dieser Speise geht ihm bald die Luft aus.

Die Ehrfurcht ist die Voraussetzung für den Glauben und für das Wirksamwerden des Glaubens. Das gilt allgemein, das gilt besonders für das Altarssakrament. Durch sie kann man unter Umständen gar den verloren gegangenen Glauben wieder zurückgewinnen.

Vor über 1500 Jahren schreibt der Kirchenvater Johannes Chrysostomus († 407): „Niemand trete gleichgültig hinzu (zur Eucharistie), niemand lässig, alle voll Feuer, voll Begeisterung, voll Eifer“ (vgl. Homiliae in Matthaëum,

82, 4). An anderer Stelle lesen wir bei dem gleichen Kirchenvater: „Auch Judas hat damals am geheimnisvollen Mahl teilgenommen, aber unwürdig, und dann ist er hinausgegangen und hat den Herrn verraten ... das sage ich euch nicht, um euch abzuschrecken, sondern um euch vorsichtiger zu machen“ (Homiliae de prodicione Judae, 6).

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist die eucharistische Nüchternheit, die als Gebot inzwischen auf eine Stunde reduziert ist. Das heißt aber nicht, dass es nicht einen guten Sinn hat, weiterhin die eucharistische Nüchternheit auszudehnen. Es ist ein Zeichen für eine veräußerlichte Frömmigkeit, wenn man meint, man müsse vor jeder heiligen Messe, in der man die heilige Kommunion empfängt, ausgiebig frühstücken. Die Erleichterungen sind nicht verpflichtend.

Ein anderes Zeichen der Ehrfurcht ist die Kniebeuge, die wir vor dem Allerheiligsten machen. Ein Pfarrer sagte den Ministranten vor einem ökumenischen Gottesdienst: Heute braucht ihr keine Kniebeuge zu machen! Eine seltsame Form von Rücksichtnahme! Oder ist es mehr noch als das?

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist auch das Stillschweigen, das wir in unseren Kirchen einhalten - beinahe muss es richtiger heißen: bisher oder früher eingehalten haben.

Die Gegenwart des eucharistischen Herrn unterscheidet die katholischen Kirchen von den evangelischen, und zwar zutiefst. Das müsste man merken an unserem Verhalten. Wir nennen unsere Kirchen noch immer Gotteshäuser. Und sie sind es im wahrsten Sinne des Wortes.

Zeichen der Ehrfurcht sind endlich die Vorbereitung auf die heilige Kommunion und die Danksagung. Ob man zur heiligen Kommunion geht, das

kann man nicht von dem Augenblick abhängig machen. Das muss man schon vor dem Beginn der heiligen Messe überlegen. Und wenn es einem nicht gelungen ist, die heilige Messe gut mitzufeiern oder wenn man sich während der heiligen Messe noch geärgert hat oder wenn man von starken Zweifeln gequält wurde, dann sollte man lieber dieses Mal zurückbleiben.

Der Vorbereitung entspricht die Danksagung. Ein Gast, mit dem man nicht spricht, den nimmt man nicht ernst. Für die Danksagung empfehlen sich vor allem die Psalmen. Warum sollte man nicht den einen oder anderen der Psalmen auswendig lernen? Dann hätte man ein größeres Reservoir an Gebeten.

Aber auch das wortlose Staunen angesichts der Größe Gottes könnte eine gute Danksagung sein. Dazu bedarf es aber der äußeren Stille. Und wir brauchen dafür ein wenig Zeit. Diese können wir im Gottesdienst finden, oder - auch das ist durchaus sinnvoll - wir können nach der heiligen Messe noch ein wenig im Gotteshaus verweilen.

Jene, die die eucharistische Speise für alle fordern, unabhängig von ihrer inneren Disposition, sie wissen gar nicht mehr, was sie darstellt. Der heilige Paulus erklärt: „Wer unwürdig diese Speise genießt, der isst und trinkt sich das Gericht“ (1 Kor 11, 29). Kurz zuvor stellt er fest: „Wer unwürdig dieses Brot isst und den Kelch des Herrn trinkt, der wird schuldig am Leib und am Blut des Herrn“ (Vers 27). Was hat er also davon, wenn er gedankenlos mit nach vorn rennt? Oder aus Trotz das fordert, was ihm nicht zusteht, was ihm den Zorn Gottes einträgt? Die Menschen kann man täuschen, Gott aber nicht.

Charakteristisch ist es indessen für unsere Zeit, dass solche simplen Zusammenhänge zuweilen nicht einmal mehr von Bischöfen verstanden wer-

den und wenn gar sie sich zu Sprechern von Forderungen machen, die niemand erfüllen kann, auch nicht der Heilige Vater, weil sie den Glauben verletzen. Was sie damit erreichen, ist, dass sie den Massenmedien Gelegenheit geben, den Heiligen Vater zu desavouieren.

Es ist besser, das Sakrament der Eucharistie nicht zu empfangen, als es ohne Glauben und ohne Ehrfurcht und ohne die rechte Disposition zu empfangen. Das Sakrament der Eucharistie ist ein zartes Geheimnis, es ist leicht zerbrechlich, und es ist unwirksam, wenn wir gleichgültig hinzutreten und lässig, ohne Feuer, ohne Begeisterung und ohne Eifer. Ja, wir löschen schließlich den letzten Funken des Glaubens, wenn wir uns gleichgültig des Sakramentes bemächtigen. Bei der Brotbitte des Vaterunsers sollten wir in erster Linie an die himmlische Speise denken. Wir sollten Gott bitten, dass wir sie immer gläubig und ehrfürchtig und von daher wirksam empfangen. Amen.

## 18. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „ICH BIN DAS BROT DES LEBENS“

Was dem Evangelium des heutigen Sonntags vorausgeht, ist Folgendes: Jesus hat 5000 Menschen wunderbar gespeist, und diese wollen ihn zum König machen, zu einem irdischen König. Darum zieht er sich zurück, jedoch ohne Erfolg. Die Menge sucht ihn und findet ihn, und er führt ein Gespräch mit ihr im Anschluss an das Wunder, das er gewirkt hat. Dieses Gespräch ist der eigentliche Inhalt unseres Evangeliums. Wir wollen ein wenig bei ihm verweilen und es auf unser Leben anwenden, indem wir uns zwei Fragen stellen. Die erste Frage: Wie reagiert Jesus auf das Ansinnen

der Menge, ihn zum König zu machen? Und die zweite Frage: Mit welchen Worten tut er das?

Auf das für ihn indiskutable Ansinnen der Massen, ihn zum König zu machen, reagiert Jesus ablehnend, jedoch mit überwältigender Güte und Geduld. So tut er es immer in den wenigen Jahren seines öffentlichen Wirkens. Dabei lässt er sich durch Misserfolge nicht beirren. Das ist hier nicht anders als in anderen Situationen seines Lebens und seines Wirkens, wie uns die Evangelien berichten. Es ist ein Grundzug in seinem Verhalten, es ist charakteristisch für ihn, dass er mit unsagbarer Geduld seine Anliegen auch denen immer neu erklärt, die ihn nicht verstehen können oder wollen. Immer wieder beginnt er von vorn. Er lässt sich nicht entmutigen. Er winkt nicht ab, etwa mit den Worten: Es hat doch keinen Zweck. Er wird nicht müde, den Menschen zu erklären, worum es ihm geht, und ist dabei immer freundlich und beherrscht.

Weder das eine noch das andere ist bei uns der Fall. Wir sind allzu leicht unbeherrscht und ungeduldig, schon wenn wir etwas ein zweites Mal erklären sollen, und wir lassen uns ebenso leicht entmutigen, wenn wir nicht gleich Erfolg haben und sagen: Es hat doch keinen Sinn, wir kommen doch nicht durch mit unserer Meinung, auch wenn wir eindeutig auf Seiten der Wahrheit stehen. Da führt uns das Evangelium des heutigen Sonntags das Beispiel Christi vor Augen. Er ist für uns der Maßstab in allen Lebenslagen, er will es sein. Von seiner Geduld und Liebenswürdigkeit müssen wir lernen, und nie dürfen wir aufgeben.

Was wir mit Gottes Hilfe als richtig erkannt haben, müssen wir unermüdlich an die Menschen herantragen, mit großer Güte und Geduld und mit ebenso großer Zuversicht. Diese Haltung gebietet uns im Grunde schon die

Vernunft: Denn nur so können wir überzeugen, umso mehr aber gebietet sie uns der Glaube und das Beispiel Jesu.

Wer aufgibt, hat verloren. Und wer schimpft, erreicht nichts. Abgesehen davon sollten wir uns immer vor Augen halten, wie viel Geduld Gott mit uns hat, wie viel Geduld in vielen Fällen aber auch die Menschen mit uns haben. Wenn die Menschen sie nicht haben, so hat Gott sie doch umso mehr.

Wir müssen uns auch immer wieder sagen: Was wir nicht schenken, können wir nicht erwarten. Haben wir keine Geduld mit den anderen, können wir auch nicht erwarten, dass andere Geduld haben mit uns.

Damit sind wir aber schon bei der zweiten Frage angekommen, die wir uns stellen wollten: Mit welchen Worten reagiert Jesus auf das Ansinnen der Menschen, ihn zum König zu machen? Was sagt er ihnen?

Zunächst erklärt er ihnen, dass sie, wenn sie ihn zum König machen wollen, weil sie satt geworden sind, seine Worte und Taten gänzlich missverstanden haben, weil es ihm zunächst nicht um das irdische Brot geht, sondern um das Brot des ewigen Lebens, das er selber ist. Nicht den Hunger des Leibes will er stillen, den auch, jedoch nicht in erster Linie, sondern den Hunger der Seele. Wir erwarten jedoch anderes, in der Regel. Uns sind die materiellen Güter im Allgemeinen wichtiger. Darin sind sich die Menschen gleich geblieben in den Jahrhunderten. Immer suchen sie in erster Linie den innerweltlichen Glücksbringer, den politischen Messias, das soziale Wohlergehen und die Hebung des Lebensstandards durch Brot und Spiele. Diese Torheit tritt auch in der Kirche unserer Tage unverkennbar hervor. Darum die Mahnung des Papstes, die Kirche müsse sich entweltlichen. Allein, die materiellen Güter und das innerweltliche Wohlergehen

und das irdische Glück, das alles ist vergänglich, oft ist es auch einfach eine Täuschung, wichtiger und zuverlässiger ist das Unvergängliche.

Nicht der Lebensstandard und der Wohlstand sind letzten Endes maßgeblich für uns, nicht sie sind der Sinn unseres Lebens, wie allzu viele annehmen. Denn Gott hat uns nicht für die Zeit, für das Diesseits, geschaffen, sondern für die Ewigkeit.

Das Sehnen nach Glück und Geborgenheit ist übermächtig in unserer Seele. Manche falschen Wege, die wir gehen, erklären sich von daher. Dieses übermächtige Sehnen aber verweist uns auf das Jenseits. So groß ist das menschliche Herz, dass nichts Geschaffenes ihm letztlich genügen kann, allein der ungeschaffene Gott, er allein kann dem menschlichen Herzen letztlich genügen. Denn alles Glück will Ewigkeit.

So groß ist die Unruhe des Menschen, dass er nur in Gott Ruhe finden kann. Das ist die tiefste Erkenntnis des heiligen Augustinus († 430), der einer der größten Gottesgelehrten aller Zeiten gewesen ist. Auch er war ein Konvertit, wie viele Heilige und Kirchenlehrer es gewesen sind.

Diesen Gott, den Endpunkt unserer tiefsten Sehnsucht, finden wir aber in Christus, dem Messias. Das sagt dieser in unserem Evangelium den Leuten, die ihn zum König machen wollen, damit es ihnen gut geht im irdischen Sinne, damit sie den vergänglichen Wohlstand genießen können. Vordringlicher als das irdische Glück ist immer das unvergängliche Glück, das Gott selber ist, Gott, der Vater, den wir in Christus finden. Denn wenn wir Christus sehen, sehen wir den Vater. So erklärt Christus es im Johannes-Evangelium dem Philippus (Joh 14, 9). Gott erfüllt nicht nur die irdischen Erwartungen der Menschen, er stillt auch ihren Hunger und ihren Durst nach dem Ewigen. Das wahre Wohl der Menschen überdauert die Zeiten

und reicht hinein in die Ewigkeit. Christus geht es nicht um das irdische Leben und seine Verlängerung, jedenfalls nicht in erster Linie, ihm geht es um das unvergängliche Leben, um das ewige Heil, das er selber ist. Schon in unserem irdischen Leben wird er uns zum Heil, und zwar in den Sakramenten der Kirche, vor allem da, wo er uns zur Speise wird, in der heiligen Messe. Wir bedenken oft nicht, was hier Großes geschieht.

Die Voraussetzung für den Empfang dieser Speise ist, dass unsere Sünden uns vergeben sind - die schweren Sünden werden uns nur durch das Bußsakrament vergeben! -, und dass wir ehrfurchtsvoll hinzutreten. Schätzungsweise sind es allsonntäglich in unserem Land 10 Millionen Menschen, die diese Speise empfangen. Angesichts einer so großen Zahl von Kommunikanten müsste die Kirche kraftvoller sein, missionarischer und jenseitsorientierter. Das will sagen: Weithin bleibt diese Speise unwirksam. Deshalb, weil wir so schwach sind in unserem Glauben, weil unsere Vorbereitung auf dieses Sakrament oft so mangelhaft ist und weil wir beim Empfang dieses Sakramentes oft so gedankenlos sind. Wirksamer wäre die eucharistische Speise auf jeden Fall, wenn das Bußsakrament wieder einen größeren Stellenwert erhalten würde in unserem Leben, ganz allgemein, das Bußsakrament auf der einen Seite und das lebendige Gebet auf der anderen.

Das unvergängliche Glück ist bedeutsamer für uns als das vergängliche. Das ist die Antwort Jesu im heutigen Evangelium an jene, die ihn zum König machen wollen. Nicht als ob wir nicht für unser irdisches Wohlergehen sorgen dürften, das dürfen wir, und das müssen wir, so will es Gott, aber es geht hier um die rechte Rangordnung der Werte. Wären wir nur in gleichem Maße um unsere Ewigkeit bemüht wie um das Diesseits, wie um das innerweltliche Heil, dann wäre schon viel gewonnen. Das innerweltliche Heil ist gut, aber es bindet uns an die sichtbare Welt und trügerisch ist es,

zumal wenn wir uns darin verlieren, wenn es uns nicht eine Station auf dem Weg zu Gott ist.

Wir waren ausgegangen von der doppelten Überlegung: Wie reagiert Jesus auf das Ansinnen der Menge, ihn zum König zu machen?, und: Mit welchen Worten tut er das? Darauf hatten wir geantwortet: Stets bewahrt er vornehme Güte und Geduld und ist dabei unbeirrbar auch in Misserfolgen. In dieser Haltung ist er uns ein Vorbild, will er das Modell unseres Lebens sein. Wichtiger als die vergängliche Speise, wichtiger als Beruf und Fortkommen, als irdisches Wohlergehen und irdisches Glück ist das unvergängliche Glück, das ewige Heil. Dafür steht die unvergängliche Speise, Christus, in dem der ewige Gott Fleisch geworden ist. Gewichtiger als die Zeit ist die Ewigkeit. Auf die rechte Orientierung kommt es an in unserem Leben. Die falsche Orientierung lässt es allzu oft nicht gelingen. Allzu oft bauen die Menschen ihr Leben auf einem brüchigen Fundament auf, das nicht trägt. Darum gibt es so viele Enttäuschungen. Wir können sie vermeiden. Amen.

## 19. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„NIMM MEIN LEBEN, DENN ICH BIN NICHT BESSER  
ALS MEINE VÄTER“

In letzter körperlicher und seelischer Einsamkeit, in schmerzlicher Gottverlassenheit setzt sich der Prophet Elija unter einen Ginsterstrauch und wünscht zu sterben. Manchem von uns wird es schon ähnlich ergangen sein. - Elija war nächst Mose der größte Prophet in Israel. Um 900 bis 850 vor Christus wirkte er im Nordreich. Das war eine Zeit äußerster Verwirrung, unserer Zeit nicht ganz unähnlich. Das Volk hatte sich von Gott ab-

gewandt und huldigte in seinem Übermut dem Götzendienst. Da hatte Elija den Auftrag von Gott bekommen, durch Bußpredigt und durch die Verkündigung des Strafgerichtes Gottes das Volk für den wahren Gott zurückzugewinnen. Er hatte somit die undankbare Aufgabe, das untreue Volk seines Unrechts zu überführen.

Der Name Elija bedeutet: Mein Gott ist Jahwe oder mein Gott ist der Herr. Der Name ist das Programm des Propheten. Er eiferte für den wahren Gott. Er war ein zutiefst von Gott ergriffener Prophet, der sich mit allen Kräften dem Dienst des ewigen Gottes geweiht hatte.

Zunächst hatte er große Erfolge gehabt in seinem prophetischen Wirken und Gottes Macht und Größe in außergewöhnlicher Weise erfahren. Gott hatte gewaltige Taten durch ihn vollbracht. Feuer war vom Himmel herabgefallen und hatte sein Opfer auf dem Berge Karmel verzehrt. Auf das Gebet des Propheten hin hatte Gott es regnen lassen und nach drei Jahren der Dürre ein Ende bereitet. Und noch in vielen weiteren Taten hatte Gott seine Majestät und Größe kundgetan und das Wirken des Propheten gesegnet. Dann aber musste er fliehen vor Isebel, der Königin, die ihm nach dem Leben trachtete, nachdem er in ungestümem Eifer für den wahren Gott die Propheten der Götzen niedergemacht hatte - das gehört zu den Unvollkommenheiten des Alten Testaments. In der Wüste ließ er sich unter einem Ginsterstrauch nieder. Die Stunde der Anfechtung und der Entmutigung übermannte ihn. Der Verfolgung von außen gesellte sich die Anfechtung von innen hinzu. Und in der Erfahrung letzter Einsamkeit und Gottverlassenheit wünschte er zu sterben. Gott aber schickt dem enttäuschten Propheten einen Engel, der ihn stärkt und der ihn ermahnt weiterzugehen. Zweimal wendet sich Gott ihm zu und fordert ihn auf, den Weg durch die Wüste zu Ende zu gehen, bis er sich dem Willen Gottes unterwirft. Währenddessen reift er innerlich für eine neue Gottbegegnung auf dem Berge

Horeb, auf jenem Berg, auf dem Gott einst dem Mose, nachdem er das Volk Israel aus Ägypten herausgeführt hatte, unter dramatischen Umständen erschienen war. Die Erfahrung seiner eigenen Schwäche und die liebevolle Hilfe Gottes verwandeln den Elija. Sie geben ihm neuen Mut, und er lernt verstehen, dass Gott sich nicht nur im Aufsehenerregenden, in großen Taten und in äußeren Erfolgen offenbart, sondern noch viel mehr in der Stille, im Unscheinbaren.

Darum begegnet er Gott auf dem Berge Horeb nicht mehr in der gewohnten Weise, im Feuer, im Erdbeben, im Sturm und im Aufruhr der Elemente, wie Gott einst dem Mose auf diesem Berg begegnet war, sondern im leisen Säuseln des Windes.

Zuweilen ergeht es uns wie dem Propheten unter dem Ginsterstrauch. Die Einsamkeit und die Gottverlassenheit übermannen uns. Wir fühlen uns äußerlich verfolgt und innerlich angefochten. Wir sind in eine Sackgasse geraten, menschlich, beruflich oder auch religiös. Und wir denken: „Es ist ja doch alles umsonst, alles Mühen ist vergeblich“. Oder es ist der Erfolg der Gottlosen und die Erfahrung der Gottesferne, die uns nahe an die Verzweiflung heranführen. Denn die Zahl der Propheten der Isebel wächst, und es wachsen ihre Erfolge. Und die wahren Propheten haben einen schweren Stand in unserer Welt, ja, selbst in der Kirche. Denn Isebel und ihre Propheten haben sich auch dort, auch in der Kirche, eingenistet.

Um in solcher Enttäuschung, wenn wir gleichsam von allen Seiten in die Enge getrieben werden, nicht zu verzweifeln, brauchen wir großes Vertrauen. Aber Gott schenkt es uns, wenn wir ihn darum bitten und uns dafür öffnen, wenn wir uns nicht übermannen lassen durch die äußeren und inneren Anfechtungen, wenn wir beharrlich auf Gott schauen und auf ihn hören.

Wenn wir Glauben haben und Vertrauen, stärkt Gott auch uns durch seinen Engel, stärkt er uns wiederholt durch seinen Engel, wie er den Propheten gestärkt hat, so dass wir unseren Weg durch die Wüste, durch die Wüste dieser irdischen Pilgerschaft, zum Berge Horeb hin fortsetzen können.

Der Berg Horeb ist ein Gleichnis für unsere Begegnung mit Gott am Ende der Wüstenwanderung unseres Lebens, am Ende unserer irdischen Pilgerschaft. Zu ihm gelangen wir, wenn wir beharrlich auf Gott schauen und auf ihn hören, wenn wir das Ziel im Auge behalten und uns nicht durch falsche Propheten betören lassen. Immer wieder kommt Gott uns mit seiner Gnade zuvor, wenn wir ihn nicht verlassen, wenn wir uns demütig führen lassen durch ihn.

Solange Gott sich machtvoll erweist in unserem Leben, ist es leichter, auf ihn zu vertrauen. Aber wenn er uns den Unheilmächten überlässt, wenn er uns dem Hass der Menschen überantwortet, oder wenn er uns fern zu sein scheint und wenn es den Anschein hat, dass er uns ganz und gar vergessen hat, wenn Gott uns mit Misserfolgen überhäuft und wenn er uns demütigt, dann ist es schwer, ihm die Treue zu halten.

Der Dulder Hiob rief einst aus: „Und wenn er mich tötet, ich werde nicht von ihm lassen“ (Hiob 13, 15).

Allein, durch Misserfolge reifen wir, wenn wir sie geduldig ertragen, und Gott heilt und heiligt uns durch Demütigungen, weshalb wir ihm auch für sie danken müssen, wie Theresa von Avila († 1582) in ihrer Autobiographie bemerkt. Wenn wir im Leiden ausharren, werden wir gefestigter in unserem Glauben, wird unsere Frömmigkeit innerlicher und wachsen wir tiefer in Gott hinein. Das Leiden hat eine läuternde Kraft, wenn es uns nicht verhärtet.

Zeimal fordert der Engel den Propheten unter dem Ginsterstrauch auf, sich durch eine Mahlzeit zu stärken. Diese Mahlzeit ist ein Gleichnis für die eucharistische Speise, von der es im heutigen Evangelium heißt, sie vermittele uns das ewige Leben.

Die eucharistische Speise schenkt uns die Gnade Gottes in aller Bedrängnis, wenn wir sie demütig empfangen, nach Möglichkeit täglich, sie stärkt uns in der äußeren Verfolgung und in der inneren Anfechtung, sie macht uns standhaft und beharrlich in der vermeintlichen Gottverlassenheit und in der Erfahrung der Einsamkeit. Fruchtbar wird sie vor allem in unserem Leben, wenn wir uns immer wieder durch Leiden in der Gemeinschaft mit Christus, in der Nachfolge des Gekreuzigten, auf ihren Empfang vorbereiten. Amen.

## HOCHFEST DER LEIBLICHEN AUFNAHME MARIENS IN DEN HIMMEL

„VON NUN AN PREISEN MICH SELIG ALLE GESCHLECHTER“

Am heutigen Festtag danken wir Gott dafür, dass er Maria mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen hat. Maria ist mit Leib und Seele bei Gott, mit ihrem verklärten Leib und mit ihrer unsterblichen Seele. Sie ist nicht nur eine Heilige, wie die anderen Heiligen, die Gott schauen dürfen, sondern sie ist bereits auch in jenem Zustand, auf den sie alle warten müssen bis zum Jüngsten Tag. Hinsichtlich der Verehrung nimmt Maria deshalb im katholischen Glauben eine Schlüsselstellung ein.

Zwar wird Maria auch von Christen verehrt, die nicht der katholischen Kirche angehören, aber nirgendwo hat sie eine so zentrale Stellung wie in der katholischen Kirche. Das hat zuweilen dazu geführt, dass man gesagt hat, die Katholiken beteten Maria an. Das ist jedoch ein Missverständnis oder eine böswillige Unterstellung. Die Katholiken beten Maria nicht an, aber sie verehren sie und zwar deswegen, weil sie die Vollerlöste und weil sie stellvertretend für die Menschheit neben dem Erlöser steht, in gewisser Weise mitwirkt an der Erlösung, sofern sie ihr Ja zur Erlösung spricht für uns alle und zum Zeichen dafür unter dem Kreuz Christi steht. Dabei müssen wir wissen, dass Gott nichts tut in der Geschichte des Heiles, ohne den Menschen einzubeziehen, in der universalen Heilsgeschichte wie in der individuellen.

Maria steht im Zentrum des Glaubens der Kirche, und sie verkörpert das ganze Glaubensbekenntnis. Alle Wahrheiten christlichen Glaubens konvergieren in der Marienwahrheit. Durch Gottes Gnade ist sie zum größten Menschen geworden, der je diese Erde betreten hat, zum größten Menschen nach dem Gottmenschen, ihrem Sohn. Über keinen Menschen sind so viele Bücher geschrieben worden wie über diese beiden Menschen, über den Menschen Maria und den Gottmenschen Jesus Christus, ganze Bibliotheken.

In Maria begegnet uns das Evangelium in lebendiger Gestalt. - Einzelheiten kennen wir nur wenige aus dem Erdenleben Mariens, aber das wissen wir: Maria hat ihre ganze Aufmerksamkeit dem Lob Gottes zugewandt. Die Ehre Gottes, dafür hat sie gelebt. Sie hat nicht die eigene Ehre oder die Ehre bei den Menschen gesucht, ihr Sinnen und Trachten war ganz auf Gott ausgerichtet. Viel Zeit hat sie für das Gebet verwendet, nicht anders als ihr göttlicher Sohn. Sie betete die Psalmen ihres Volkes, und sie pflegte das Gebet des Herzens. Und sie war bemüht, ihr Tagewerk zu einem einzigen

Lob Gottes zu machen, ihre Freuden und ihre Leiden. Der Wahlspruch, den später, im 16. Jahrhundert, ein Heiliger über sein Leben geschrieben hat: „Alles zur größeren Ehre Gottes“ (Ignatius von Loyola), mit größerer Berechtigung können wir ihn über das Leben Mariens schreiben. So war sie nach dem Tode ihres Sohnes in gewisser Weise der Mittelpunkt der jungen Christengemeinden, der sich entfaltenden Kirche, zunächst in Jerusalem, dann überall, wo das Evangelium verkündet wurde.

Mit ihrer Wertung des Gotteslobes hat Maria einen ersten grundlegenden Zug des Evangeliums verwirklicht. Einen zweiten hat sie verwirklicht, wenn sie das Dienen zu ihrem Lebenselement gemacht hat. Sie bezeichnet sich als die Magd Gottes. Wer Gott dient, der dient dem Menschen. Das Dienen ist der wahre Ausdruck der Liebe. Die Liebe zu Gott aber kann nicht an den Menschen vorbeigehen. Jesus sagt: „Wer von euch der Größte sein will, der sei der Diener aller“ (Mk 10, 43). Im Geist des Dienens hat er uns erlöst. Maria ist ihm darin in unnachahmlicher Weise nachgefolgt.

Der Geist des Dienens wird nicht sehr geschätzt heute, auch nicht in der Kirche. Manchmal stellt man gar das Magdsein Mariens auf den Kopf, indem man aus der Magd des Herrn eine stolze emanzipierte Frau macht. Weil wir so wenig Sinn haben für das Dienen, deswegen gehen wir 1000 Irrwege, deswegen wird unsere Welt immer wunderlicher. Der Weg des Dienens ist der Weg der Erlösung. Maria ist uns darin ein eindrucksvolles Vorbild.

Im Gotteslob und im Dienen als Ausdruck der Liebe begegnet uns das Wesen des Evangeliums, wie Christus es gelebt und verkündet hat, wie Maria es verwirklicht hat. Gott die Ehre geben und den Menschen dienen, das sind die entscheidenden Züge des Evangeliums, sie sind die Grundpfeiler des Lebens Mariens. Das Dienen ist dabei der Ausdruck der Liebe. Dem-

gemäß muss das Gebet und mit ihm die rechte Feier des Sonntags der erste Grundpfeiler unseres Christenlebens sein, das Dienen in Liebe im alltäglichen Leben, in unserem Tun und Lassen, der zweite, der Aufbruch vom Ich zum Du. Das Gebet ist der direkte Weg zu Gott, das Dienen der indirekte. Aber so finden wir die Erlösung von unserem Ich, das uns quält mit seinen Ansprüchen und uns ins Verderben führt. Diese zwei Grundpfeiler unseres Christenlebens spricht die erste Frage des Katechismus an, wenn sie fragt: Wozu sind wir auf Erden? und antwortet: Wir sind auf Erden, um Gott zu loben, ihn zu lieben und ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Das ist eine Kurzformel des christlichen Glaubens, wie sie einen lebendigen Ausdruck in der Mariengestalt findet. Mit der Verehrung Mariens stoßen wir vor ins Zentrum des Christentums. Es darf für uns keinen Tag geben, an dem wir nicht Gott danken, dass er uns Maria geschenkt hat, und an dem wir nicht aufblicken zu ihr, an dem wir uns ihr nicht im Gebet zuwenden. Amen.

## 20. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ICH BIN DAS LEBENDIGE BROT, DAS VOM HIMMEL HERABGEKOMMEN IST, WER VON DIESEM BROT ISST, WIRD IN EWIGKEIT LEBEN“

Noch einmal geht es am heutigen Sonntag im Evangelium um die Auseinandersetzung Jesu mit den Juden im Anschluss an die wunderbare Brotvermehrung, das ist der dritte Sonntag. Heute erklärt Jesus im Evangelium: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist, wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben“. Damit will er sagen, dass er und nur er den Hunger der Menschen zu stillen vermag, den tieferen Hunger der Seelen, und dass er und nur er das wahre Leben zu schenken vermag, denn

das wahre Leben ist das ewige Leben, nach dem wir uns alle sehnen, bewusst oder unbewusst. Diesen Hunger stillt der Erlöser, und dieses Leben schenkt er uns in der heiligen Eucharistie, nicht nur, aber vor allem. Das ist das Thema des heutigen Evangeliums.

Der entscheidende Ort der Zuwendung der Gnade der Erlösung ist die sakramentale Opferfeier in Verbindung mit der Austeilung der heiligen Opfer Speise an die Gläubigen. Darum ist die Feier der heiligen Messe die Mitte der Kirche und ihres Kultes. Das wusste die Kirche in allen Jahrhunderten. Die Gemeinschaften der Reformation haben das 500 Jahre hindurch in Abrede gestellt. In jüngster Zeit beginnen sie jedoch, immer mehr zu ahnen, jedenfalls jene, für die das Christentum mehr ist als eine Partei, dass hier das eigentliche Zentrum des Christentums liegt. Deshalb kommt es seit einigen Jahrzehnten immer häufiger vor, dass sie mit dem sonntäglichen Wortgottesdienst die Feier des Abendmahls verbinden, wobei freilich zu bedenken ist, dass die Abendmahlsfeier nicht unsere Eucharistiefeier ist. Es ist immerhin bemerkenswert, dass seit einiger Zeit auch die protestantischen Bibelerklärer die Verse unseres Evangeliums, die unser Thema heute sind, immer mehr in diesem Sinne deuten, jedenfalls da, wo der christliche Glaube nicht völlig substanzlos geworden und ausgeblutet ist.

Wir haben oft eine nur sehr vage Vorstellung von dem Wesen der Feier der heiligen Messe. Viele von uns wissen gar nicht mehr, was da geschieht. Das ist sicherlich auch ein Grund mit, weshalb volle Kirchen so selten geworden sind bei uns. Das ist nicht der einzige Grund, aber einer von einer Reihe von Gründen. Wir feiern in der heiligen Messe das Kreuzesopfer Christi, das Opfer von Golgotha, das uns die Erlösung gebracht hat. Das tun wir nicht nur in der Weise der Erinnerung, vielmehr ist es so, dass, wenn wir die heilige Messe feiern, das, woran wir uns erinnern, Wirklichkeit wird in unserer Mitte. Wir sagen: Die heilige Messe ist die Gegenwärt-

tigsetzung des Kreuzesopfers. Diese Gegenwärtigsetzung erfolgt dann, wenn - und dadurch, dass - der geopfert Christus in den Gestalten von Brot und Wein auf dem Altar gegenwärtig wird. Es ist der gekreuzigte und auferstandene Herr, der das Opfer von Golgotha gegenwärtig macht in der Feier der heiligen Messe.

Christus leidet nicht mehr, aber seine Opfergesinnung, sein Gehorsam und seine Liebe, sie überdauern die Zeiten, und sie sind geheimnisvoll real in unserer Mitte, wenn er in den Gestalten von Brot und Wein als der von den Toten Auferstandene bei uns ist. Es ist der ganze Christus, der in der Gestalt des Brotes wie auch in der Gestalt des Weines gegenwärtig wird. Wir sprechen daher von der Realpräsenz. Beide Elemente werden verwandelt, so dass nicht Brot und Wein unser Opfer sind, sondern der gekreuzigte und auferstandene Christus. Wir sprechen hier von einer Wesensverwandlung, um auszudrücken, dass hier die äußere Erscheinung und das innere Wesen auseinanderklaffen, dass uns hier ein Wunder Gottes begegnet, für das es keine Analogie gibt.

Brot und Wein werden verwandelt in den verklärten Christus, der mit unseren sinnhaften Augen nicht mehr geschaut werden kann, hier aber geschaut werden kann durch die Gestalten des Brotes und des Weines. Es ist das Fleisch des verklärten Christus und sein verklärtes Blut, das wir dann genießen in der heiligen Kommunion, genießen dürfen in der heiligen Kommunion, wenn wir disponiert, das heißt: wenn wir in der rechten Verfassung sind. Wir wissen, was das bedeutet. Immer ist es der ganze Christus. Sein Fleisch gibt es nicht ohne sein Blut, und sein Blut nicht ohne sein Fleisch. Deshalb hat die Kirche seit den ältesten Zeiten die heilige Kommunion unter einer Gestalt ausgeteilt.

Vorweggenommen wurde diese Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers einst im Abendmahlssaal, „am Abend vor seinem Leiden“, wie es immer wieder in den Zeugnissen heißt. Aber nicht die Vorwegnahme ist das Entscheidende, sondern die Wirklichkeit, um die es geht, das Kreuzesopfer als solches.

Diese eucharistische Wirklichkeit - sie ist das Herz unseres Glaubens - haben die Gemeinschaften der Reformation bis heute nicht wiedergefunden, wenngleich sie, wie gesagt, dem Mysterium heute näher gekommen sind als in den hinter uns liegenden fünf Jahrhunderten. Näher gekommen sind sie dem Mysterium, aber sie sind noch weit weg davon, solange sie nicht das besondere Priestertum wiedergefunden haben, das Priestertum in der apostolischen Nachfolge.

Es geht hier nicht um Emotionen, sondern um die Wahrheit. Über sie kann man nicht verhandeln, sie ist ehern, um sie sollte man sich aber auch nicht streiten. Den sich irrenden Menschen kann, ja, muss man tolerieren, nicht aber den Irrtum. Es ist typisch für unsere Zeit, dass unklare Begriffe die geistige Landschaft vernebeln.

Bei der eucharistischen Wirklichkeit geht es um das Priestertum in apostolischer Nachfolge. Die Ostkirchen und die altorientalischen Kirchen haben die eucharistische Wirklichkeit niemals verloren. Daher brauchten und brauchen sie diese nicht wiederzugewinnen.

Der heilige Philipp Neri († 1595), einer der großen Heiligen der Reformationszeit, der aus übergroßer Demut erst mit 35 Jahren Priester geworden ist, lernte in seinem langen Priesterleben, das ihm nach seiner Priesterweihe noch geschenkt wurde, die heilige Messe mehr und mehr als die kostbarste

göttliche Gabe und als den erhabensten menschlichen Akt schlechthin begreifen. Solche Erkenntnis ist Gnade, aber auch das Werk des Menschen.

Wenn heute das eucharistische Opfer mit großer Gleichgültigkeit bedacht wird, wenn dabei das Wissen gering und der Glaube schwach ist und die Ehrfurcht vielfach bewusst eingetauscht wird gegen respektlose Alltäglichkeit und wenn das Mysterium vielfach banalisiert wird, wenn so das Heiligste heute oft mit Absicht profaniert wird, so ist das ein Angriff auf das Herz der Kirche. So kann man das nur verstehen als das Wirken der Mächte der Finsternis, die davon ausgehen, dass, wenn das Zentrum fällt, mit ihm alles fällt.

Das zentrale Geheimnis der Kirche und des Christentums ist zugleich das zarteste. Es ist verletzlicher als alle anderen Glaubensgeheimnisse. Und wenn es nivelliert wird - in der Praxis oder in der Theorie -, oder wenn es gar verloren geht in seiner Substanz, so verliert nicht nur dieses Glaubensgeheimnis seine Kraft, so verlieren sie alle Glaubensgeheimnisse.

In der Alten Kirche hat man das gewusst. Deshalb hat man das eucharistische Geheimnis nach außen hin abgeschirmt. Selbst die Taufschüler, die Katechumenen, durften damals nicht daran teilnehmen, erst dann durften sie es, wenn sie die Taufe empfangen hatten. Bis dahin mussten sie die Feier der heiligen Messe nach dem Wortgottesdienst verlassen. Ja, selbst erklärt wurde ihnen dieses Geheimnis erst im letzten Moment vor ihrer Taufe. Wir nennen das die Arkandisziplin.

Wie sehr das Empfinden dafür in der Kirche geschwunden ist, geht daraus hervor, dass vor Jahren ausgerechnet das Konradsblatt in der Witzecke den Messner in einer spärlich besetzten Kirche die Taufscheine kontrollieren lässt, wohl in Anspielung auf die Interkommunion, die man gut findet, ob-

wohl sie gegen die Vernunft ist und gegen den Glauben und gegen die Disziplin der Kirche. Überhaupt muss man sagen: Wenn man das Konradsblatt aufmerksam liest, immer ist es - häufig kann man das auf den Zeilen lesen, häufiger allerdings noch zwischen den Zeilen - für das, was gegen die Vernunft, gegen den Glauben und gegen die Disziplin der Kirche ist. Zynischer geht es eigentlich nicht, hier stellt sich ein bedeutendes Instrument der Verkündigung des Glaubens und des Aufbaus der Kirche, das zudem sehr teuer ist, das mit Kirchengeldern alimentiert wird, in den Dienst der Destruktion und der Zersetzung des Glaubens und der Kirche. Schon vor mehr als drei Jahrzehnten sprach Papst Paul VI. von der Selbstzerstörung der Kirche.

Die heilige Messe ist der Ort der Zuwendung der Gnade der Erlösung, die Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers, reale Begegnung mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus in sakramentaler Gestalt, der im Idealfall auch unsere Speise wird. Tun wir alles, um diesen Glauben zu bewahren und ihm Ausdruck zu verleihen durch unser Verhalten. Es geht hier um das Herz des Christentums und damit um das Ganze. In der Eucharistie empfangen wir den in den Tod gegebenen Leib Christi, der in der Auferstehung zu neuem Leben erwacht ist. Die Eucharistie ist das lebendige Brot, das uns das ewige Leben schenkt. Wir sollten sie so häufig empfangen, wie es möglich ist, natürlich in der rechten Disposition, in dem ehrlichen Bemühen um die rechte Disposition. Nur dann kann sie uns wirklich zum Heil gereichen. Amen.

## 21. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DAS SEI UNS FERN, DASS WIR DEN HERRN VERLASSEN“

Noch einmal setzt das Evangelium des heutigen Sonntags die Rede Jesu über die heilige Eucharistie fort, die Jesus im Anschluss an die wunderbare Brotvermehrung gehalten hat. Er hat erklärt, dass unser ewiges Leben davon abhängt, dass wir im rechten Geist sein Fleisch essen und sein Blut trinken. Er hat seinen Getreuen das Sakrament der Eucharistie verheißen, das dereinst im Leben seiner Jünger, in seiner Kirche, eine zentrale Stelle einnehmen soll. Damit hat er aber Verwirrung hervorgerufen und gar Empörung, so dass viele sich abwenden von ihm. Da nun fragt er die Zwölf, seine engsten Gefährten: Wollt auch ihr gehen? Diese bekennen sich jedoch zu ihm durch den Mund des Petrus: Du hast Worte des ewigen Lebens! Du bist der Gesandte des ewigen Gottes!

Es ist das Thema des Abfalls und der Treue, das hier angesprochen wird. Ein Thema, das die ganze Geschichte Gottes mit der Menschheit bestimmt und prägt, in der Vergangenheit und in der Zukunft, bis zum Jüngsten Tag, ein Thema, das schon für das gesellschaftliche Leben in der Geschichte der Menschen von großer Tragweite ist, sofern die Untreue seit eh und je die Ursache für unendlich viele Leiden ist. Die Frage Jesu: Wollt auch ihr gehen? - immer wieder ergeht sie in der Geschichte als Frage Gottes, in der Geschichte der Menschheit und in der Geschichte des Einzelnen. Sie ist auch an uns gerichtet, immer wieder ergeht sie an uns.

Gott zwingt uns nicht. Er erwartet vielmehr unsere Entscheidung für ihn und unsere Treue zu ihm, indem wir uns bemühen, in der Gemeinschaft mit ihm zu leben. Es ist ihm nicht gleichgültig, wie wir es machen. Aber er lässt uns die Freiheit, dass wir ihn verlassen. Das wird in der gegenwärtigen Verkündigung oft nicht deutlich genug gesagt. Es ist Gott nicht gleichgültig, wie wir es machen. Deshalb lockt er uns mit seiner Gnade an, geht er uns gar nach, erspart er uns aber nicht das Wollen und - damit verbunden - die Anstrengung des Weges.

Der Weg zu Gott ist steil und das Tor ist eng, das uns auf diesen Weg führt. Wenn wir den rechten Weg nicht wollen, so lässt Gott uns ziehen, allerdings mit allen Konsequenzen. Wenn wir den bequemen Weg vorziehen, so verhindert Gott das nicht. Allein, wer die Heimat verlässt, der ist in der Fremde, der ist nicht mehr zu Hause, und wer den liebenden Vater verlässt, der steht allein, ob er will oder nicht.

Die einen entfernen sich, und die anderen bleiben. Die einen wählen das Unheil, die anderen das Heil. Die einen verlassen sich auf Gott, die anderen auf die Menschen. Jene, die sich auf die Menschen verlassen, sie meinen, sie verlassen sich auf sich selbst, aber sie täuschen sich, in Wirklichkeit verlassen sie sich auf die anderen, vertrauen sie den Menschen, des Näheren in der Gestalt der öffentlichen Meinung, und bauen damit auf einem brüchigen Fundament.

Der Abfall von Gott, ein tragisches Geheimnis, heute ist er von großer Aktualität. Gewiss, man kann ihn wieder korrigieren, man kann sich bekehren, gegebenenfalls in der letzten Stunde, und darauf hoffen viele, aber in der Regel geschieht das nicht. Der rechte Schächer, der zusammen mit Jesus gekreuzigt wurde, bekehrt sich in der letzten Stunde, der linke aber nicht.

Der Abfall von Gott ist heute von großer Aktualität. Viele sind es, die sich von Gott und vom christlichen Glauben und von der Kirche entfernen, in der Regel nicht in einer einzigen Entscheidung, sondern in vielen einzelnen Entscheidungen. Das müssen wir nüchtern sehen. Unter ihnen sind gewiss manche, die die Tragweite ihrer Entscheidungen nicht erkennen, aber das gilt nicht für alle.

Manche sind auch unter ihnen, die wie die Schafe in der Schafherde mitlaufen, ohne nachzudenken, aber auch ihnen bleiben schlimme Erfahrungen

nicht erspart, die sie dann allerdings vielleicht eines Tages zur Einsicht führen. Die Folgen der Abwendung von Gott sind objektiver Natur, sie treten auch da ein, wo der Mensch subjektiv nicht verantwortlich ist. Das ist uns oft nicht bewusst.

Der Abfall von Gott, vom christlichen Glauben und von der Kirche, er muss nicht unbedingt äußerlich erkennbar sein. In Wirklichkeit ist er heute häufiger nur innerlich. Dann macht man äußerlich noch mit - mehr oder weniger -, ist aber mit dem Herzen fern von Gott. Äußerlich gehört man noch dazu, unterscheidet sich aber in seinem Denken und Handeln, in seinen Anschauungen und in seinem Verhalten, nicht von all denen, die auch äußerlich abgefallen und so im Hinblick auf Gott und ihre Berufung zu Verrätern geworden sind. Wenn wir äußerlich mitmachen, aber innerlich dem Glauben und dem Leben aus dem Glauben fern stehen, ist das im Grunde schlimmer noch, als wenn wir gänzlich draußen sind, denn so entweißen wir das Heilige und glauben, selbst Gott etwas vormachen zu können.

Der innere Abfall bedingt die Möglichkeit, dass manche drinnen zu sein scheinen, in Wirklichkeit aber draußen sind. Das ist ein Gedanke, den der heilige Augustinus schon vor mehr als eintausendfünfhundert Jahren mit großem Nachdruck formuliert hat.

Innerlich fallen wir auch dann ab, wenn wir uns - um im Bilde zu sprechen - die Rosinen herausholen aus dem ganzen Kuchen unseres heiligen Glaubens, wenn wir etwa kommunizieren, aber nicht beichten wollen, wenn wir hoffen auf Gottes Barmherzigkeit, ohne die Voraussetzungen dafür zu schaffen, also ohne etwas von uns zu fordern, wenn wir katholisch sein wollen, ohne apostolische Verantwortung tragen zu wollen, wenn wir beten, aber nicht bemüht sind, den Willen Gottes zu erfüllen, kurz, wenn wir

den Funktionären der Kirche vertrauen, die heute geradezu Legion geworden sind.

Der innere Abfall, oft besteht er auch einfach in der religiösen Halbheit, im Paktieren mit der Welt. Nicht selten führt er indessen auch zum äußeren Abfall. Wenn das nicht bei uns selber geschieht, so geschieht das doch des Öfteren bei jenen, die sich ein Beispiel nehmen an uns, aber konsequenter sind, oder bei denen, die Ärgernis nehmen an uns.

Der Abfall von Gott, vom christlichen Glauben und von der Kirche, er hat viele Gründe: die Trägheit, die Bequemlichkeit, die mangelnde Selbständigkeit, die vermeintliche Unvernünftigkeit des Glaubens oder einfach die Dummheit, um nur einige Gründe zu nennen. All dem zugrunde liegt letzten Endes der Hochmut, die Selbstüberschätzung im Alltag, die Selbstgefälligkeit, das Sein-Wollen wie Gott, wie es die Heilige Schrift ausdrückt. Das ist unsere große Versuchung, die uns ein Leben lang verfolgt: der Hochmut, der Stolz, die Überheblichkeit. Immer wieder werden wir dadurch zum Abfall geführt, zur Treulosigkeit, innerlich und äußerlich, zum Abfall von Gott, aber auch zum Abfall von den Menschen.

Wer Gott nicht treu sein kann, der kann es auch nicht gegenüber den Menschen sein. Wer aber den Menschen nicht treu sein kann, kann auch Gott nicht die Treue halten.

Selbst wenn es die Dummheit ist, die den Abfall herbeiführt, so kann sie das nur, wenn sie mit der Unbelehrbarkeit gepaart ist. Die aber geht wiederum aus dem Stolz hervor.

Es gibt nur ein Heilmittel gegen den Stolz. Das ist die Demut. Sie aber gründet in der Selbsterkenntnis und in der Ehrlichkeit. In der Demut bejahen wir die Wirklichkeit, wie sie ist.

Immer ist der Stolz eine Verfälschung der Wirklichkeit, immer ist er Unwahrhaftigkeit, Lüge, Täuschung, genauer: eine Verfälschung der Wirklichkeit in der Form des Selbstbetrugs oder des Fremdbetrugs. Die Lüge ist das eigentliche Übel, die Mutter aller Sünden. Sie gebiert letztlich alle Sünden, vor allem den Stolz, den Hochmut, die Überheblichkeit, und damit den Abfall von Gott. Jene, die Jesus in Kapharnaum in der Auseinandersetzung um die Verheißung der eucharistischen Speise verlassen haben, sie liebten die Wahrheit nicht wirklich, und deswegen ließen sie sich leiten von ihrem Stolz. Wenn wir die Wahrheit wirklich lieben, dann lieben wir auch die Demut. Dann aber werden wir Gott die Treue halten: Gott, dem Glauben und der Kirche. Dann machen wir das Bekenntnis des Petrus zu dem unsrigen: „Herr, Du hast Worte des ewigen Lebens“. Amen.

## 22. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DIESES VOLK EHRT MICH MIT DEN LIPPEN, ABER IHR HERZ  
IST WEIT WEG VON MIR“

Zwei Themen spricht das Evangelium des heutigen Sonntags an, die Heuchelei und die Veräußerlichung der Religion und des sittlichen Tuns, zwei Themen, um die immer wieder die Reden Jesu in den Evangelien kreisen. Sie beinhalten Fehlhaltungen, die Jesus vor allem bei den Pharisäern fand, denen er seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Jesus sieht mehr in diesen Fehlhaltungen, als wir darin sehen. Wir denken vielleicht: Ein wenig

Unwahrhaftigkeit, was ist schon dabei? Eine kleine Lüge? Und: Mit der Veräußerlichung der Religion - so genau muss man das nicht nehmen, so denken wir vielleicht. Hauptsache, man hat überhaupt Religion. Jesus erkennt hier Grundeinstellungen, die das Leben vergiften, die den Menschen bald von Gott trennen und ihn innerlich zerstören, die ihn gar zur Unmenschlichkeit führen können. Kleine Ursachen zeitigen oft große Wirkungen. Das gilt in allen Bereichen unseres Lebens. Zudem, wenn wir Freundschaft schließen mit der Lüge, sie versklavt uns unbarmherzig. Das ist hier ähnlich wie bei den Drogen, den weichen und den harten, bis hin zu Alkohol und Nikotin, die heute Hochkonjunktur haben.

Die Pharisäer waren keine großen Sünder. Wären wir ihnen begegnet, wir hätten sie eher als ausgesprochen fromm bezeichnet. Sie waren korrekt und wollten als solche dastehen. Durch buchstabengetreue Erfüllung des Gesetzes und der Überlieferung wollten sie die Gottesherrschaft, das Heil Gottes, Gottes Zuneigung und Hilfe gleichsam herbeizwingen. Sie ließen sich ihre Religion etwas kosten und waren daher auch sehr angesehen bei ihren Zeitgenossen. Viele nahmen sie sich zum Vorbild. Auch Jesus hat ihre äußeren Taten anerkannt, aber ihre Gesinnung, damit war er nicht einverstanden. Ihre Werke waren gut, aber ihre Gesinnung entsprach nicht ihren Werken.

Wiederholt verwendet Jesus harte Worte, wenn er sie anredet, um sie zur Umkehr zu bewegen. Sie standen auf Kriegsfuß mit der Wahrheit. Sie stellten sich anders dar als sie waren. Ihr Leben war Täuschung, Heuchelei und Lüge, und zwar in wesentlichen Punkten. Möglicherweise ahnten sie dabei nicht einmal, dass sie sich damit grundsätzlich gegen Gott stellten und all ihre Anstrengungen mit einem negativen Vorzeichen versahen.

Von allen Tugenden ist die Wahrhaftigkeit für Jesus die wichtigste. Er selber hat sie beispielhaft gelebt und auch in erster Linie gefordert, die absolu-

te Ehrlichkeit des Menschen vor Gott, vor den anderen Menschen und vor sich selber.

Er bezeichnet sich selbst als die Wahrheit (Joh 14, 6), seinen Gegenspieler aber, den Teufel, bezeichnet er als den Vater der Lüge (Joh 8, 44), als den Lügner von Anbeginn (1 Joh 3, 8). Er wusste, die Ursünde begann mit der Lüge. „Ihr werdet sein wie Gott“, so hieß es damals bei dem anfänglichen Abfall der Menschen von Gott. So aber ist es bei jeder Sünde. Die Lüge ist der unentbehrliche Begleiter einer jeden Verfehlung.

Wir belügen uns selbst und lassen uns belügen von anderen. Wir machen uns etwas vor und lassen uns etwas vormachen. Wenn wir genauer hinsehen und unser Gewissen erforschen, dann erkennen wir auch in unserem persönlichen Leben viel Unehrlichkeit, Unlauterkeit und oftmals falsche Motive. Und in unserer Umwelt und Mitwelt, da gibt es unendlich viel Falschheit und Unwahrhaftigkeit, im gesellschaftlichen Leben, in der Politik und auch im familiären Bereich. Welch eine grundlegende Rolle die Lüge in totalitären Regimen spielt, das haben wir in unserem kurzen oder auch schon längeren Leben erlebt, und das erleben wir vielerorts in der Gegenwart. Ohne die Lüge kann der Böse oder kann das Böse nicht wirken. Und an der Lüge kann man das Wirken des „Vaters der Lüge“ erkennen und ihn demaskieren. Immer trägt der Teufel eine Maske.

In dem Maße, in dem der Glaube, unser christlicher Glaube, an innerer Substanz verliert, breitet sich die Lüge auch in der Kirche aus. Heute ist das gleichsam mit den Händen zu greifen. Die innere religiöse Hohlheit wird da zum Vakuum der Lüge. Und viele Hirten werden zu Schauspielern. Die Prophetie der Geheimen Offenbarung hat es so vorausgesagt: Lügenpropheten werden einst in großer Zahl die Welt bevölkern. Schon Christus sel-

ber hat sie apostrophiert in seinen apokalyptischen Reden, die falschen Propheten (vgl. Mt 24).

Die Lüge, sie ist keine Bagatelle, auch nicht die Unwahrhaftigkeit in kleinen Dingen. Sie ist die Quelle vieler, ja, aller Sünden und ihre stete Komplizin, wie die Wahrhaftigkeit, die Lauterkeit, die Quelle alles Guten ist und stets das Gute begleitet.

Mit der Lüge stellen wir uns immer gegen Gott, gegen den Gott der Wahrhaftigkeit, der sich uns schon im Alten Testament immer wieder als der Wahrhaftige und Treue geoffenbart hat.

Wir müssen hier unterscheiden: Wahrhaftig sein heißt nicht: Alles sagen, was man denkt. Die Wahrhaftigkeit muss sich mit der Klugheit verbinden. Die Klugheit ist eine der vier Kardinaltugenden. Im Alten Testament heißt es im Buch Jesus Sirach: „Der Weise schweigt bis zu rechten Zeit“ (Sir 20, 7). Wo er aber redet, der Weise, da muss seine Rede lauter sein. Mit der Tugend der Wahrhaftigkeit verbindet sich die Treue, das Stehen zu seinem Wort. Die Treue ist ein integrales Moment der Wahrhaftigkeit. Sie meint, dass man hält, was man versprochen hat, auch wenn sich widrige Umstände einstellen. Das kann man freilich nur, wenn man sein Leben an Gott und an die Ewigkeit gebunden hat. Weil allzu viele ihr Leben nicht an Gott binden und an die Ewigkeit, darum zerbrechen so viele Ehen heute.

Weil die Pharisäer es mit der Wahrhaftigkeit nicht genau nahmen, deshalb war ihre Frömmigkeit veräußerlicht. Weil es ihnen an der Lauterkeit des Herzens fehlte, deshalb erfüllten sie Gesetze und vollzogen Riten, ohne mit ihrer Gesinnung bei Gott zu sein. Wie viel Veräußerlichung hat sich bei uns schon eingeschlichen und schleicht sich immer mehr ein, vor allem in unseren Gottesdiensten. Wir tun gut daran, dass wir uns bewusst darum bemü-

hen, unser Tun in allem zu beseelen, vor allem unser religiöses Tun. Das ist mühsam, aber notwendig. Gott erwartet es von uns. Mehr Lauterkeit im religiösen Vollzug der Gottesdienste würde die Kirche glaubwürdiger machen und die Kirchen wieder füllen. Vor Jahren sagte mir ein Konvertit, ein Intellektueller, am Ende eines einjährigen Kurses: Ich glaube alles, was die Kirche glaubt, aber die Gottesdienste, auf die Sie mich verpflichten, die ich nun regelmäßig besuchen soll, erscheinen mir unzumutbar. Ich fragte ihn: Warum? Seine Antwort lautete: Sie sind weithin primitiv und banal, bestenfalls anspruchslose Kinderkatechesen. Er konnte nicht getauft werden. Das ist nun schon bald zwanzig Jahre her. Mich hat der Vorgang schmerzlich berührt.

Wenn Jesus die innere Gesinnung im Hinblick auf unser religiöses und sittliches Handeln so sehr hervorhebt, ist für ihn das äußere Tun nicht gleichgültig, geht es ihm vielmehr um eine Entsprechung von innen und außen. Für ihn erhält das äußere Tun seinen eigentlichen Wert von der inneren Gesinnung her.

Wenn Jesus der Veräußerlichung der Religion so unnachgiebig den Kampf ansagt, so weiß er, dass sie letzten Endes der Tod der Religion ist. Das meint der Heilige Vater mit der Entweltlichung, die er bei seinem letzten Deutschlandbesuch angemahnt hat. Der vielfache Widerstand dagegen zeigt, wie weit die Verweltlichung der Kirche unter diesem Aspekt bereits gediehen ist.

Das Christentum und die Kirche wären glaubwürdiger, wenn sie sich lautere darstellen würden, und ihr Zeugnis wäre wirksamer, wenn es tiefere Wurzeln hätte. Das Zeugnis der Kirche, das ist letzten Endes unser aller Zeugnis, denn die Kirche sind wir alle, die Hirten und die Gläubigen.

Zeugnis geben können wir allerdings nur, wenn wir aus der Kraft der Sakramente heraus leben oder vielleicht besser: zu leben uns bemühen.

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass Christus in seinen Erdentagen vor allem gegen Heuchelei und Veräußerlichung gekämpft hat, gegen Lüge und Gedankenlosigkeit, und für Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit. Der entscheidende Zug in der Verkündigung Jesu ist die Forderung einer lautereren Gesinnung. Das wird deutlich in seinen Auseinandersetzungen mit den Pharisäern, die in allen vier Evangelien von zentraler Bedeutung sind. In ihnen, in den Pharisäern, müssen wir alle uns wiedererkennen, sofern wir unwahrhaftig sind, sofern unsere Religion und unser sittliches Handeln veräußerlicht sind. In der Geheimen Offenbarung, dem letzten Buch des Neuen Testaments, begegnet uns der verherrlichte Christus in den Visionen des Sehers von Patmos wiederholt als der Wahrhaftige und der Treue und nimmt damit wichtige Attribute des Gottes des Alten Testaments in Anspruch. Er, der Wahrhaftige und der Treue, der durch sein Leiden und durch das Kreuz in seine Herrlichkeit eingegangen ist, er will das Modell unseres Lebens sein. Folgen wir ihm, dann werden auch unser Beten, unser Gottesdienst und unser sittliches Tun ein lebendiges Zeugnis unserer lautereren Gesinnung und dann werden wir Gottes Wohlwollen auf uns herabrufen.

Auf die Ehrlichkeit vor Gott und vor den Menschen und auf die daraus hervorgehende selbstlose Gesinnung, darauf kommt es an in unserem Leben, nicht auf die Selbstbestätigung und auf die Anerkennung, die die Menschen uns entgegenbringen. Gott steht über der Zeit. Und er will unser ewiger Lohn sein. Amen.

## 23. SONNTAG IM JAHRESKREIS

## „EPHPHATA - ÖFFNE DICH“

Abseits vom Volk heilt Jesus einen Taubstummen. Immer wieder wird uns davon berichtet in den Evangelien, dass Jesus bei seinen Wundern das Fernsein von den Menschen gesucht hat. Es ist charakteristisch für sein Wunderwirken, dass er keine Schauwunder gewirkt hat. Das unterscheidet ihn von den Wundertätern der Antike, von denen es auch zur Zeit Jesu nicht wenige gab, wenn auch nicht gerade in Israel. Jesus sucht nicht die Sensation und den Beifall der Menschen. Umso glaubwürdiger ist sein Wirken. Durch die Wunder will Jesus seinen Anspruch beglaubigen, dass er der Messias und der Sohn des ewigen Gottes ist. Das ist ein wichtiger Punkt, der heute oft übersehen wird. Schon darum kann man die Wunder Jesu nicht aus den Evangelien eliminieren.

Darüber hinaus aber stehen diese seine Wunder ganz im Dienst seiner Verkündigung, sofern sie die anbrechende Heilszeit bezeugen und die Zerstörung der Werke Satans ankündigen. Die Werke des Widersachers Gottes, darunter verstand Jesus nicht nur das Böse allgemein, die Sünde und das Unrecht, darunter verstand er alle leiblichen und seelischen Bedrängnisse und somit auch die Krankheiten und die Gebrechen, die uns das Leben schwer machen.

Jesus heilt den Taubstummen in der heidnischen Dekapolis, am Ostufer des Sees Genezareth. Unklar bleibt dabei, ob der Taubstumme Heide war oder Jude. Auf jeden Fall zeigt die Heilung in der Dekapolis, dass Jesus für Juden und Heiden gekommen ist, dass er für alle da sein will, damals wie heute. Hier, in unserem Evangelium, heilt er nicht, wie er es sonst tut, durch Handauflegung und durch ein Machtwort, sondern mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit durch die Berührung der kranken Organe und durch die Verwendung von Speichel. Darin lehnt er sich an die bei den

Juden übliche Weise der Besprechung von Krankheiten an. Und Speichel galt in der ganzen Antike als Heilmittel bei Augenkrankheiten. Jesus schaut zum Himmel, das bedeutet, er verrichtet ein Gebet. Dann bekundet er durch das Seufzen im Blick auf den Kranken seine Ergriffenheit, um endlich durch ein kurzes Machtwort die Heilung zu vollziehen. Das Machtwort ist nicht an die kranken Organe, sondern an den Kranken gerichtet, er soll an den kranken Organen geöffnet, das heißt gesund werden. Der Evangelist bringt das Machtwort im aramäischen Original: Ephphata. In dieser Gestalt verwendete man es im früheren Taufritus, um anzudeuten, dass wir die Taufe in Analogie zur Heilung des Taubstummen verstehen. Das hatte einen tiefen Sinn.

Die Heilung erfolgt in unserem Evangelium durch das Machtwort, die vorausgehenden begleitenden Akte haben nur symbolische Bedeutung. Sie sollen den Blinden auf die Heilung seelisch vorbereiten. Die Tat, die Jesus in unserem Evangelium wirkt, verwirklicht die Weissagung des Propheten Jesaja, die wir in der (ersten) Lesung vernommen haben.

In dem Taubstummen, der von Jesus geheilt wird, müssen wir uns selber erkennen, wir alle. Taub sind wir allzu oft gegenüber dem Wort Gottes, und stumm sind wir allzu oft, wenn wir Zeugnis ablegen sollen für die Wahrheit Gottes.

In der Taufe wurden uns die Sinne geöffnet, aber wir leben oftmals allzu wenig aus der Taufgnade. Daher bedürfen wir immer wieder der Heilung von unserer Taubheit und von unserer Stummheit. Und Christus ist bereit, das Wunder des Evangeliums an uns zu erneuern, uns für seine Wahrheit zu öffnen, damit wir tapfer Zeugnis ablegen für ihn. Wir müssen uns jedoch heilen lassen. Die Gnade baut auf der Natur auf. Und es braucht Mut und Einsicht, in unserer Zeit der Verwirrung die Wahrheit zu vernehmen,

sie von der Lüge zu scheiden und sie zu bekunden. Es ist uns vorausgesagt worden, dass falsche Propheten die Verwirrung schließlich bis zum Äußersten steigern werden.

Schwerer noch als das rechte Hören ist das rechte Reden in unserer Zeit. Es ist noch gar nicht so lange her, dass man für das rechte Wort zur rechten Zeit, für das Zeugnis der Wahrheit, sein Leben hingeben musste. Das kann wiederkommen. Das totalitäre Denken hat heute viele Gesichter, und der Hass gegen die Kirche zeigt sich heute in immer neuen Nuancen. Einstweilen wird man noch lächerlich gemacht, wenn man nicht mit den Wölfen heult oder nicht sagt, was sie alle sagen, vor allem die öffentliche Meinung und die Massenmedien. Oder man wird an den Rand gedrängt oder zur Ohnmacht verurteilt.

Gott erwartet von uns, dass wir geradeaus gehen, dass wir uns nicht von denen beeindruckt lassen, die die Sache des Widersachers Gottes betreiben. Gott hat den längeren Atem. Und wir haben ihn mit ihm, wenn wir mit ihm im Gebet verbunden bleiben.

Die Situation ist heute prekärer als je zuvor, weil die Feinde Gottes bis ins Innere des Heiligtums eingedrungen sind. Und es gibt keine Dummheit, die nicht von den Medien honoriert wird, vor allem, wenn sie sich gegen die Kirche richtet. Das haben wir in diesen Tagen wieder erlebt. Und oft ist es so, dass man nicht recht weiß, was man mehr braucht, ob man mehr Einsicht braucht oder mehr Mut. Und ebenso fragt man sich oft, was wichtiger ist, das Hören oder das Reden.

Eines ist sicher: Nur dann können wir recht hören und reden, wenn wir demütig sind und selbstlos, wenn wir nicht unsere Ehre suchen, sondern Gott die Ehre geben. Darum geraten so viele auf Abwege heute. Das Eine wie

das Andere aber, die Demut wie die Selbstlosigkeit, setzt das rechte Gebet voraus. Unsere Einsicht und unser Mut ist der Heilige Geist, der dem Geist der Welt im Letzten überlegen ist, wenn es auch nicht selten den gegenteiligen Anschein hat.

Jesus wirkt seine Wunder, damit wir seine Botschaft gläubig annehmen können. Auch in der Geschichte der Kirche beglaubigt er sich durch wunderbare Taten in seiner Kirche, bis in die Gegenwart hinein. Aber wichtiger als diese Wunder sind die Wunder der Gnade, in denen uns die Sinne geöffnet werden für die Erkenntnis der Wahrheit und für ihre Bezeugung.

Am Anfang unseres Lebens wurden wir in der Taufe geheilt von der uns angeborenen Taubheit und Stummheit. Unsere Sinne wurden geöffnet für das Wort Gottes und seine Bezeugung in der Welt. Wenn wir aus der Gnade der Taufe leben, dann wirkt Gott das Wunder der Heilung von der Taubheit und der Stummheit immerfort aufs Neue an uns. Unser Beitrag dazu sind Einsicht und Mut, die uns geschenkt werden, wenn wir demütig sind und selbstlos. Bitten wir Gott darum!

Gott erwartet von uns, dass wir auf ihn hören und ihn und sein Werk bezeugen in einer Welt, die sich, so hat es den Anschein, in ihrer geistigen und religiösen Verwirrung selber zugrunde richtet. Hören auf Gott und ihn und sein Werk bezeugen, zumindest können wir das durch unsere Haltung, durch unsere treue Liebe zu Christus und seiner Kirche. Amen.

## 24. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DER MENSCHENSOHN WIRD KOMMEN MIT SEINEN ENGELN“

Der Septembermonat ist dem Gedächtnis der heiligen Engel geweiht. Die Verehrung der heiligen Engel ist nicht streng geboten, sie ist nicht zum Heil notwendig, aber sie ist doch eine gute Hilfe auf dem Weg dorthin. In der Kirche ist die Verehrung der Engel nicht vorgeschrieben, aber empfohlen. Andererseits wird die Ansicht jener verworfen, die die Verehrung und Anrufung der Engel verbieten.

Seit den Tagen der Apostel bekennt sich die Kirche Christi im Glaubensbekenntnis zu dem Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Welt. Es gibt keine heilige Messe, in der nicht die Engel Erwähnung finden. Gleich am Anfang schon werden sie einbezogen in das Sündenbekenntnis und in die Bitte um Vergebung. Vor der Wandlung „vereint sich die Kirche mit den Engeln, um den dreimal heiligen Gott anzubeten“, so sagt es der Weltkatechismus (Nr. 335). Aber auch an weiteren Stellen ist von den Engeln die Rede in der heiligen Messe. Die Sadduzäer waren zur Zeit Jesu der Meinung, es gebe keine Engel, davon berichten die Evangelien. Anders dachten darüber die Pharisäer. Jesus stellt sich auch in dieser Frage auf die Seite der Pharisäer. In der Heiligen Schrift sind die Engel keine Randscheinung, mehr als dreihundert Mal ist da von ihnen die Rede. Immer wieder begegnen sie uns in der Heilsgeschichte, bis hin zu dem Engel, der Jesus stärkte in der Nacht vor seinem Leiden (Lk 22, 43), und zu den Engeln, die die Botschaft von der Auferstehung verkündeten (Mk 16, 5 f).

Ein kostbares Jesus-Wort lautet: „Der Menschensohn wird kommen mit seinen Engeln in der Herrlichkeit seines Vaters und dann einem jeden vergelten nach seinen Werken“ (Mt 16, 27). Und ein anderes: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und in der Herrlichkeit seines Vaters und seiner heiligen Engel“ (Mk 8, 38). „Christus wird sich offenbaren“, heißt es im 2. Thessalonicherbrief, „mit der Macht seiner

Engel“ (1, 7). Eine außergewöhnlich bedeutsame Rolle spielen die Engel im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Geheimen Offenbarung.

Es gibt sie in vielen Religionen, die Engel. Jahrtausende hindurch wusste die Menschheit, dass unsere greifbare und mehr oder weniger verstehbare Welt noch nicht alles ist, dass hinter ihr helle und dunkle Mächte stehen, die im Verborgenen wirken, dass diese unsere Welt getragen, aber auch fortwährend bedroht wird durch eine andere Welt, die unsichtbar ist.

In vielen Religionen weiß man um die Existenz der Engel, werden sie als Mittelwesen zwischen Gott oder den Göttern und den Menschen verehrt, fürchtet man sich aber gleichzeitig vor deren unheilvollen Varianten.

Engel gibt es in der katholischen Kirche und in den orthodoxen Kirchen, in den orthodoxen Kirchen verehrt man sie mit noch größerer Liebe als in der katholischen Kirche. Bei den reformatorischen Christen gibt es sie nicht mehr oder kaum noch. Da werden sie heute im Allgemeinen als mythische Gestalten verstanden.

Martin Luther († 1546) hatte noch erklärt, kein Christ solle daran zweifeln dass es Engel gebe, sie würden uns geistlichen Schutz gewähren, aber anrufen dürfe man sie nicht. Darum ging der Engelglaube in der Zeit der Aufklärung weithin verloren bei den evangelischen Christen. Erhalten hat er sich bei jenen Gemeinschaften, die sich stark an die Bibel anlehnten, die dem Sog der Entmythologisierung widerstanden haben. Das Zeugnis der Bibel war eben doch unübersehbar.

Die Engel bilden die unsichtbare Welt, die wir im Glauben bekennen, weil Gott selber uns von ihr berichtet hat. Das IV. Laterankonzil erklärt im Jahre 1215: Gott „schuf am Anfang der Zeit aus nichts zugleich beide Schöpfun-

gen, die geistige und die körperliche, nämlich die der Engel und die der Welt, und danach die menschliche, die gewissermaßen zugleich aus Geist und Körper besteht“ (Denzinger-Schönmetzer, Nr. 800).

Die Engel sind reine Geister. Sie haben Verstand und freien Willen, aber keinen Leib, deshalb können wir sie nicht sehen. Sie sind Diener und Boten Gottes. Christus sagt von ihnen, dass sie „beständig das Antlitz“ seines „Vaters“ (Mt 18, 10) schauen. In Psalm 103 heißt es, dass sie „Vollstrecker seiner Befehle“, der Befehle Gottes, sind, „seinen Worten gehorsam“ (Ps 102, 20). Der heilige Augustinus († 430), der diesen Psalm kommentiert hat, schreibt in diesem Zusammenhang: „Engel bezeichnet das Amt, nicht die Natur. Fragst du nach seiner Natur, so ist er ein Geist; fragst du nach dem Amt, so ist er ein Engel; seinem Wesen nach ist er ein Geist, seinem Handeln nach ein Engel“ (In Psalmos 103, 1, 15).

Die Engel sind geistig-personale Mächte und Gewalten, die den Willen Gottes vollziehen, sie feiern die himmlische Liturgie und bilden gleichsam den Hofstaat Gottes. Die Verherrlichung Gottes, das ist ihre ureigene Aufgabe. Erst sekundär sind sie Gottes dienende Geister (Hebr 1, 14).

Sie sind unsere Vorbilder, Beschützer und Fürsprecher, die Engel, auch sie sind unsere Fürsprecher bei Gott. Und ihre Fürsprache ist wirksamer als die der Heiligen, wenn man einmal absieht von der Königin der Engel, der Mutter Jesu. Schon in der Bibel werden die Engel um ihre Fürsprache angerufen. Als reine Geister sind sie schöner und mächtiger als die Menschen, auch als die Heiligen des Himmels, überragen sie die Menschen doch von ihrer Natur her.

Der selige John Henry Newman († 1890) erklärt in einer seiner Predigten, die uns überkommen sind: „Wir sehen sie nicht, die Engel, aber sie sehen

uns, sie bedienen uns, sie schenken uns ihre Zuneigung. (John Henry Newman, Deutsche Predigten [Predigten, Gesamtausgabe, II], Stuttgart 1950, 19 f). „Wir sehen sie nicht, die Engel, aber sie sehen uns“. Das ist ein wichtiger Gedanke.

Die Kirche lehrt in der Interpretation der Aussagen der Bibel, dass alle Menschen einen Schutzengel haben, zumindest alle Getauften. In seiner Liebe hat Gott einem jeden von uns einen Engel zur Seite gestellt. Davon ist schon bei den Kirchenvätern die Rede. Mit Berufung auf das Matthäusevangelium (Mt 18, 10) hat man von daher von „Doppelgängern unserer irdischen Existenz gesprochen“ (Julius Schniewind, protestantischer Theologe). Einem jeden Menschen, zumindest einem jeden Getauften, steht ein Engel zur Seite, der ihn an Leib und Seele beschützen soll. Recht wirksam wird dieser Schutz jedoch nur dann, wenn wir uns dem Schutzengel zuwenden.

Gott hatte die Engel gut geschaffen. Ein Teil von ihnen hat sich dann jedoch gegen Gott entschieden, ist sündig geworden und abgefallen von Gott. Bevor die Engel Gott schauen durften - Gott hatte sie im Pilgerstand geschaffen trotz ihrer Vollkommenheit -, sollten sie eine Probe bestehen. Ein Teil der Engel bestand diese Probe nicht, sondern empörte sich gegen Gott. Zur Strafe wurden sie in die Hölle gestürzt. So erklärt sich die Existenz der Hölle und, damit verbunden, die Möglichkeit der ewigen Verdammnis für uns Menschen. Dem Sündenfall der Menschen geht der Sündenfall der Engel voraus (2 Petr 2, 4; Jud 6). Bei Thomas von Kempfen heißt es in der „Nachfolge Christi“: „Das Gericht über die Engel muss uns mit heiliger Furcht erfüllen“ (Buch III, Kap. 14, 1).

Es ist tröstlich zu wissen, dass es in unserem Erdendasein Gemeinschaft über dieses Erdendasein hinaus gibt, Gemeinschaft mit den Heiligen, die

einmal in unserer Welt gelebt haben, Gemeinschaft aber auch mit den Verstorbenen, die noch der Reinigung bedürfen, und Gemeinschaft vor allem mit den Engeln, die vollkommener sind als wir, vollkommener auch als die Heiligen des Himmels. Nicht nur die Heiligen, die einst in dieser unserer Welt gelebt haben, sind unsere Helfer, auch die Engel sind es. Sie sind es auf einer höheren Ebene. Denken wir oft daran, dass sie uns sehen, auch wenn wir sie nicht sehen. Im religiösen Leben der allermeisten Heiligen spielte die Engelverehrung eine große Rolle. Wir sind töricht, wenn wir die Reichtümer verachten, die Gott uns geschenkt hat. Amen.

## 25. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DER MENSCHENSOHN WIRD DEN MENSCHEN AUSGELIEFERT,  
UND SIE WERDEN IHN TÖTEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags setzt die Leidensankündigung Jesu, die im Zentrum des Evangeliums des vergangenen Sonntags steht, fort, wenn es da heißt: „Dann begann er, sie darüber zu belehren, der Menschensohn müsse vieles erleiden“. Daran knüpft Jesus im Evangelium des heutigen Sonntags an, wenn er seinen Jüngern erklärt: „Der Menschensohn wird den Menschen ausgeliefert, und sie werden ihn töten“.

Warum geht der Gottmensch diesen Weg? Warum gibt es überhaupt das Leid, und warum ist das Ausmaß des Leides so groß in dieser unserer Welt? Die Frage nach dem Leid ist eine existentielle Frage, sie ist so grundlegend wie die Frage nach dem Sinn unseres Lebens, die stets der Anknüpfungspunkt für die christliche Verkündigung gewesen ist. Ja, sie hängt aufs Engste mit dieser Frage zusammen. Wenn wir unmittelbar vom Leid betroffen sind, sehen wir es mit anderen Augen, als wenn wir einst-

weilen noch verschont geblieben sind von ihm. In irgendeiner Weise ist aber jeder irgendwann einmal betroffen von ihm, wenngleich die Schicksale der Menschen verschieden sind.

Das Leid bestimmt die Welt, in der wir leben, und zwar unausweichlich. Unter Leid verstehen wir all das, was uns körperlich und seelisch belastet, die Nichterfüllung von Erwartungen, Bedürfnissen und Hoffnungen, unter Leid verstehen wir vor allem Krankheit, Schmerzen, Alter und Tod. Die Diastase zwischen dem Leid und dem Glauben an einen allmächtigen und guten Gott hat die Menschheit immer wieder vor das Theodizee-Problem geführt, vor das Problem der Rechtfertigung Gottes.

Es ist nicht zu leugnen, es gibt viel Licht und viel Schönes in unserer Welt und in unserem Leben und viel Glück, aber es gibt da auch viel Dunkelheit, viel Bitterkeit und viel Nacht. Es ist nicht leicht, eine Antwort auf die Frage zu geben, was schwerer wiegt oder was die Übermacht hat, das Licht oder das Dunkel. Sicher hängt das auch mit der jeweiligen geschichtlichen Epoche zusammen, aber auch mit der Situation und dem Charakter des je Einzelnen.

Tausend Gesichter hat das Leid in der Welt: Es begegnet uns in den Kriegen, in der Tyrannei und in der Menschenschinderei, in der Rebellion und im Terror, im Hunger, in den Familien, im Staat und in den Völkern, im Unglück, in der Not der Seele und in Misserfolgen. Objektiv betrachtet, wächst die Lawine der Leiden täglich, wenn wir nur an die Familien von heute denken und an ihren geringen gesetzlichen Schutz, noch mehr, wenn wir an die Familien von morgen denken, die getragen werden von weithin entwurzelten Menschen, die ohne Glauben und Religion, aber umso anfälliger sind für alle möglichen Ideologien, die nicht mehr wissen, was Selbstbeherrschung und selbstloser Dienst bedeutet. Aber auch die Politik, wie

viel grausames Elend gebiert sie. Und das gesellschaftliche Miteinander? Da braucht man nicht Pessimist zu sein, um eine unselige Entwicklung vorauszusagen, zumal die Moral nur noch schwerlich zu retten ist, wenn die Gottesfurcht dahinschwindet.

Lapidar erklärt die Heilige Schrift: Leid und Tod sind durch die Sünde in die Welt gekommen (Rö 5, 12). Das ist ein Prozess, der sich fortsetzt bis zum Jüngsten Tag. Das will sagen: Der Mensch selber ist der Urheber des Leides. Damit ist freilich noch nicht alles gesagt, aber doch schon nicht wenig. Denn viel Leid verursacht der Mensch selber, er fügt es sich selber und seinen Mitmenschen zu. Im Leid wirkt das Geheimnis der Bosheit. Das ist eine grundlegende Erkenntnis, die uns der Glaube vermittelt, die uns aber vielleicht schon die natürliche Vernunft zumindest erahnen lässt.

Der Mensch kann sich gegen die Ordnung Gottes stellen, und er tut es. Das ist deshalb so, weil Gott ihn als ein freies Wesen geschaffen hat, damit er sich in Freiheit für Gott entscheidet, für das Gute und Richtige. Zur geschaffenen Freiheit aber gehört die Möglichkeit, dass sie missbraucht werden kann. Bei der Freiheit handelt es sich indessen um ein hohes Gut, um ein Gut, das den Menschen Gott ähnlich macht. Gott hätte dem Menschen das Geschenk der Freiheit vorenthalten können, aber dann hätte er kein Gegenüber gehabt in der sichtbaren Welt. Dann wären wir keine personalen Wesen, dann würden wir uns de facto nicht von den Tieren unterscheiden. Die Freiheit, die zusammen mit dem Intellekt den Menschen zum Menschen macht, ist in einem eminenten Maß ein Geschenk der Liebe Gottes. Ohne Freiheit gibt es keine Liebe. Ohne sie gäbe es die Liebe weder in unserer endlichen Welt noch in unserem Verhältnis zum wahren Gott. Der Mensch kann und soll das Geschenk der Freiheit nach Gottes Willen zum Guten gebrauchen. Tut er es nicht, bereitet er sich Leid und Kummer und Schmerzen.

Der ungeordnete Geist wird sich selber zur Strafe, so sagt es der Heilige Augustinus, der große Lehrer der Kirche (Bekenntnisse I, 12. 19), so hat er es am eigenen Leib schmerzlich erfahren. Gott aber weiß den Menschen durch das Leid zum Heil zu führen, zum Guten und zur Einsicht, er weiß ihn von seiner Verblendung zu befreien. Gerade im Leid erkennen wir die Tiefe und die Abgründigkeit des Erbarmens Gottes, wenn wir uns in ihm Gott zuwenden, in Vertrauen, in Liebe, in Demut.

Aber nicht immer ist es der Mensch, der sich oder seinen Mitmenschen Leid zufügt und Schmerzen bereitet, es gibt auch die Naturkatastrophen und die Tragödien, die unabhängig von Menschen über uns hereinbrechen. Darüber denkt das alttestamentliche Buch Hiob nach und gibt, inspiriert vom Geist Gottes, verschiedene Antworten, wenn es das Leid als Sühne erklärt, als Läuterung oder auch als Prüfung Gottes und als Erprobung des Menschen. Die letzte Antwort des Dulders Hiob ist die, dass wir angesichts unserer Begrenztheit dem Geheimnis Gottes standhalten und die Unerforschlichkeit seiner Wege anerkennen, dass wir endlich das lieben, was wir nicht verstehen.

Die Antwort des Neuen Testaments auf das Leid ist tiefer noch. Christus wählt das Leid und den Tod freiwillig, er liefert sich den Menschen und ihrer Bosheit aus um der Sühne und um der Läuterung willen und vor allem, um uns zu zeigen, wie wir das Übermaß der Leiden bewältigen können, wenn wir es in der Gemeinschaft mit ihm auf uns nehmen und es gar bejahen. Existentiell will der leidende Gottesknecht uns klar machen, dass es die Auflehnung gegen Gott ist, die das Leid in der Welt ständig vergrößert, dass es die Ungerechtigkeit ist, die stets neues Leid erzeugt, dass es der Gehorsam der Nachfolge ist, der alles Böse und all seine Folgen überwindet.

Das Kreuz Christi ist die letzte und tiefste Antwort Gottes auf die Frage nach dem Leid und nach seiner Bewältigung, es ist der entscheidende Trost dort, wo jeder Trost versagt. Das Christentum ist die Religion des Kreuzes, es erlöst uns nicht vom Leid, aber es erlöst uns im Leid. Durch das Kreuz Christi wird die Welt heil, wird sie geheilt, wo immer die Menschen in ihren Leiden dem Gekreuzigten folgen. Weil Christus alles Leid überwunden und in Freude verwandelt hat, deswegen wird das aktuelle Leid der Menschen gegebenenfalls schon in dieser Welt verklärt.

Hiob bekommt alles, was ihm genommen wurde, zurück, nachdem er die Prüfung bestanden hat, er bekommt alles zurück, weil er standhaft war in der Dunkelheit der Leiden, weil er nicht im Glauben wankend geworden ist, weil er nicht verzweifelt oder gar Gott verflucht hat, er bekommt alles, was ihm genommen wurde, zurück: Die Gesundheit, die Güter und die Ehre, alles wird ihm hundertfältig zurückgegeben.

Ein bedeutender Theologe und Philosoph des Mittelalters, Meister Eckhart († 1328), erklärt in diesem Zusammenhang: „Das schnellste Tier, das euch zur Vollkommenheit trägt, das ist das Leid; denn niemand genießt mehr ewige Seligkeit, als wer mit Christus in der tiefsten Bitternis steht“ (Meister Eckhart, Von der Abgeschiedenheit, in: ders., Vom Wunder der Seele, Stuttgart 2011, S. 27).

Gott führt uns durch Leid zum Heil. Das Kreuz ist das Zentrum des Christentums und seiner Botschaft, wie das Leid das eigentliche Problem des Menschen ist. Der Gekreuzigte von Golgotha geht durch das Tal der Schmerzen in die Herrlichkeit Gottes ein, von der er ausgegangen ist. Gott selbst wird die Tränen seiner Getreuen abwischen, wenn sie die Prüfung dieser Zeitlichkeit bestanden haben. Wenn wir in diesem Leben mit Christus das Leid tragen, das Gott und die Menschen und wir selbst uns auferle-

gen, werden wir einst im Himmel mit ihm verherrlicht werden. Wer mit Christus stirbt, der wird mit ihm zu einem neuen Leben erwachen, zu einem neuen Leben, in dem alles Leid dieser Welt in Freude verwandelt sein wird. Amen.

## 26. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ES IST BESSER, EINÄUGIG IN DAS REICH GOTTES ZU KOMMEN,  
ALS MIT ZWEI AUGEN IN DIE HÖLLE GEWORFEN ZU WERDEN“

Wichtige Glaubenswahrheiten werden heute ausgespart in der Verkündigung. Zu ihnen gehören zwei, an die uns die (zweite) Lesung und das Evangelium des heutigen Sonntags erinnern. Die erste Wahrheit lautet: Die Sünde ist eine zentrale Wirklichkeit in unserem Leben, und Gott ist Richter, die zweite lautet: Die Verführung ist eine himmelschreiende Sünde.

Die Verantwortung, die wir tragen vor Gott, die Verantwortung für unser Tun und Lassen, wird heute sehr klein geschrieben und das Gericht Gottes noch kleiner. Gott wird einmal Rechenschaft verlangen über unser Leben. „Ihr habt den Gerechten verurteilt und umgebracht“, heißt es in der (zweiten) Lesung. Das gilt im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne. Damit rufen wir, so müssen wir hier ergänzen, die Gerechtigkeit Gottes auf den Plan.

Gott belohnt das Gute und er bestraft das Böse. Das ist eine elementare Glaubenswirklichkeit, die heute weithin nicht mehr verkündet oder gar ausdrücklich negiert wird in der Glaubensvermittlung. Die Sünde wird heute klein geredet und die Bekehrung, eine Grundkategorie des Christentums, davon ist nur noch selten die Rede heute.

Bei dem Stifter der Kirche steht die Sünde indessen am Anfang seiner öffentlichen Lehrtätigkeit. Unser Heil ist gefährdet, das weiß man heute nicht mehr oder wollen viele heute nicht mehr wissen, das ist der Grundgedanke der zwei Lesetexte dieser heiligen Messe.

Die sittlichen Forderungen Jesu sind radikal, das wird deutlich, wenn man, wie es im heutigen Evangelium heißt, sich lieber einen Fuß abhauen soll, als dass man schwer sündigt und das ewige Leben dabei verspielt. Das ist eine Absage an alle Halbheit. Wenn es um das letzte Ziel und um die Ewigkeit geht, darf es keine Inkonsequenz geben.

Als Menschen sind wir versuchbar, auch als Erlöste. Die Worte Jesu von den Anstoß erregenden Körpergliedern erinnern daran, dass auch an den zum Guten strebenden Menschen Versuchungen herantreten. Weil deren Macht so groß ist, deswegen lehrt Jesus uns in der vorletzten Vaterunserbitte zu beten: Und führe uns nicht in Versuchung.

Wenn man weiß, worum es geht in unserem irdischen Leben und wenn man um die Schwäche des Menschen weiß, wird man dem Bösen oder dem Drang zum Bösen sofort und entschieden widerstehen. Wer mit der Gefahr spielt, kommt um in ihr, allzu oft. Der Matthäus-Evangelist hat das verführerische Auge und die zur Sünde verleitende Hand in der Bergpredigt auf den Ehebruch bezogen (5, 29 f). Das ist eine konkrete Deutung und Anwendung der Worte Jesu. Dieser Jesus ruft uns zur radikalen Absage an die Verlockungen der Sünde und zum schnellen, oft schmerzhaften Schnitt, wenn das Heil bedroht ist.

Im Anschluss an die „Gott-ist-tot-Theologie“ charakterisierte man die heute verbreitete sanfte Verkündigung, die halbherzig ist und inkonsequent, vor Jahren als „Gott-liebt-dich-Theologie“. Sie hat sich bis heute durchge-

halten, diese defiziente Verkündigung, bei vielen Predigern und an vielen Orten. Ein Auswuchs davon ist die Rede von der Barmherzigkeit Gottes, die dem Menschen geschenkt werden soll, ohne dass er sich bekehrt, wie sie in den Köpfen nicht weniger Prediger geistert.

Die zweite Wahrheit, die die Lesungen des heutigen Sonntags nahe legen, ist die von der Verführung, die eine himmelschreiende Sünde ist, vor allem, wenn es um jene geht, die ununterrichtet sind, die kein Urteil haben, wenn es um die Kleinen geht, die an der Schattenseite des Lebens ihren Platz haben, und um die Unmündigen.

Die Verführung kann bewusst geschehen oder unbewusst. Verantwortlich sind wir nur für das, was bewusst durch uns geschieht, aber es gibt auch sträfliche Gedankenlosigkeit.

Unser Tun kann ein Anstoß zum Guten oder zum Bösen sein. Ist es ein Anstoß zum Bösen, dann bedeutet es Verführung, dann fällt die Sünde dessen, der Anstoß nimmt, auf den zurück, der Anstoß gibt. Anstoß geben können wir aber nicht nur durch unser Tun, sondern auch durch die Unterlassung dessen, was wir tun müssten.

Papst Pius XII. († 1958) spricht bereits mit großem Bedauern von den Verführern in Romanen, Zeitungen, Illustrierten, in Theater, Film und ausgeschämter Mode. Heute sind sie Legion geworden. Hinzugekommen ist ein neues Medium, das alles bisher da Gewesene übertrifft, das Internet. Besonders bemerkenswert ist gegenwärtig die ausgeschämte Mode, von der Papst Pius XII. spricht, die heute einen Tiefpunkt erreicht hat. Das kam mir gestern wieder zum Bewusstsein, als ich einige Stunden im Zug verbringen musste.

Unter dem Aspekt der Verführung oder des Ärgernisses ist die Verantwortung der Priester und der Bischöfe besonders groß, sofern sie die entscheidenden Zeugen der Wahrheit Gottes sind. Aber alle tragen hier Verantwortung, die sich auf Grund des Sakramentes der Firmung in der Gemeinde Christi, das ist die Kirche, einsetzen. Im Grunde trägt indessen jeder gläubige Christ hier Verantwortung, und zwar nach Maßgabe seiner Kräfte und seiner Möglichkeiten. Die Möglichkeiten sind hier in erster Linie von der Einsicht bestimmt, die Kräfte hingegen vom Gebet und vom regelmäßigen Empfang der Sakramente.

Die Verführung ist eine himmelschreiende Sünde, die den ewigen Tod gebiert. Das wissen viele heute nicht mehr. Es ist bezeichnend, dass in der Behandlung der Missbrauchsfälle seitens der Kirche davon nicht die Rede war. Mit der Welt, speziell mit den Medien wollte man sich versöhnen und mit den Betroffenen, nicht aber mit Gott. Jedenfalls hat man solche Töne nicht vernommen. In diesem Zusammenhang muss auch an den „Weltbild“-Skandal erinnert werden, der leider als Ausdruck der chaotischen Situation in der Kirche unserer Tage noch im Raum steht. Es geht hier nicht um Anklage, sondern um die Schärfung der Gewissen und um die Erinnerung daran, dass wir alle einst Rechenschaft ablegen müssen über unser Leben. Die Schuld, in die sich der verstrickt, der andere zur Sünde verführt oder der anderen Ärgernis gibt durch sein Tun oder durch seine Unterlassungen, ist so groß, dass die Versenkung in die Meerestiefe noch das mildere Los wäre im Vergleich zu dem, was ihn beim Gericht erwartet.

Die Lesungen des heutigen Sonntags ermahnen uns, die Zeit zu nutzen, die uns in der, objektiv betrachtet, kurzen Spanne unseres Lebens gegeben ist. Der Völkerapostel Paulus spricht wiederholt von dem guten Kampf, den wir zu kämpfen haben (vgl. 1 Tim 1, 18). Als solchen versteht auch er sein Leben, in dem er seit seiner Berufung vor Damaskus ausschließlich im

Dienst Christi stand (2. Tim 4, 7). Die Sünde ist eine zentrale Wirklichkeit in unserem Leben. Es ist die Versuchung, die uns in sie hineinführt, wenn wir ihr nicht widerstehen. Und die Verführung ist eine himmelschreiende Sünde (vgl. Rudolf Schnackenburg, Das Evangelium nach Markus (Geistliche Schriftlesung. Erläuterungen zum Neuen Testament für die Geistliche Lesung 2/2: Das Evangelium nach Markus), Düsseldorf 1970, 68 - 72).  
Amen.

## 27. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„WAS GOTT VERBUNDEN HAT, DAS DARF DER MENSCH  
NICHT TRENNEN“

Von der Ehe ist die Rede im heutigen Evangelium. Vordergründig geht es hier um die Unauflöslichkeit der Ehe, hintergründig aber wird das christliche Menschenbild entfaltet, ein Menschenbild, das in Jahrhunderten prägend gewesen ist im christlichen Abendland, das heute in einer säkularisierten Öffentlichkeit vielfach verunglimpft und entstellt wird.

Gott hat die Ehe im Paradies eingesetzt. Um der Ehe willen hat er den Menschen als Mann und Frau geschaffen. Und Christus hat die Ehe zum Sakrament erhoben, zu einem gnadenwirkenden Zeichen, zu einem Abbild der Liebe Christi zu seiner Kirche. Von daher unterscheiden wir die christliche Ehe von der Naturehe. Auf drei Säulen ruht sie auf, die Ehe, auf der Liebe, der Treue und der Fruchtbarkeit. Mit der Liebe ist die absolute Ein-ehe gegeben, die nur durch den Tod aufgelöst wird. Die Liebe, die hier gemeint ist, ist so total, dass sie sich nur auf einen einzigen Menschen richten kann und dass sie keine zeitliche Begrenzung duldet. Denn wenn ein Mensch bis in die tiefsten Tiefen seines Personseins geliebt wird, kann er diese Liebe nicht mit einer anderen Person teilen. Und wenn die Liebe

schon immer auf die Treue hin ausgerichtet ist, so gilt das erst recht für die eheliche Liebe. Daraus folgt die absolute Unauflösbarkeit dieser Liebe. Thomas von Aquin nennt die Ehe die höchste Form der Freundschaft, „maxima amicitia“, weil sich ihresgleichen nicht findet in unserer Welt. Sie muss gelebt werden. So will es Gott. Und in dieser Freundschaft sollen die Kinder Geborgenheit finden.

Die exklusive Liebe und die absolute Treue, das sind zwei Wesenszüge der Ehe, die bereits dem vernünftigen Nachdenken des Menschen zugänglich sind, die aber schließlich sanktioniert werden durch die Offenbarung Gottes und durch das christliche Menschenbild. Ihnen gesellt sich ein dritter Wesenszug zu, die Fruchtbarkeit, das Ja zur Familie. Eine Familie, das sind in der Regel mehr noch als drei Personen.

Mit der ehelichen Liebe, mit der ehelichen Treue und mit der ehelichen Fruchtbarkeit aber ist es heute nicht gut bestellt.

Es ist nicht so, dass nur jüngere Menschen die drei genannten Wesenszüge und damit die Ehe überhaupt heute in Frage stellen. Viele Ältere machen es genauso. Und: Hier geht eine zweifelhafte Prominenz im öffentlichen Leben voraus. Überhaupt: Für alle Unarten haben die jungen Menschen Vorbilder bei den älteren. Das vergessen wir oft.

In Hannover wurde ein Vertreter des Dialogs ausgebuht, weil er das Wesen der christlichen Ehe darlegte und eine Lanze brach für die Sexualmoral der Kirche, gegen jene des Zeitgeistes, in der alles aufgelöst wird. Da war kein Moderator, der zur Ordnung rief.

Das entscheidende Wesensmoment der Ehe ist ihre Unauflöslichkeit. Das gilt schon für die Naturehe, wenngleich nicht mit solcher Konsequenz, wie

das für die christliche Ehe gilt. Die Unauflöslichkeit der Ehe, sie war stets ein besonderer Stein des Anstoßes in der Geschichte des Christentums, und man hat immer wieder Abstriche davon gemacht, obwohl die Stellung Jesu hier eindeutig war.

Schon vor Jahrzehnten erklärte man sie als Idealgebot, was freilich widersprüchlich ist, denn ein Ideal ist kein Gebot, sondern ein Rat.

Die Unauflöslichkeit der Ehe wird da nicht mehr festgehalten, wo man den „wiederverheirateten Geschiedenen“ die Kommunion spendet. Zwar sagt man, man wolle an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalten, aber das ist eine rein verbale Behauptung. Das eine schließt das andere aus. De facto wird da die zweite Ehe, die eine Zivilehe ist, als der sakramentalen Ehe gleichwertig betrachtet.

Demgegenüber ist festzuhalten, dass das Eingehen einer neuen Verbindung nicht möglich ist, solange eine unauflösliche Ehe fortbesteht. Und ehelicher Verkehr außerhalb der Ehe ist nach wie vor Ehebruch und Unzucht, also schwere Sünde, die uns das göttliche Leben, den Gnadenstand, der für den Empfang der heiligen Kommunion notwendig ist, raubt. Die Wiederherstellung des Gnadenstandes aber setzt den Empfang des Sakramentes der Buße voraus. Der ist aber nur möglich, wenn sich der Beichtende bekehrt. Voraussetzung für die Lossprechung sind die Reue und der Vorsatz. Auch das sagt uns bereits die Vernunft, wenn wir darüber nachdenken, dafür brauchen wir den Glauben gar nicht zu bemühen.

Es ist verantwortungslos, Hoffnungen zu wecken, wo es keine Hoffnungen gibt. Da wird die Kirche in Wahrheit unglaubwürdig. Noch schlimmer ist es, wenn man über solche Zusammenhänge nicht aufklärt. Faktisch wird hier der Glaube zur Disposition gestellt, was heute allerdings auch sonst

nicht gerade selten der Fall ist im Alltag der Seelsorge. Man verlangt Unmögliches und bastelt an einem neuen Glauben.

Die Kirche kann nicht für zivil Geschiedene, deren sakramentale Ehe fort-dauert, das sechste Gebot aufheben. Wohl aber kann man fragen, ob heute nicht manche Ehe von Anfang an nicht eine ungültige Ehe ist, eine Putativ-ehe, weil die Heiratswilligen gar nicht das Sakrament der Ehe empfangen wollten, weil sie einen Vorbehalt gemacht haben gegen das Sakrament oder weil sie gar nicht wussten, was sie wollten. Das hängt damit zusammen, dass sich viele nicht genügend vorbereiten auf den Empfang des Ehesakra-mentes oder darauf nicht genügend vorbereitet werden und dass die Priester in nicht wenigen Fällen leichtfertig der Spendung des Ehesakra-mentes assistieren. Auch der Religionsunterricht ist hier gefragt, der we-sentlich auch als entferntere Vorbereitung auf die Ehe verstanden werden müsste. Ein wichtiges scholastisches Axiom lautet: Was nicht erkannt wird, kann auch nicht gewollt werden. Leichtfertig wird auch der Brautunterricht gehandhabt. Vor einigen Jahren konnte ich ein junges Paar trauen, das mich gebeten hatte, ihm ein ganzes Jahr Brautunterricht zu erteilen.

Die Ehescheidung bringt stets viel Leid, Unglück und Not über die Be-troffenen. Das aber wird nicht aus der Welt geschaffen, wenn die Kirche beide Augen zudrückt. In England ist es leichter, sich scheiden zu lassen, als den Führerschein zu machen.

Diese Ansicht vertritt ein führender Zivilrichter in Großbritannien, Sir Paul Coleridge. Das sagte dieser kürzlich der Londoner Zeitung „The Times“. Er war 30 Jahre Familienrichter, bevor er in das höchste Zivilgericht Eng-lands, den High Court, berufen wurde. Heute kämpft er gegen den Zerfall der Familie in seinem Land. Er vertritt dabei die Ansicht, dass viele Bürger

ihren Partner lieber entsorgen, als dass sie versuchen, zerbrochene Beziehungen zu reparieren (vgl. Internet).

Die Hauptleidtragenden der Ehescheidung sind die Kinder und mit ihnen ist es die ganze Gesellschaft. Die Statistik zeigt, dass es um die seelische Stabilität der Kinder am besten bestellt ist, wenn sie bei Vater und Mutter aufwachsen. Die entscheidende Frage ist darum die, wie man die Ehescheidung verhindern kann. Davon ist keine Rede bei den rebellierenden Priestern und bei den in Mannheim und Hannover Dialog Führenden.

Dem Internet war kürzlich als Ergebnis demoskopischer Befragung folgende aufschlussreiche Information zu entnehmen: Bei nur standesamtlich verheirateten Paaren zerbricht in den Vereinigten Staaten eine von zwei Ehen, bei kirchlich verheirateten Paaren, die nicht in die Kirche gehen, eine von drei Ehen. Bei kirchlich verheirateten Paaren, die regelmäßig zusammen zur Kirche gehen, zerbricht eine von 50 Ehen, bei kirchlich verheirateten Paaren, die zusammen zur Kirche gehen und miteinander beten, zerbricht nur eine von 1429 Ehen. In allen Fällen gilt: „Ehen betender Paare halten besser“.

Heute besteht die Tendenz, den Glauben zu verändern, statt ihn glaubwürdig zu verkünden und vorzuleben. Wichtiger als die äußerlich geheilte Zweitehe, die vor Gott ohnehin nur ein So-tun-als-ob ist, ist das Bemühen um stabile Ehen. Das ist eine Frage der Seelsorge, speziell der Vorbereitung auf den Empfang des Sakramentes der Ehe und des Religionsunterrichtes. Dabei muss man wissen, dass die Auflösung der Ehe und damit auch der Familie ein wesentliches Element der „sanften Verschwörung des Wassermanns“ ist, der Herbeiführung einer neuen Ära, von der man sagt, dass sie nur noch durch das Christentum aufgehalten wird. Es geht also den Drahtziehern der Abschaffung der Ehe im überkommenen Sinn in Theorie

und Praxis um die Liquidation des Christentums und der Kirche und letztlich auch der Gesellschaft, denn nur gesunde Ehen und gesunde Familien garantieren eine gesunde Gesellschaft und geben ihr Zukunft. Amen.

## 28. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„ICH FLEHTE, UND DER GEIST DER WEISHEIT KAM ZU MIR“

Der König Salomo - er regierte in Israel von 965 bis 926 vor Christus - erbittet von Gott den Geist der Weisheit. Nicht die Reichtümer dieser Welt, nicht Geld und Gut, nicht die Anerkennung der Menschen und nicht ein genussreiches Leben, nicht Gesundheit und Schönheit erbittet er, sondern Weisheit. Davon ist die Rede in der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags. Salomo zieht die Weisheit „Zeptern und Thronen vor“, und im Vergleich mit ihr erachtet er „Reichtum ... für nichts“. Ihr gegenüber erscheint ihm Gold wie Sand. Und sie wird ihm in außergewöhnlichem Maß geschenkt, die Weisheit. Zugleich mit ihr aber kommt alles Gute zu ihm, denn in ihren Händen sind „unzählbare Reichtümer“. So bekennt es die Lesung. Die Weisheit beschenkt den weisen König am Ende mit allem, was ein Mensch nur wünschen kann.

Um Weisheit hat er gebetet, um sie sollen auch wir beten. Sie liebt er mehr als alle Güter dieser Welt. Darin ist er uns, einem jeden von uns, ein Vorbild. Wir werden hier an das Jesus-Wort aus der Bergpredigt erinnert: „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch dazugegeben werden“ (Mt 6, 33).

Die Weisheit ist, so sagt es die (erste) Lesung, der Widerschein des göttlichen Lichtes. Zusammen mit ihr erhält Salomo eine Fülle von irdischen Gütern, erhält er alles, was sein Herz nur begehren kann. Wiederholt heißt

es von ihr im Alten Testament, dass sie die Gottesfurcht, die Furcht des Herrn, zum Fundament hat.

Der heilige Paulus ermahnt uns im ersten Timotheusbrief nachdrücklich, in innerer Distanz zu den Gütern dieser Welt zu leben, uns nicht durch sie beherrschen zu lassen, wenn er erklärt: „Wir haben nichts mitgebracht in diese Welt und können auch nichts mit fortnehmen“ (1 Tim 6, 7) und wenn er dann fortfährt: „Haben wir, was wir zur Nahrung und Kleidung bedürfen, so müssen wir damit zufrieden sein“ (1 Tim 6, 8).

„Die sich Reichtümer sammeln, geraten in Versuchung und in die Schlinge von allerlei unvernünftigen schädlichen Begierden, die den Menschen in Verderben und Untergang stürzen. Denn die Wurzel aller Übel ist die Geldgier, und schon manche, die ihr nachstrebten, verirrteten sich im Glauben und bereiteten sich selbst quälende Schmerzen“ (1 Tim 6, 9 f). Wir werden hier an das Sprichwort erinnert: „Geld regiert die Welt“.

Paulus ermahnt seinen Schüler Timotheus und mit ihm auch uns in diesem Zusammenhang, dass wir unsere Hoffnung nicht auf die irdischen Güter setzen, die vergänglich sind, dass wir uns vielmehr ganz Gott zuwenden und unser Leben und diese unsere Welt aus seiner Perspektive heraus betrachten und beurteilen. Das will sagen, dass wir, statt nach den Gütern dieser Welt zu streben, zuerst nach Gerechtigkeit streben sollen, nach Frömmigkeit, Glaube, Liebe, Geduld und Milde (1 Tim 6, 11).

Das Streben nach den Gütern dieser Welt ist stark in uns, stärker noch als das Streben nach Genuss und nach Macht und Ehre. Allzu oft wird eine Sucht daraus, die uns knechtet. Die Versuchung zu allzu großer Anhänglichkeit an die irdischen Güter, zur überstarken Hinwendung zu den materiellen Dingen, ist größer als die Versuchung, in exzessiver Weise nach

Macht und Ehre und nach Genuss zu streben, obwohl auch diese groß ist. Viele werden durch sie an die Welt gefesselt und verlieren so den Sinn für die unsichtbaren Güter und für die große Zukunft, die uns verheißen ist. Die Güter dieser Welt dürfen wir lieben und gebrauchen, wir müssen sie lieben, Gott hat sie uns geschenkt, und er schenkt sie uns immer wieder aufs Neue. Aber wir dürfen nicht ihrer Faszination erliegen. Der Apostel Paulus ermahnt uns, die Dinge so zu gebrauchen, als gebrauchten wir sie nicht (1 Kor 7, 30). Es gilt, dass wir sie in innerer Freiheit gebrauchen, das aber ist nicht immer leicht, das verlangt Disziplin von uns, Verzicht und Opfer.

Damit uns das gelingt, darum ist es notwendig, dass einige völlig verzichten auf die Güter dieser Welt, dass sie gänzlich in der Armut leben, dass sie jeder Art von Eigentum entsagen. Das ist die eigentliche Aufgabe der Ordensgemeinschaften, und darin liegt ihre eigentliche Größe. Wenn diese Armut von den Orden heute besser gelebt würde, glaubwürdiger, dann hätten sie mehr Berufungen, dann würde schließlich auch das Priestertum wieder erstrebenswerter.

Dem reichen Jüngling rät Jesus im Evangelium des heutigen Sonntags, im Verzicht auf alle irdische Habe und in der konsequenten Orientierung auf die Ewigkeit hin ihm in besonderer Weise nachzufolgen.

Die Güter dieser Welt im Blick auf die Ewigkeit zu relativieren, das ist eine aktuelle Forderung, die einem jeden von uns gilt, nicht zuletzt auch der Kirche als Institution. Es ist die Faszination der Güter dieser Welt, die entscheidend die Verweltlichung der Kirche bedingt, die der Papst immer wieder anspricht, die zumindest mit ihr einhergeht. Mit ihr wird die Kirche verbürgerlicht, werden die Hirten zu Verwaltungsbeamten, tritt an die Stel-

le der treuen Glaubensverkündigung, des Gottesdienstes, des Gebetes und der Vermittlung der göttlichen Gnade der Gemeindebetrieb.

Diese Situation hat der Heilige Vater im Auge gehabt, als er im vergangenen Herbst im Konzerthaus in Freiburg die Entweltlichung der Kirche angemahnt hat. Damals machten jene, denen die Forderung in erster Linie galt, ein entgeistertes Gesicht und fragten, was der Papst damit wohl meine. Sie wussten genau, was damit gemeint war, jedes Kind versteht, was Verweltlichung und Entweltlichung meint, aber sie mimten Betroffenheit und Unverständnis, um zu verbergen, dass sie sich getroffen fühlten.

Die Entweltlichung der Kirche, sie ist auch der eigentliche Sinn des Glaubensjahres, das der Heilige Vater soeben proklamiert hat: Eine verweltlichte Kirche soll sich wieder auf ihr Ureigenes besinnen, auf ihren übernatürlichen Charakter und ihre übernatürlichen Aufgaben. Christus, der fortlebt in der Kirche, bekennt vor Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36). Das wird in vielfacher Weise nicht mehr deutlich in der Kirche unserer Tage.

Der König Salomo, der die Weisheit höher einschätzte, die göttliche Weisheit, als alle Güter dieser Welt, muss ein Vorbild sein für uns, er muss der Maßstab unseres Lebens sein, das gilt vor allem auch für die Hirten der Kirche. Beispielhaft ist unter diesem Aspekt der Arme von Assisi, der heilige Franziskus, der allem entsagt hat und die Armut wie eine Braut geliebt hat. Es geht hier um die Perspektive Gottes im Blick auf die Welt und unser Leben. Dazu gehört die Übung des Verzichtes, worin die Liebe ihre Krönung erfährt. Im Alltag muss er geübt werden, der Verzicht. Immer macht er uns glücklich, glücklicher als die Erfüllung unserer Wünsche. Kann man in kleinen Dingen verzichten, kann man es auch in großen. Der Verweltlichung der Kirche entspricht die Forderung ihrer Entweltlichung. Sie gilt

nicht nur der Kirche, sie gilt auch jedem Einzelnen in der Kirche. Nichts ist aktueller für die Kirche als diese Entweltlichung, als die Pflege des inneren Lebens der Gläubigen und als die Verinnerlichung des Wirkens der Kirche, als die Hinwendung zu Gott und zur Ewigkeit, der wir entgegengehen. Dafür steht der Heilige Vater seit dem Beginn seines Pontifikates, das schon unter diesem Aspekt providentiell ist. Amen.

## 29. SONNTAG IM JAHRESKREIS

### „KÖNNT IHR DEN KELCH TRINKEN, DEN ICH TRINKEN WERDE“

Der Weg zur Herrlichkeit des Reiches Gottes führt über das Leiden und über den Dienst vor Gott und an den Menschen. Das sagt uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Das Christentum ist die Religion des Kreuzes, und für Christus bedeutet Größe und Rang Dienst vor Gott und Dienst an den Menschen, an deren Wohl und an deren Heil, das heißt: an dem, was ihnen für dieses Leben und für die Ewigkeit dienlich ist.

Zwei von den zwölf Jüngern Jesu sind besonders ehrgeizig. Sie wollen im Reiche Christi, das sie sich offenkundig noch sehr irdisch vorstellen, die ersten Plätze einnehmen, mit Jesus zusammen herrschen und mit ihm zusammen regieren. Die Antwort Jesu darauf ist nicht die, dass es in seinem Reich keine Ehrenplätze gibt oder dass man nicht nach ihnen streben darf, sondern: Er weist sie darauf hin, dass der Weg zur Herrlichkeit in seinem Reich über das Leiden führt. Und er stellt fest, dass der einen bevorzugten Platz erhält, der viel Leid erlitten und es in Liebe angenommen und getragen hat, der in enger Gemeinschaft mit Christus gelitten hat. - Dass unser Weg zur Freude der Ewigkeit durch viele Leiden hindurchführt, das hat der

Stifter des Christentums nicht nur gelehrt, das hat er auch in seinem Leben sichtbar gemacht.

Der Gedanke, dass der Weg zur Herrlichkeit im Reich Gottes über das Leiden führt, ist neu für die Juden und überhaupt in der geistigen Umwelt Jesu und des Christentums. Gewiss, es gab die Lieder vom leidenden Gottesknecht im Buch Jesaja, aber zur Zeit Jesu dachte kein Jude daran, dass der Weg zur Herrlichkeit im Reich Gottes über das Leiden führt. Allerdings bei dem griechischen Philosophen Platon, der im 5. vorchristlichen Jahrhundert lebte und wirkte, finden wir einen Hinweis darauf: Er spricht von dem leidenden Gerechten. Begeistert von der Hellsicht dieses großen Heiden, haben die Kirchenväter ihn immer wieder als den Advent des Christentums in der heidnischen Welt bezeichnet.

Der Weg zur Herrlichkeit im Reiche Gottes führt über das Leiden. In der Apostelgeschichte lesen wir: Durch viele Leiden müssen wir eingehen in das Reich Gottes (Apg 14, 22). Das Christentum ist, wie gesagt, die Religion des Kreuzes. Das haben viele von uns vergessen. Und nur wenige Prediger erinnern uns daran. Das Christentum lehrt uns, dass das Schicksal Christi der Maßstab auch für seine Jünger ist.

Im zweiten Teil des Evangeliums - in gewisser Weise erläutert er den ersten Teil - geht es nicht mehr um den Rang im zukünftigen Gottesreich, sondern um das Verhalten der Jünger in der Gegenwart, im gegenwärtigen Gottesreich. Da aber gilt: Nicht äußere Macht und Ehre und Ansehen machen den Menschen groß, sondern der Geist des Dienens, er macht den Menschen groß. Darin begegnet uns ein ganz neuer Begriff von Größe.

Jesus weiß auch, dass es Macht geben muss im weltlichen Bereich, dass nicht alle weltliche Herrschaft unrechtmäßig ist. Er ist kein Anarchist. Er

weiß auch, dass auch in der Kirche nicht alle die gleiche Verantwortung tragen. Aber er lehrt seine Jünger, in allem den Egoismus und das Machtstreben zu zügeln und in eine rechte Ordnung zu bringen. Das lehrt er sie aber nicht nur mit Worten. Das lehrt er sie auch durch sein Leben. Sie haben es erfahren in den Jahren des Zusammenseins mit ihm, dass er gekommen war, um zu dienen, um zu dienen wie ein Knecht. Das haben sie vor allem erfahren in der Selbsthingabe seines Lebens. Er hat damit eine neue Rangordnung begründet.

Die neue Ordnung ist so umwälzend, dass wir alle uns schwer tun damit. Seitdem gilt: Dienen ist Herrschen, und Herrschen muss Dienen sein. Das gilt im weltlichen Bereich, erst recht aber gilt das in der Kirche.

Machen wir uns das klar und bejahen wir diese neue Maxime, dann wird all unser Ehrgeiz in die richtigen Bahnen gelenkt, und es wird so eine bedeutende Ursache für Streit und Ärger beseitigt. Wenn Gott selbst der Diener aller geworden ist, dann gibt es nur einen Weg zur Erlösung: den Weg des Dienens.

Ganz gleich, welche Stelle jemand einnimmt, in der Welt oder vor allem auch in der Kirche, sie wird ihm nur dann zum Heil, wenn er sie ausfüllt in diesem Geist, im Geist des Dienens. Sonst bleibt es bei der Ehre vor den Menschen, die aber sehr trügerisch und vor allem immer vergänglich ist.

Da kämpft man um Führungspositionen in der Kirche, wie es immer wieder heißt, speziell auch für Frauen. Und da ist niemand, der klarstellt, dass es in der Kirche so etwas nicht gibt oder besser: nicht geben darf. Da wird triumphierend festgestellt, 25 Prozent der Leitungsfunktionen in der Kirche seien von Frauen besetzt, wir müssten aber auf 50 Prozent kommen.

Nur jene können ein Amt in der Kirche oder eine Aufgabe übernehmen in ihr, die sich als Diener verstehen, stellvertretend für Christus, den Herrn der Kirche, der sich nicht weniger als Diener verstanden hat. Das Priesteramt, das Bischofsamt, das Papstamt, in jedem Fall handelt es sich um einen Dienst, stellvertretend für Christus. Die lateinische Bezeichnung für diese Ämter ist „munus“ oder „ministerium“. Beides aber bedeutet nichts anderes als Dienst.

Das Karrieredenken ist verheerend geworden in der Kirche unserer Tage. Das liegt daran, dass man die Kirche als rein weltliche Organisation versteht, die viel Geld zur Verfügung hat. Geld ist immer Macht. So wird die Kirche zu einem Machtapparat in den Händen verweltlichter Funktionäre im geistlichen oder im ungeistlichen Gewand.

Im Blick auf solche unseligen Entwicklungen fordert der Heilige Vater die Entweltlichung und legt damit den Finger auf eine - fast möchte man sagen - tödliche Wunde der Kirche unserer Tage. Es ist verständlich, dass die Funktionäre das nicht hören wollen.

Jesus hat keine Leitungsfunktion ausgeübt. Im Buch Jesaja wird er als der leidende Knecht Gottes angekündigt. Sein Sieg liegt in der Passion, nicht in der Aktion. Und nach seinen eigenen Worten ist er nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen. Papst Gregor († 604) nannte sich „servus servorum Dei“, Diener aller Diener Gottes. Formell trägt der Papst diesen Titel bis heute.

Wer größere Verantwortung trägt in der Kirche, der muss auch mehr leiden. Das gilt freilich nur dann, wenn er sein Amt oder seine Aufgabe ernst nimmt. Der heilige Augustinus († 430) erklärt in einer Predigt im Blick auf

sein Bischofsamt: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, da tröstet mich, was ich mit euch bin“ (Sermo 340, 1).

Die größere Verantwortung impliziert die größere Identifizierung mit dem leidenden Christus, sofern der Diener Christi seine Verantwortung ernst nimmt. Das ist gemeint mit der Frage Jesu: Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?

Wer sein Amt oder auch seine Aufgabe in der Kirche so versteht, der drängt sich nicht in eine Stellung in der Kirche hinein, sondern nimmt sie in Demut an, wenn sie ihm angetragen wird. Und der schießt auch nicht auf das Geld, das er dafür bekommt. Der Apostel hat Anspruch auf seinen Unterhalt, aber bezahlen kann man ihn nicht.

Wenn in der Neuordnung der Seelsorge heute von einem „leitenden Pfarrer“ die Rede ist, so ist auch das ein Symptom für eine verweltlichte Kirche, in die der Geist der Welt tief eingedrungen ist, die geradezu gebieterisch nach ihrer Entweltlichung ruft, damit sie nicht zu einer Karikatur ihrer selbst wird.

Im Blick auf das Evangelium müssen wir uns heute zu vielen Korrekturen aufraffen, nicht zu Korrekturen an den Strukturen, sondern an der Gesinnung, an der inneren Einstellung, die jeweils den Einzelnen betrifft. Es geht um die immer neue Rückkehr zum Evangelium, um die glaubwürdige Repräsentanz Christi.

Orientieren können sich alle Diener der Kirche, Amtsträger wie auch Laien im kirchlichen Dienst und nicht weniger jene, die ein Ehrenamt übernommen haben, an dem gegenwärtigen Papst. Er ist gleichsam die Inkarnation der Demut. Und er bejaht den Leidensweg, den er gehen muss, der ver-

schärft wird durch viele falsche Freunde, die sein Vertrauen missbrauchen. Der Weg zur Herrlichkeit führt im Reiche Gottes über das Leiden, über das Leiden in der Gemeinschaft mit Christus.

In der Gemeinde Jesu, in der Kirche, die das verborgene Gottesreich ist, gilt eine neue Rangordnung, muss eine neue Rangordnung Gültigkeit haben. Während in der Welt „die Menschen ihre Macht über die Menschen missbrauchen“, wie es im Evangelium des heutigen Sonntags heißt, gibt es in der Kirche legitimerweise nur Diener, nicht Herrscher. Leidensbereitschaft und Demut sind die entscheidenden Voraussetzungen für den Dienst in der Kirche, und sie sind charakteristisch für ihn. Das bestimmende Vorbild ist hier für einen jeden von uns der leidende Gottesknecht, der sich im Dienen verzehrt hat. Amen.

### 30. SONNTAG IM JAHRESKREIS (WELTMISSIONSSTAG)

„WAS IHR IN DEN KAMMERN GEHÖRT HABT, DAS VERKÜNDET  
VON DEN DÄCHERN“

Der Weltmissionssonntag, den wir heute begehen, will uns an unsere Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums und der Kirche erinnern. Wir dürfen dabei nicht einseitig den Blick auf die Völker der so genannten Dritten Welt richten. Denn Heidentum erleben wir heute vor der Haustür und in unserem eigenen Haus, ja, sogar in unserem eigenen Denken und Empfinden.

In der zweiten Vaterunserbitte beten wir: Dein Reich komme. Früher hieß es: Zu uns komme dein Reich. In dieser Bitte geht es darum, dass das Reich

Gottes überall aufgerichtet werde, in uns und um uns, bei uns und bei allen Völkern, dass wir selbst und alle Menschen das Königtum Christi anerkennen und uns seiner milden Herrschaft unterwerfen, denn das meint „glauben“ im Verständnis der Schrift (Apg 6, 7), sich Gott unterwerfen, und dass wir die Torheit einer Welt ohne Gott, wie sie heute in vielfältiger Weise gelebt und propagiert wird, immer mehr durchschauen.

Wenn heute so vieles schief läuft und die Anarchie uns in allen Bereichen unseres Lebens mehr und mehr einholt und sich chaotische Zustände überall in unserer Welt breit machen, eigentlich in allen Bereichen, nicht zuletzt auch in der Kirche - man muss nicht besonders gescheit sein, um angesichts dieser Tatsache eine dunkle Zukunft zu prophezeien -, dann wird der Heilige Vater mit Recht nicht müde, immer wieder die wachsende Gottlosigkeit als das Grundübel unserer Tage zu artikulieren.

Dass das Reich Gottes zu uns komme, das ist das eigentliche Thema des Weltmissionssonntags, dass wir darum beten und dass wir dazu unseren Beitrag leisten.

Im Alten Testament wird uns berichtet, wie Mose vor das Volk Israel trat und ihm erklärte: „Leben und Tod sind in deine Hände gelegt, wähle das Leben“. Er sagte damals: „Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen an, vorgelegt habe ich dir Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben, damit du samt deinen Nachkommen am Leben bleibst“ (Dtn 30, 19). Das gilt nicht weniger für uns heute als für das auserwählte Volk damals.

Das Reich Gottes ist zwar Geschenk und vor allem auch eine Frucht des Gebetes, aber es wird uns nur geschenkt, wenn wir uns bemühen, wenn wir alle uns bemühen, den Willen Gottes zu erfüllen und Zeugen für Gott und seine Offenbarung zu sein.

Mission bedeutet Sendung. Das gleiche Wort begegnet uns, wenn wir von der heiligen Messe sprechen oder vom Messopfer. Die Sendung ist eine Grundkategorie unserer christlichen Berufung. Uns allen - einem jeden von uns - ist sie in der Taufe und in der Firmung aufgetragen worden. Das heißt: Wir sind gesandt, den Glauben, den wir empfangen haben, zu bezeugen, und die religiöse Überzeugung, die wir durch die Anstrengung unseres Geistes und durch die Gnade Gottes gewonnen haben, nach außen hin zu vertreten. Es geht dabei - um es auf eine kurze Formel zu bringen - um die Botschaft von der Liebe Gottes, für die Christus, der Gekreuzigte, steht, woraus sich für uns das Doppelgebot der Gottes- und der Nächstenliebe ergibt.

Die Wahrheit ist auf Mitteilung hin angelegt, immer ist sie das, das gilt erst recht für die religiöse Wahrheit, für die Wahrheit des Christentums. Man kann und darf sie nicht in seinem Herzenskammerlein verschließen. Tun wir das, dann haben wir sie vergeblich empfangen. Christus ermahnt uns im Evangelium, das, was wir in den Kammern gehört haben, von den Dächern zu verkünden (Lk 12, 3; Mt 10, 27). Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über, sagt das Sprichwort. Das ist eine Feststellung, zugleich aber auch ein bedeutender Appell für einen jeden von uns.

Eine Überzeugung, die man gewonnen hat, kann man nicht für sich behalten, und man darf sie auch nicht für sich behalten. An der Wahrheit müssen alle teilhaben. Dieser Anspruch ist der Wahrheit immanent. Dass alle an der Wahrheit teilhaben müssen, das gilt schon im natürlichen Bereich, erst recht aber im übernatürlichen. Bei der natürlichen Wahrheit geht es nur um das irdische Wohl, bei der übernatürlichen geht es um das irdische Wohl und um das ewige Heil. Von der religiösen Wahrheit hängt schließlich alles ab. Sie entscheidet über Zeit und Ewigkeit für den Einzelnen und für die Menschheit.

Ein selbstgenügsames und unfruchtbares Christentum, das sich nicht ausbreitet und das nicht ausgebreitet wird, ist eine Karikatur, eine Verfälschung seiner selbst von seiner Wurzel her.

Heute sind wir in der seltsamen Lage, dass das Christentum weithin nicht nur nicht mehr wächst, sondern dass es sich auch nicht selten selber zerstört, dass die Weltmission und mit ihr die Glaubensverkündigung und die Seelsorge in den Gemeinden nicht nur stagniert, sondern dass die Missionare und die Prediger das Reich Gottes niederreißen, indem sie sich der säkularen Welt angleichen und statt der Wahrheit Gottes, wie sie ihre Gestalt gefunden hat in der Kirche, ihren Unglauben oder ihren angeschlagenen Glauben verkünden.

Was unsere missionarische Verpflichtung angeht, dürfen wir nicht vergessen, dass unser persönliches Heil an unseren missionarischen Einsatz für das Heil der anderen gebunden ist. Wir können das Heil nicht finden, wenn wir es nicht den anderen bringen. Das gilt nicht nur für die professionellen Missionare in der Dritten Welt.

Die Botschaft des Christentums ist alles andere als Privatsache. Sie hat Öffentlichkeitscharakter, ihrem innersten Wesen nach.

Die mangelnde Einsatzbereitschaft der Christen, der nominell noch Gläubigen, für Christus und seine Kirche ist ein verhängnisvolles, ein folgenreiches Versäumnis der Christen heute. Unser Christentum hat keine Kraft mehr. Nicht selten ist es so, dass unsere Überzeugung von der Wahrheit des Glaubens so schwach geworden ist, dass wir schon deshalb nicht mehr für sie eintreten können. Faktisch gilt für viele im Hinblick auf die Glaubenswirklichkeiten: Es kann sein, es kann aber auch nicht sein. Oder allgemei-

ner: Vielleicht gibt es Gott und ein Leben nach dem Tod, vielleicht aber auch nicht. Zuweilen sind sie gar Lehrer der angehenden Priester.

Des Öfteren kommt es auch vor, dass wir uns unserer religiösen Überzeugungen wegen gar schämen und dass wir sie verbergen. Das eine wie das andere ist jedoch im Grunde Verrat.

Unser missionarischer Elan muss sich richten auf unsere Familie, auf unsere Freunde, auf unsere Bekannten, auf unsere Arbeitskollegen und endlich auf das Schicksal des Evangeliums und der Kirche in unserem Volk und bei allen Völkern der Erde. Das muss natürlich in Klugheit geschehen, nicht fanatisch und überheblich, nicht rücksichtslos und aufdringlich, sondern immer im Respekt vor der Freiheit des anderen.

Toleranz bedeutet nicht Indifferenz. Tapfer und beharrlich sollen wir die Wahrheit unseres Glaubens bezeugen und dafür einstehen, vor allem durch unser Leben, durch ein vorbildliches moralisches und religiöses Leben. Denn Taten überzeugen eher als Worte.

Immer muss unser Zeugnis in Demut gegeben werden. Der Stolz vergiftet es an der Wurzel, ganz abgesehen davon dass „Hochmut vor dem Falle“ kommt, wie wir das heute mehr denn je in Kirche und Welt erfahren.

Der heilige Augustinus erinnert einmal daran, dass Jesus im Gleichnis vom königlichen Gastmahl die Diener ermuntert hat, die desinteressierten Geladenen in den Festsaal hinein zu drängen.

Auf jeden Fall ist es falsch, hier von Angeboten zu sprechen. Das ist zu wenig. Der Begriff „Angebot“ sollte in der Glaubensverkündigung und in der Pastoral keinen Platz haben. Gott macht keine Angebote. Die Kirche ist

kein Wirtschaftsunternehmen, in den Augen vieler ja, aber vor Gott und von ihrem Wesen her ist sie alles andere als das.

Das Zeugnis und die Mission des Einzelnen erhalten ihr besonderes Gewicht heute angesichts des Egoismus und der Ideologie des Hasses, die unsere Welt vergiften. Der Egoismus und die Ideologie des Hasses, sie sind der eigentliche Grund, weshalb es keinen Frieden gibt in unserer Welt, in der großen Welt nicht und oft auch nicht in der kleinen Welt unserer Herzen. Egoismus und Hass entzweien in verhängnisvoller Weise auch die Kirche und die Gemeinden und die Priesterschaft. Die Fehlhaltungen, die hier zutage treten, sie sind die Perversion der Gottes- und Nächstenliebe, von der die Schrift sagt, dass sie das Hauptgebot ist.

Unser Opfer für die Weltmission hat nur einen Wert, wenn es ein Ausdruck unserer missionarischen Gesinnung ist. Auf sie kommt es in erster Linie an. Jeder von uns trägt Verantwortung für die Verchristlichung der Welt und gleichzeitig auch für die Entweltlichung des Christentums, um ein Wort des Heiligen Vaters zu verwenden. Das gilt im Kleinen wie im Großen.

Wir können das Heil nicht finden, wenn wir uninteressiert sind am Heil der anderen, wenn wir keinen Blick haben für die geistige Not unserer Brüder. Unser Gebet um das Kommen des Reiches Gottes ist zugleich eine Erinnerung an die Verantwortung, die wir tragen. Dafür müssen wir unter Umständen Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen. Wir dürfen hier nicht vergessen: Christus hat sein Zeugnis mit dem Tod besiegelt. Amen.

ALLERHEILIGEN

„ICH SAH EINE GROSSE SCHAR AUS ALLEN STÄMMEN, VÖL-  
KERN UND NATIONEN“

Das Fest Allerheiligen will uns unsere Zukunft vor Augen führen, das letzte Kapitel unserer Biographie, das Ende unserer Zeitlichkeit, den Beginn unserer endgültigen Existenz. Diese unsere Zukunft fällt uns jedoch nicht in den Schoß. Heute bauen wir an ihr, mit jedem Tag rückt sie näher, und morgen ist sie unsere Gegenwart. Gott hat uns alle zur Gemeinschaft der Heiligen des Himmels gerufen, zur Vollendung in jenem Land, in dem es keine Trauer und kein Leid mehr geben wird. Diese Gemeinschaft soll uns dereinst geschenkt werden, vorausgesetzt, dass wir die Prüfung dieses Lebens bestehen.

Die Zahl der Vollendeten - die Lesung des heutigen Festtags spricht von ihr - ist sehr groß. Die Vollendeten, sie kommen aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen, aber ihre Zahl ist begrenzt, sie umfasst nicht alle Menschen, die einmal diese Erde betreten haben. Das muss heute nachdrücklich betont werden, da sich viele leichtfertig einen Glauben zurecht-schneiden, in dem sie allen das Heil zusprechen.

Die Heiligen, die Vollendeten, sie sind das, was sie heute sind, gestern geworden, in ihrem Erdenleben und durch ihr Erdenleben, dessen Mühsal sie getragen haben. In der in der Perspektive Gottes kurzen Spanne ihres Lebens wurden sie das, was sie durch die Gnade Gottes geworden waren, haben sie die Erlösungsgnade bewahrt und sich die Erlösung zu Eigen gemacht. In einem Leben des Gebetes und der Buße haben sie das Geschenk der Heiligkeit in ihrem Leben entfaltet. Und über die Schwelle des Todes hinweg haben sie es in die Ewigkeit hineingerettet.

Sie haben die Prüfung des Lebens bestanden, weil sie Gott und das Unsichtbare mehr geliebt haben als das Sichtbare und das Vergängliche und weil sie nicht mit den Wölfen geheult haben. Mit den Wölfen kommt man nicht zu Gott. Ihre Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und ihre Gegenwart ist unsere Zukunft. Diese unsere Zukunft hat Gott uns in die Hände gelegt. Wir tragen sie indessen in zerbrechlichen Gefäßen, wie es der Apostel Paulus einmal ausgedrückt hat (2 Kor 4, 7).

Das Allerheiligenfest erinnert uns daran, dass es in unserem Leben darum geht, dass wir Heilige werden, nicht unbedingt Heroen, wohl aber gottverbundene Menschen, die ihre gewöhnlichen Aufgaben in außergewöhnlicher Weise verrichten, die ihre Arbeit jeden Tag aufs Neue heiligen durch die gute Meinung, die im Geiste der Hingabe leben, der Hingabe an Gott, an die Menschen und an die Aufgaben, die Gott ihnen aufträgt.

Gott hat uns zur Heiligkeit berufen, einen jeden von uns. Objektiv sind wir schon Heilige. Diesen Gedanken betont der heilige Paulus nachdrücklich in seinen Briefen. Gott hat uns durch die Taufgnade zu Heiligen gemacht, und er erwartet von uns, dass wir uns diese Gnade in unserem Verhalten, in unserer Lebensführung, mehr und mehr zu Eigen machen, dass wir nach außen hin immer mehr das werden, was wir nach innen hin schon sind.

Gott erwartet von uns, dass wir uns das subjektiv zu Eigen machen, was wir objektiv geworden sind. Wir sind Heilige und sollen Heilige werden. Wir sollen das werden, was wir sind. Das ist es, was Gott von uns fordert. Unsere christliche Berufung besteht entscheidend darin, dass wir werden, was wir sind. Immer ist es so, dass Gottes Gaben Aufgaben sind für uns.

Das Wort „heilig“ hat keinen guten Klang in unserer Welt. Viele wollen alles andere eher sein als Heilige. Deshalb, weil sie falsche Vorstellungen

haben von der Heiligkeit, denn insgeheim streben heute viele nach Höherem und halten nicht wenige heute Ausschau nach Leitbildern. Das aber sind die Heiligen, Leitbilder sind sie in einem umfassenden Sinn. Sie sind Lehrer des Lebens im wahrsten Sinne des Wortes, weniger jedoch durch ihre Worte als durch ihre Taten, vor allem aber sind sie es durch ihre Gebete.

Gott will, dass wir Heilige werden. Werden wir es nicht, werden wir einmal vergeblich gelebt haben. Heilig werden, das bedeutet: Bei allem Tun verbunden sein mit Gott und alles für Gott verrichten, zu seiner Ehre und zum Heil der Menschen. Das bedeutet: In einem Leben der Selbstentäußerung Christus nachfolgen. Was das konkret bedeutet, erfahren wir im heutigen Evangelium. Denn die acht Seligpreisungen der Bergpredigt veranschaulichen die Selbstentäußerung in der Nachfolge Christi. Demütig und sanftmütig sollen wir sein, in der Sündentrauer und im Hunger nach dem Guten und nach Gott sollen wir leben, barmherzig sollen wir sein und uns ein reines Herz bewahren, wir sollen Frieden stiften und um der Gerechtigkeit willen Verfolgung auf uns nehmen, ja, freuen sollen wir uns, wenn wir von den Menschen verachtet und verleumdet werden und in der Verfolgung entschlossen unser Herz an Gott hängen und an die Ewigkeit.

Die letzte der acht Seligpreisungen ist heute von besonderer Aktualität. Wir leben in einem nachchristlichen Zeitalter. Die Welt entfernt sich immer mehr von Gott und noch mehr vom Christentum. Die Verfolgung der Jünger Christi und seiner Kirche nimmt immer mehr zu, weniger blutig - auch das gibt es heute noch, durchaus -, aber heute tritt an die Stelle der blutigen Verfolgung eher noch eine geistige, eine Verfolgung in versteckter und heimtückischer Weise. Kürzlich erklärte der Bischof von Chicago, Kardinal George, seinen Priestern im Blick auf die Verfolgung der Kirche, vielleicht auch im Blick auf die Verfolgung in der Kirche: „Ich werde noch im

Bett sterben, aber mein Nachfolger wird wahrscheinlich im Gefängnis sterben“ (vgl. Kath.net vom 26. Oktober 2012). Und das in den angeblich so freiheitlichen Vereinigten Staaten. De facto baut sich hier, aber auch anderswo, wenn nicht starke Gegenkräfte wachsen, unerbittlich die Diktatur „der sanften Verschwörung des Wassermannes“, die Diktatur des New Age, auf.

Nicht selten erfolgt die Verfolgung heute nicht nur von außen, sondern auch von innen. Die Situation ist so fatal, dass manchmal selbst solche, die nominell zur Kirche gehören, sich mit ihren Verfolgern von außen verbünden. Es geht noch weiter: Es gibt heute die Verfolgung derer, die Christus die Treue halten, innerhalb der Kirche durch jene, die den Anspruch erheben, das bessere Christentum zu vertreten, die sich aber weit entfernt haben von dem, was sie vertreten. Man wird da zuweilen an das Schriftwort erinnert: „... sie werden euch töten und meinen, Gott einen Dienst zu erweisen ...“ (Joh 16, 2). Die Folge ist die, dass sich viele einfach dem Geist der Welt anpassen, damit sie ihre Ruhe haben. Auf diese Weise aber verraten sie Christus und seine Kirche.

Wir tun gut daran, uns an das Wort Christi zu erinnern: „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen ...“ (Joh 15, 20).

Die Kirche ist einst aus dem Blut der Märtyrer hervorgegangen, ihre innere Reform, die heute so notwendig ist, erblüht aus dem Mut derer, die sich freuen, wenn sie um Christi willen verfolgt werden.

Alle Heiligen haben dem Sog der Masse widerstanden, und es gibt keine Heiligkeit für den, der sich hinter dem Rücken der anderen verbirgt, der in einer unchristlichen Umwelt nicht aneckt. Mit der Berufung auf die anderen können wir vor Gott nicht bestehen. Wir können die Ewigkeit nur ge-

winnen und sie nur bewahren, wenn wir denken oder nachdenken und dann verantwortungsbewusst handeln.

Die Tapferkeit ist eine der vier Kardinaltugenden. Heute ist sie selten geworden, aber gerade ihrer bedürfen wir heute mehr denn je. Jesus sagt einmal: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können“ (Mt 10, 28). Das Martyrium galt in der Alten Kirche als Vervielfältigung des Ostersiegs Christi.

Nur wer mit Christus zu leiden bereit ist, kann in sein ewiges Reich eingehen. Dieses ewige Reich Gottes, unsere Bestimmung und unsere Berufung, ersteht heute, am Festtag aller Heiligen, in leuchtenden Farben vor unserem geistigen Auge, als Trost und als Mahnung für uns.

Bekennen wir uns hier zu Christus und seiner Kirche, so bekennt er sich dort zu uns. Um es mit den Worten des Dichters Reinhold Schneider zu sagen, der unweit von diesem Ort lebte und starb, vor mehr als einem halben Jahrhundert. Damals waren der Glaube und die Liebe in unserer Stadt noch lebendiger:

Wer heimlich Christi Leiden  
An seinem Leib gespürt,  
Wird beim Hinüberscheiden  
Vom ersten Glanz berührt.  
Wer Christi Tod erlitten,  
Wird mit ihm auferstehn,  
Wo er hindurchgeschritten,  
Da wage ich 's zu gehen.

## ALLERSEELEN

„MITTEN IM LEBEN SIND WIR VOM TOD UMFANGEN“

Das Fest Allerseelen erinnert uns daran, dass wir alle einmal sterben werden. Gleichzeitig erinnert es uns daran, dass niemand von uns die Stunde seines Todes kennt. Im Hinblick darauf sang man im Mittelalter in „begnadeter Angst“: „Mitten im Leben, sind vom Tod wir umfangen“.

Im Hebräerbrief heißt es: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben“ (Hebr 9, 27). Was geboren wird, muss sterben.

Der Tod ist so natürlich wie er dann aber doch wieder unnatürlich ist. Er gehört zum Leben, der Tod. Und unser Leben wächst auf den Tod hin. Und - jeder Mensch stirbt allein, ganz allein, ein besonders schmerzliches Faktum. Allein kommt der Mensch zur Welt, allein verlässt er sie wieder. Dabei ist unsere Lebenszeit kurz. Das gilt vor allem, wenn wir sie in ein Verhältnis setzen zu den unvorstellbaren Zeiträumen, in denen sich das Weltall entwickelt hat.

Im Unterschied zum Tier leben wir als Menschen bewusst. Wir wissen um unseren Tod, auf den hin wir leben. Die Folge davon ist, dass wir uns vor ihm fürchten, ein Leben lang. Er ist natürlich, der Tod, und dennoch erfahren wir ihn als fremd, als nicht zu uns gehörig. Die Angst vor dem Tod ist ein Wesensmerkmal unserer geistigen Existenz.

Diese unsere Angst ist ein großes Problem für uns, ein Problem, das uns immerfort zu schaffen macht und das uns in allen Phasen unseres Lebens verfolgt. Viele versuchen, dieser Angst auszuweichen, indem sie den Kopf in den Sand stecken, wie der Vogel Strauß, indem sie die Augen vor der

Wirklichkeit des Todes verschließen oder indem sie diese Wirklichkeit ausklammern, etwa in der Flucht in die Betriebsamkeit oder im Kult der Jugendlichkeit. Oder sie flüchten in den Rausch des Sinnengenusses oder in die Arbeit oder in die angebliche Wichtigkeit des Alltags, oder sie verbergen ihre Angst hinter billigen Redensarten, oder sie nehmen die harte Wirklichkeit des Todes einfach hin als ein Ereignis, dem man nun einmal nicht entfliehen kann, als eine Naturtatsache, oder sie trösten sich mit dem Fortleben in den Werken oder mit dem Fortleben in den Kindern und Kindeskindern.

Der ungläubige Mensch flieht vor dem Tod, weil er dem Rätsel des Todes ratlos gegenübersteht, weil er im Grunde weiß, dass der Tod des Menschen nicht das definitive Ende ist für ihn. Er weicht dem Tod aus, weil er ihm ein unerträglicher Gedanke ist, der ihn zum Protest reizt, zum Aufbegehren, zum Zorn. Unerträglich ist für ihn vor allem das, was danach kommt.

Anders der Gläubige: Er verschließt die Augen nicht vor dem Tod, er protestiert nicht zähneknirschend gegen ihn, und er flieht auch nicht vor ihm, weil er dem Rätsel des Todes nicht ratlos gegenübersteht.

Gewiss, auch der Gläubige fürchtet den Tod, aber er weiß um das Fortleben über den Tod hinaus, er glaubt an das ewige Leben jenseits der Schwelle des Todes. Damit aber wird seine kreatürliche Angst in Hoffnung verwandelt, wird sie verwandelt in liebendes Vertrauen auf den, der jenseits des Todes auf ihn wartet.

Der Glaube an das Leben jenseits der Schwelle des Todes ist aber nicht erst das Ergebnis der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Offenbarung. Immer schon hat die Ahnung von einem Leben jenseits der Todeschwelle das Leben der Menschen verklärt. Das bezeugen alle Religionen

der Menschheit. Davon reden auch nicht wenige Philosophen in den Kulturen der Menschheit. Immer hat der Mensch damit gerechnet, dass der Tod nicht das Ende schlechthin ist. Die Meinung, der Tod sei das absolute Ende, sie ist erst eine zweifelhafte Errungenschaft unserer jüngsten Vergangenheit und unserer Gegenwart. Heute gibt es für mehr als 50 % unserer Zeitgenossen nicht mehr ein Weiterleben nach dem Tod. Von Dreien ist vielleicht einer noch davon überzeugt, dass der Tod nicht das absolute Ende ist. Demgegenüber weiß der Gläubige: Über dieser Welt waltet der ewige Gott. Der ewige Gott aber ist ein Gott der Lebenden, nicht der Toten (Mt 22, 32). Und er trägt seine Getreuen über den großen Abgrund hinweg. Seine Getreuen, nicht jene, die ihn verleugnen durch Worte oder durch Taten. Das muss heute mit Nachdruck betont werden. Wir dürfen hoffen auf die Rettung, aber nicht leichtfertig.

Wer zu viel hofft, ist vermessen, wer zu wenig hofft, ist kleinmütig. Vermessenheit führt zu Selbstgerechtigkeit und zur Selbstzufriedenheit, Hoffnungslosigkeit und Kleinmut aber führen zur Verzweiflung.

Dass unser Heil gefährdet ist, das ist eine Grundwahrheit der Offenbarung. Wir haben sie vielfach vergessen, weil unser christlicher Glaube schon seit Jahrzehnten vielfach von dubiosen Theologen manipuliert wird. Wer Gott nicht will, den will auch Gott nicht. Wir verfehlen die Wirklichkeit, wenn wir einseitig die Barmherzigkeit und Nachsicht Gottes hervorheben und darüber seine Gerechtigkeit vergessen oder vergessen machen.

Heute muss die Majestät Gottes wieder deutlich und klar ins Licht gehoben und verkündet werden. Es gilt das Schriftwort: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Ps 110, 10), nach wie vor. Es gilt aber auch jenes andere Schriftwort: „Die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht“ (1 Joh 4, 18). Diese Liebe findet ihre Gestalt in der Verehrung Gottes und sei-

ner Heiligen und in der Erfüllung seines heiligen Willens. Bemühen wir uns darum, dann hat unsere Hoffnung auf das ewige Heil ein solides Fundament. Aber auch nur dann.

Von einem Kardinal, der heiligmäßig gelebt hatte, wird in seiner Biographie festgestellt: Um im Sterben das Leben zu finden, lebte er stets im Angesicht des Todes - „Ut moriens viveret, vivebat ut moriturus“ (vgl. Alois Maria Rathgeber, Weg über die Brücke, Augsburg 1981, 307). Darauf kommt es an, auf das „memento mori“, auf das Bedenken des Todes. Es gilt, dass wir stets im Angesicht des Todes leben und uns so ein Leben lang auf den Tod vorbereiten. Ein moderner Schriftsteller erklärt: „Die wahre Freiheit eines Menschen beginnt erst dann, wenn er bereit ist, mit dem Tod zu leben“. Was sein eigenes Leben angeht, hat er wohl die Tragweite dieser seiner Aussage nicht geahnt, er endete im Suizid (Ernest Hemingway † 1961). Aber Recht hat er, wenn er erklärt: „Die wahre Freiheit eines Menschen beginnt erst dann, wenn er bereit ist, mit dem Tod zu leben“.

Halten wir fest: Nichts macht uns so frei wie die Überwindung der Angst vor dem Tod. Betrachten wir den Tod als Freund und Bruder, dann kann uns in dieser Welt nichts mehr etwas anhaben.

Wenn wir um den Ernst des Todes wissen und die Majestät Gottes nicht verharmlosen, so wissen wir auch um die Bedeutung des Gebetes für die Verstorbenen. Nichts Unreines kann vor Gott bestehen, nichts Beflecktes kann in den Himmel eingehen. Aber wie wir auf Erden miteinander verbunden sind, füreinander beten können und sollen, so können und sollen wir auch beten für die, die von uns gegangen sind, die ihrerseits in der Gemeinschaft der Heiligen auch für uns beten können. Besser und nützlicher als die Tränen in der Trauer der Verlassenheit sind die Gebete, die wir für die Verstorbenen verrichten. Das Gewand unserer Liebe über das Grab hin-

aus ist das Gebet um die volle Erlösung unserer verstorbenen Angehörigen, Freunde und Bekannten. Die heilige Monika, die Mutter des heiligen Augustinus, sagt kurz vor ihrem Tod - Augustinus berichtet darüber in seinen „Bekenntnissen“ -: „Begrabt meinen Leib, wo immer ihr wollt, aber gedenkt meiner am Altar“ (Buch IX, Kap. 11, 27). Darauf kommt es an, auf das Gebet für die Verstorbenen. Dieses darf nicht verstummen. Es gilt, dass wir ein Leben lang für die verstorbenen Eltern beten und für all jene, denen wir Gutes zu verdanken haben.

Wir alle stehen unter dem bitteren Gesetz des Todes. Immer schneller eilen wir dem Tod entgegen, je älter wir werden. Aber wir sterben in ein neues Leben hinein, wenn wir allezeit den Tod vor Augen haben und wenn wir im Angesicht des Todes verantwortungsbewusst leben. Die Kraft dazu verleiht uns Christus selber. Die Kirchenväter, die großen Theologen der Frühzeit der Kirche, bezeichnen den eucharistischen Christus gern als „pharmakon tes athanasias“, als „medicina immortalitatis“, als „Arznei der Unsterblichkeit“. Sie erinnern uns damit an das Jesus-Wort: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben“. Weil wir wissen um die Heiligkeit Gottes, deswegen wissen wir auch um die Notwendigkeit des Gebetes für die Verstorbenen. Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht ihrer gedenken.

Dass wir im Angesicht des Todes leben und in der Verbundenheit mit denen, die vor uns diese Welt verlassen haben, das ist die entscheidende Mahnung des Allerseelentages. Vernehmen wir sie und nehmen wir sie mit bereitwilligem Herzen auf, dann wird sie uns in Wahrheit zu einer frohen Botschaft, zu einem „euangelion“, wie es die griechische Sprache ausdrückt. Amen.

## 31. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SEHR GUT, MEISTER, DU HAST GESAGT, WAS WAHR IST“

Auch Jesus wird es gut getan haben, dass ihm der Schriftgelehrte Recht gab. Der Sohn Gottes war auch Mensch. Wer ist schon über jede Kritik erhaben? Wer ärgert sich nicht, wenn ihm die gerechte Anerkennung verwehrt wird? Gerade weil Jesus viel Widerspruch erfahren hat, gerade weil er viel Unverständnis gefunden hat, wird ihm solche Zustimmung eine Genugtuung gewesen sein und tiefe Freude bereitet haben. Das Schicksal des Meisters ist indessen auch das Schicksal des Jüngers.

Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch den Jüngern Jesu viel Verständnislosigkeit widerfährt, wenn auch der Kirche viel Widerspruch entgegengebracht wird, wo immer sie sich selber treu bleibt, wo immer sie nicht dem Zeitgeist hinterherläuft, wenn man nicht gar sagen muss, dass diese Treue am Widerspruch der Welt erkennbar wird.

Verständnislosigkeit und Widerspruch erfährt man, wenn man konsequent die ewigen Wahrheiten verkündet, wenn man nicht nach rechts und nicht nach links schaut, wenn man Sünde Sünde nennt und ihre Folgen nicht verharmlost, wie das heute mehr denn je geschieht.

Diesem Widerspruch hat sich einst in beispielhafter Weise der nachmalige Kardinal Clemens August von Galen als Bischof von Münster gestellt und dabei gar sein Leben aufs Spiel gesetzt, im Jahr 2005 wurde er zur Ehre der Altäre erhoben. Er erklärte in der unseligen Zeit des nationalsozialistischen Terrors: Ein Volk, das die sittliche Ordnung untergräbt, wird an innerer Fäulnis und Verrottung zugrunde gehen. Dieses prophetische Wort hat heu-

te neue Aktualität erhalten: Ein Volk, das die sittliche Ordnung untergräbt, wird an innerer Fäulnis und Verrottung zugrunde gehen.

Verständnislosigkeit und Widerspruch tun weh, vor allem, wenn sie sich noch in unwahrhaftiger Entrüstung und mit moralischem Pathos Ausdruck verschaffen. Da wird man an die Szene aus dem Evangelium erinnert, in der Jesus das eucharistische Geheimnis verheißt. Viele sagten damals: „Diese Rede ist hart, wer kann sie hören?“ (Joh 6, 60), und sie verließen ihn.

Man könnte hier viele Beispiele nennen: Wo immer Gottes Rechte vertreten werden, ob in der Frage der Zerstörung von Ehe und Familie oder der Zerstörung der Würde des Menschen durch die völlige Sexualisierung der Öffentlichkeit oder durch die offene oder versteckte Propagierung der Euthanasie, wo immer vor der breiten und bequemen Straße gewarnt wird, die ins Verderben führt, da stößt man auf Unverständnis, auf geheucheltes oder wirkliches Unverständnis, und auf Ablehnung. Da liegt die Versuchung nahe, zu schweigen oder zu sagen, was gefällt. Ja, auch für Jesus scheint diese Versuchung eine Weile bestanden zu haben, wenn er am Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit dreimal versucht wurde durch den Teufel (Mt 4,1-11). Aber er gibt, unbekümmert um den Applaus der Massen, der Wahrheit die Ehre bis zur Konsequenz seines gewaltsamen Todes. Umso mehr mag ihm diese Begegnung mit dem Schriftgelehrten - er war wohl ein Gesinnungsgenosse des Nikodemus und des Joseph von Arimathäa, die insgeheim seine Jünger waren - eine Quelle der Freude gewesen sein.

Auch wir dürfen es zuweilen dankbar registrieren, wenn uns solche Menschen entgegengeführt werden, die „nicht weit weg sind vom Gottesreich“, wie es im Evangelium des heutigen Sonntags heißt. Gott erwartet aber auch

von uns, dass wir den Mut haben, allein zu stehen und darauf zu vertrauen, dass er uns einst als seine treuen Zeugen bestätigen wird.

Jesus gibt dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe den ersten Platz. Diese beiden Grundforderungen, Gott und den Nächsten zu lieben, entnimmt er dem Alten Testament, in dem sie sich gewissermaßen versteckt finden, er fügt sie zusammen und macht sie zum entscheidenden Gebot des Neuen Bundes. Eine bessere Ethik, ein höheres Ethos gibt es nie und nirgendwo auf der Welt. Wo dieses Ethos maßgeblich ist, wo es gelebt wird, da ist die Welt im Licht, wo nicht, da versinkt sie in Finsternis und Tod. Beide Gebote sind gleich, aber das eine ist eben das erste, das andere das zweite. Darin wird unverkennbar eine Rangordnung sichtbar. Den Vorrang hat Gott. An erster Stelle stehen immer die Gottesliebe und die Gottesverehrung.

Der heilige Benedikt von Nursia, wir nennen ihn den Vater des abendländischen Mönchtums († 547), bestimmt in der Regel, die er seinen Mönchen gegeben hat: Dem Gottesdienst darf nichts vorgezogen werden, also keine Arbeit, kein Vergnügen und kein Menschendienst, es sei denn, es handelt sich um einen wirklich nicht aufschiebbaren Liebesdienst. Auch Ignatius von Loyola, der Gründer des Ordens der Gesellschaft Jesu († 1556), hebt in seinen Schriften hervor, dass die Anbetung Gottes der erste Sinn unseres Lebens ist. Daher kann der Gottesdienst gar nicht schön und innerlich genug sein. Gebet und Gottesdienst, die Verehrung Gottes, das ist eine zweckfreie Tätigkeit, sie ist auf keinen Nutzeffekt ausgerichtet, was jedoch nicht heißt, dass sie sinnlos ist. Im Gegenteil, in höchstem Maß ist sie sinnvoll, sinnvoller als alles andere.

Wir sind geneigt, nach dem Nutzen zu fragen. Darauf gibt die Verehrung Gottes keine Antwort. Verstehen wir sie recht, die Gottesverehrung, so be-

freit sie uns von der Erdschwere, so gibt sie uns einen Vorgeschmack von der Ewigkeit. Zudem: Im Gebet und im Gottesdienst wachsen wir über uns selbst hinaus, gelangen wir zu den höchsten Höhen unseres Menschseins. Wüssten wir, dass Gott immer den ersten Platz haben muss in unserem Leben, dann wären unsere Kirchen am Sonntag zu klein, dann würde allerdings auch das politische und das gesellschaftliche Leben eine andere Gestalt haben. Nicht zuletzt wäre dann auch unsere irdische Zukunft gesicherter. Erst auf dem Hintergrund der Gottesliebe, der echten Gottesliebe, nicht der geheuchelten, kann sich wahre Liebe zu den Menschen entfalten. Wo wird denn, so müssen wir fragen, wirklich selbstlos geliebt, wenn nicht da, wo Gott verehrt, angebetet wird „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh 4, 23)?

Jesus trifft nur selten auf das Verständnis und die Zustimmung der Menschen. Deshalb, weil er allzu oft das sagt, was den Menschen nicht gefällt. Es gilt, dass wir in seiner Nachfolge wie er den Mut haben, unbequeme Wahrheiten zu sagen und Widerspruch zu ertragen, der Wahrheit die Ehre zu geben, auch wenn das unangenehme Folgen hat, auch dann, wenn wir so zu Außenseitern werden. Das muss allerdings in Klugheit geschehen. Die Heilige Schrift spricht in diesem Zusammenhang von der Klugheit der Schlangen (Mt 10,16). Das grundlegende Gebot Jesu ist das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Wenngleich dieses Gebot gleichsam ein einziges ist, so hat doch die Gottesliebe den Vorrang in ihm, denn der Schöpfer steht unendlich hoch über dem Geschöpf. Allerdings, unser Gottesdienst ist tot, wenn er uns nicht zum Nächsten führt, unsere Gottesliebe erweist sich als unecht, wenn wir nicht versuchen, allen Menschen gut zu sein, vor allem denen, die nicht gut sind zu uns, wenn wir nicht versuchen, den naturhaften Egoismus in uns zu überwinden und mit Gottes Hilfe alle Bosheit fortzulieben aus dieser Welt. Amen.

## 32. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„SIE VERRICHTEN IN IHRER SCHEINHEILIGKEIT  
LANGE GEBETE“

Wir beobachten oft bei uns selbst und bei anderen, wie die Religion missbraucht wird. Die Religion wird missbraucht, in der Tat, heute mehr denn je. Missbraucht wird sie zur Selbstbestätigung, zur Selbstdarstellung und zur Befriedigung der Eitelkeit und der Ehrsucht. Nicht alle Frömmigkeit ist echt.

Wo immer die Glaubenskraft nachlässt, ist die Versuchung groß, sofern man überhaupt noch dabei bleibt und sich nicht gänzlich distanziert, die Religion zu instrumentalisieren, sie in Dienst zu nehmen, sich persönliche Vorteile zu verschaffen mit ihr, irdische Vorteile. Da kreist man dann mit seinem religiösen Denken nicht mehr um Gott, sondern um das eigene Ich, da wird die Religion zur Selbstdarstellung. Davon spricht das Evangelium des heutigen Sonntags, von dieser Versuchung, wenn es über die Auseinandersetzung Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und über das Opfer der armen Witwe berichtet.

Die Pharisäer und die Schriftgelehrten, die Vertreter der Angesehenen und Reichen im Volk, werden der armen Witwe gegenübergestellt. Und sie werden getadelt, weil sie die ersten Plätze in den Synagogen und bei den Gastmählern einnehmen wollen, weil sie kostspielige Gewänder tragen und devot begrüßt werden wollen, ja, weil sie das Eigentum der Witwen verschlingen und lange Gebete verrichten. Die Witwe wird gelobt, weil sie in aller Bescheidenheit ihren Beitrag zum Tempelkult gezahlt hat, dabei aber nicht von ihrem Überfluss gegeben hat, sondern von dem Lebensnotwendigen.

Man könnte nun daraus folgern - und allzu oft hat man das getan -, Jesus sei für die Armen und von daher gegen die Reichen gewesen. Das wäre jedoch zu einfach und würde den Sinn der Worte Jesu verfälschen, ihnen einen falschen Sinn unterlegen.

Die Sache stellt sich ein wenig anders dar: Jesus geht es in erster Linie um die Gesinnung. Diese aber kann bei dem Armen genauso verwerflich sein, wie bei dem Reichen. Es gibt den geizigen Armen und den habgierigen Reichen und den armen Reichen und den reichen Armen. Die Gesinnung ist unabhängig von den äußeren Gütern. Wenn wir die verschiedenen Jesus-Worte zusammennehmen, so müssen wir sagen: Jesus hat nichts gegen den Reichtum, wenn er ehrlich erworben ist. Er ist nicht grundsätzlich gegen den Reichtum. Im Gegenteil: Einmal sagt er sogar: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon (Lk 16, 9). Das heißt: Benutzt die äußeren Güter zum Almosengeben, tut gute Werke mit ihnen, lindert mit ihnen die Not der Menschen, und macht sie zum Ausdruck eurer Gottes- und Nächstenliebe!

Jesus geht es in seiner Kritik an den Reichen und an den Pharisäern und Schriftgelehrten sowie im Lob für die arme Witwe um die rechte Gesinnung. Aus der rechten Gesinnung geht das rechte Handeln hervor. Es ist die Lauterkeit des Herzens, um die es ihm geht. Sie steht im Zentrum seines Ethos. Immer wieder hat er sie gefordert. Sie hat er aber auch in eindrucksvoller Weise gelebt.

Die Lauterkeit des Herzens, sie ist es auch gewesen, die den heiligen Martin, unseren Pfarrpatron, dessen Gedenktag wir heute begehen, zum Heiligen gemacht hat. Das wird im Allgemeinen nicht deutlich genug gesagt, wenn man immer nur die Geschichte von der Teilung des Mantels wiederholt.

Unsere Religion ist wertlos, wenn wir sie in den Dienst unserer Eitelkeit und Ehrsucht oder gar unserer Habgier stellen. Ja, sie wird uns einmal zur Anklage, wenn sie im Dienst unseres Strebens nach Anerkennung steht, wenn sie zur Wichtigtuerei degeneriert, wenn wir nicht Gott suchen in unserer Religion, sondern uns selbst.

Die äußere Gottesverehrung und die guten Werke sind schon von wesentlicher Bedeutung, das ist nicht zu bestreiten - der Mensch besteht aus Leib und Seele -, aber das Äußere wird wertlos, wenn es in der falschen Gesinnung geschieht, wenn wir Gott sagen und uns selber meinen.

Darum kann man eigentlich auch nicht sagen: Die Summe spielt keine Rolle beim Opfer. Wer viel hat, muss auch viel geben. Sonst fehlt ihm die rechte Gesinnung. Darum kann man auch nicht sagen: Auf die Länge der Gebete kommt es nicht an. Wer immer nur kurze Gebete verrichtet, beweist damit, dass er kein Interesse oder nur ein geringes Interesse an Gott hat. Und selbst der erste Platz ist nicht in sich etwas Schlechtes. Wer eine bedeutende Stelle innehat, trägt auch große Verantwortung. Wenn er sie wahrnimmt, die Verantwortung, und wenn er nicht stolz ist und auf die anderen herabschaut, für die er da sein soll, dann kann er auch in der ersten Reihe seinen Platz haben. Um es ein wenig abstrakter auszudrücken: Das Problem ist nicht die Hierarchie, sie stammt von Gott, das Problem sind die Hierarchen, des Öfteren.

Wir treten in Gegensatz zu Gott, wenn wir die äußeren Güter mehr schätzen als die inneren, bei uns selbst und bei anderen.

Das ganze Christentum kann zu einer Angelegenheit des Geldes, der Repräsentation und der Reputation werden. Dann ist es nicht nur wertlos,

dann wird es auch zum Ärgernis, zum Ärgernis für die, die das merken. Gottlob - so möchten wir sagen - merken es oft nur wenige.

Der Vorwurf, die Religion sei nur eine Sache des Geldes und der Repräsentation und des Ansehens, wird sicherlich manchmal zu Recht erhoben, wenn auch nicht immer. Aber jene, die das Christentum in dieser Weise verfälschen, verurteilt der Herr der Kirche aufs Schärfste.

Maßgeblich ist für uns die Gesinnung Jesu Christi. Bei ihm gibt es auch nicht einen Anflug von Selbstsucht, von Ehrsucht, von Selbstdarstellung, von Befriedigung der Eitelkeit. Erst recht hängt er nicht an den irdischen Dingen, mit keiner Faser seines Herzens. Mit der Lauterkeit der Gesinnung verbindet er äußerste Sachlichkeit. Jede Subjektivität ist ihm fremd, jener Subjektivismus, der allzu oft auch seine Lehre verfälscht bei denen, die ihn in dieser Welt vertreten.

Das irdische Leben Jesu war allein von der Hingabe an seine Aufgabe geprägt, an das Werk der Erlösung. Darum sagt der heilige Paulus von ihm im Philipperbrief: „Er war gehorsam bis zum Tod ... am Kreuz“ (Phil 2, 8). Sein Lebensopfer ist daher nicht zu vergleichen mit den Opfern des Alten Bundes, von denen in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags die Rede ist.

Von den Pharisäern und Schriftgelehrten und von denen, die wie sie denken und handeln, heißt es im Evangelium: Sie werden verworfen von Gott. Wir dürfen hinzufügen: wenn sie in diesem Zustand verharren und sich nicht ändern, es sei denn, es fehlte ihnen die Einsicht. Ohne genügende Einsicht gibt es keine schwere Verfehlung.

Für uns folgt daraus, dass wir uns stets bemühen, den Glauben zu vertiefen und unser Leben aus dem Glauben zu verinnerlichen.

Mit einem veräußerlichten Christentum können wir vor Gott nicht bestehen. Mit ihm beleidigen wir Gott. Darüber hinaus ist ein veräußerlichtes Christentum eine schlechte Werbung für das Christentum und die Kirche.

Es würden mehr Leute der Kirche Vertrauen schenken, wenn sie sich weniger veräußerlicht darstellte in ihren Vertretern, wenn ihre Vertreter weniger sich selber feiern und mehr Gott feiern würden. Viele würden noch da sein, wenn beizeiten deutlicher gesagt worden wäre, dass es in erster Linie auf die Pflege der rechten Gesinnung ankommt, auf die Lauterkeit des Herzens. Es gingen mehr Leute in die Kirche, wenn die, die hineingehen, von größerer Innerlichkeit geprägt wären, wenn ihr Glaube tiefer wäre und wenn sie in diesem Glauben hingabefreudiger wären. Die Verkündigung der Kirche wäre erfolgreicher, wenn weniger äußerer Betrieb dabei gemacht würde. Am ehesten noch können wir unseren Glauben vertiefen und unser Leben aus dem Glauben verinnerlichen zum Segen vieler, wenn wir mehr das Ende vor Augen haben, wenn wir des Öfteren über den Tod und über die Vergänglichkeit der Welt und unseres Lebens in dieser Welt nachdenken. Amen.

### 33. SONNTAG IM JAHRESKREIS

„DIE SONNE WIRD SICH VERFINSTERN, UND DER MOND WIRD SEINEN SCHEIN NICHT MEHR GEBEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von der Wiederkunft Christi am Ende der Tage und von den Katastrophen, die diesem Ereignis voraus-

gehen. Die letzte und größte Katastrophe ist der Untergang der Welt, der Zusammenbruch des ganzen Kosmos, das Ende des Universums. Ein eindrucksvolles Bild für den Weltuntergang ist schon in biblischer Zeit die Zerstörung Jerusalems, die im Jahre 70 nach Christus mit unvorstellbarer Grausamkeit den Jüdischen Krieg beendete. Eingehend wird im Evangelium des heutigen Sonntags die sich steigernde Not geschildert, die die Wiederkunft Christi vorbereitet: Die Sonne wird sich verfinstern, die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Kosmos werden erschüttert. Aber auch für die entferntere Vorbereitung des Endes werden uns wachsende Nöte, Bedrängnisse und schwere Leiden vorausgesagt. Viele mögen sich damit trösten, dass sie sagen, das, was das Evangelium ankündigt, sei ein Mythos, ein frommes Märchen, obwohl sie schon heute immer wieder aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt werden. Aber die Verblendung ist der Sold der Sünde.

Wir wollen heute Morgen ein wenig nachdenken über den Ausgang der Geschichte, der ein doppelter sein wird, und über das Ende all dessen, was uns vertraut ist und was unseren Lebensraum ausmacht und bestimmt.

Die Botschaft vom Ende ist zunächst eine frohe Botschaft, ein „euangelion“, wie man im Griechischen sagt, eine gute Botschaft, eine Botschaft, die uns froh macht oder froh machen will, denn bei der Wiederkunft Christi geht es in erster Linie um die Sammlung der Auserwählten, das heißt: der treuen Jünger Christi. Der Herr wird die Erlösten zusammenrufen von den vier Winden her. So sagt es das Evangelium (Mk 13, 27; vgl. Mt 24, 31). Das geschieht allerdings vor dem dunklen Hintergrund der Vernichtung der Satansherrschaft.

Die Wiederkunft Christi bringt die Wiederherstellung der Gerechtigkeit, die Abrechnung, das Gericht vor aller Welt. Sie ratifiziert gewissermaßen

das persönliche Gericht, dem all jene unterworfen werden, die vor der Wiederkunft Christi in die Ewigkeit eingehen. Sie, die Wiederkunft Christi, bringt die endgültige Scheidung der Menschen entsprechend ihrem Tun und ihrem Lassen, die Verteilung von Lohn und Strafe im Angesicht aller, die große Bilanz der Geschichte.

Die Sünde fordert Gottes Gerechtigkeit heraus. Dass Gott einmal die Stolzen demütigen und alle Lüge entlarven wird, um das zu wissen, dazu braucht man eigentlich kein Christ zu sein. Das wissen die Menschen überall auf der Erde, in allen Religionen, weil ihnen das schon der gesunde Menschenverstand sagt. Im Gericht Gottes werden die Gerechtigkeit und die Wahrheit den Sieg davontragen, zunächst im persönlichen Gericht, dann aber erneut im Endgericht. Im einen Fall erfahren wir es persönlich, im anderen Fall erfahren es alle.

Es kommt die Stunde, da wird die Sünde nicht mehr Vergnügen, Lebenskunst und Genuss heißen, da wird das Verbrechen nicht mehr salonfähig sein und nicht mehr bewundert. Da wird an die Stelle der Ohnmacht der Gerechten die Ohnmacht des Teufels und seiner menschlichen Werkzeuge treten.

Die Versuchung des Menschen, sich Gott gleich zu wähnen oder Gott zu verdrängen und Gottes Heilsweg Lügen zu strafen oder lächerlich zu machen, ist uralt. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war es das Gottkönigtum, in dem man sich göttliche Ehren erweisen ließ, heute ist es der skrupellose und schamlose Mensch, der nur seinem eigenen Ich und der Welt zugewandt ist.

Dabei sind die Angriffe gegen Christus und seine Kirche ein unübersehbarer Bestandteil der Geschichte. Nur zeitweilig verstummten sie in den Jahr-

hundertern. Am Anfang des Christentums waren es die heidnischen Philosophen, heute sind es die angesehenen und erfolgreichen Ungläubigen innerhalb und außerhalb der Kirche, die sich gegen Christus und seine Kirche und vor allem auch gegen seinen Stellvertreter auf Erden wenden, die besser wissen wollen, was wahr ist, und dennoch immer wieder behaupten, dass niemand die Wahrheit erkennen kann, wenn es sie überhaupt gibt.

Der gläubige Christ muss dem Bösen widerstehen, er muss dabei unter Umständen gar sein Leben einsetzen, zumindest Spott und Verkennung, Verleumdung und böswillige Missdeutung seiner Absichten in Kauf nehmen. Er registriert in aller Nüchternheit, dass einstweilen noch die Macht des Bösen groß ist, dass sie sich in der letzten Zeit mehr und mehr steigern wird, aber er weiß auch, dass das Gute mächtiger ist und dass derjenige, dem er dient, einmal den Sieg davontragen wird, wenn er kommt, wenn er wiederkommt als Heiland und Richter.

Das Verfolgtwerden ist ein wesentliches Moment der Jüngerschaft, aber gleichzeitig gilt der Kirche die Verheißung: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen (Mt 16, 18). Deshalb wird der Gläubige auch im Kampf gegen die Ungerechtigkeit keine Gewalt gebrauchen, Gewalt führt immer zu neuer Ungerechtigkeit. Er wird lieber Gewalt erleiden als selber anwenden, weil er an die Verheißung glaubt, dass Gott aller Ungerechtigkeit ein Ende bereiten wird, weil er im Glauben davon überzeugt ist, dass die Wahrheit mächtiger ist als die Lüge. Deshalb weiß er sich stark in allen Niederlagen eingedenk des Paulus-Wortes: „Wenn Gott für uns ist, wer kann dann gegen uns sein“ (Röm 8, 31)? Gott ist für uns, wenn wir auf seiner Seite stehen.

Wenn wir wirklich an den Sieg der Gerechtigkeit und der Wahrheit glauben, dann sind wir unüberwindlich, dann kann niemand mehr uns etwas

anhaben. Der Glaube an den Sieg der Gerechtigkeit und der Wahrheit ist eine große Quelle der Kraft in allen Leiden, die wir tragen müssen. Und wir werden sie in Freude ertragen, wenn der Glaube stark ist.

Wenn wir fest an den Sieg der Gerechtigkeit und der Wahrheit in einer oft so ungerechten und heuchlerischen Welt glauben, dann brauchen wir uns nicht vor dem Ende zu fürchten, dann werden wir es vielmehr herbeisehen. So haben es die ersten Christen getan in drei Jahrhunderten der Verfolgung, wenn sie beteten „Maranatha“. Im 1. Korintherbrief ist dieser aramäische Gebetsruf verewigt (1 Kor 16, 22). Im Vaterunser beten wir: „Dein Reich komme“. Das ist das Gleiche. Nur denken wir im Allgemeinen zu wenig daran.

Wenn wir so glauben, dann wird die Angst vor der Zukunft, die uns bedrängt, immer mehr überlagert durch die Hoffnung. Dann werden wir in den Drangsalen der Zeit und unseres persönlichen Lebens die Vorzeichen der Vollendung erkennen, der Vollendung der Erlösung, in der Gott seinen Getreuen Gerechtigkeit verschaffen und aller Unwahrhaftigkeit ein Ende bereiten wird.

Im Evangelium des heutigen Sonntags verkündet Christus die Vergänglichkeit der Welt und damit auch die Unsere mit großer Eindringlichkeit. Wir alle sind berufen, an der ewigen Seligkeit Gottes teilzuhaben. Dafür müssen wir uns jedoch bewähren. Das ewige Leben fällt uns nicht in den Schoß. Seine Alternative ist das ewige Verderben. Diese brauchen wir nicht zu fürchten, wenn wir uns ernsthaft bemühen, das göttliche Leben in uns zu bewahren und zu vertiefen. Wir gehen dem Gericht Gottes entgegen, ein jeder von uns, aber dieses braucht uns keine Furcht einzuflößen, wenn wir uns ehrlich bemühen um den Willen Gottes, wenn wir beten und wenn

wir uns in dieser Welt als Zeugen Gottes und seines Wortes verstehen.  
Amen.

### 34. SONNTAG IM JAHRESKREIS (CHRISTKÖNIGSFEST)

„MEIN KÖNIGTUM IST NICHT VON DIESER WELT“

Am Kreuz Christi war über dem Gekreuzigten eine Tafel angebracht. Auf ihr war der Grund für die Hinrichtung des Verurteilten angegeben. So war es in damaliger Zeit üblich bei den öffentlichen Hinrichtungen. Auf der Tafel standen die Worte: Jesus von Nazareth, der König der Juden. In diesem Fall in drei Sprachen. So hatte Pilatus es angeordnet. Der Anspruch, ein König zu sein, das war der offizielle Grund für die Verurteilung dieses Jesus von Nazareth, ein vorgeschützter Grund, in Wirklichkeit hatten Neid und Gehässigkeit und blinder Fanatismus seinen Tod gefordert. Pilatus hatte ihn davor bewahren wollen und durch die Formulierung der Inschrift auf der Tafel versucht, noch irgendwie seinen Unmut darüber zum Ausdruck zu bringen. Das war jenen, die seinen Tod gefordert hatten, nicht entgangen. Deshalb forderten sie eine Korrektur: Schreibe nicht „der König der Juden“, sondern schreibe, dass er gesagt hat „ich bin der König der Juden“ (Joh 19, 21), ohne freilich damit Gehör zu finden. Die Inschrift auf der Tafel über dem Kreuz deutet das tiefste Geheimnis des Gekreuzigten an. Er hat nicht nur den Anspruch erhoben, der König der Juden zu sein, sondern der König aller Völker und aller Zeiten.

Ungefähr fünfundzwanzig Mal nennt ihn das Neue Testament einen König. In der Geheimen Offenbarung und im 1. Timotheusbrief wird er als der

König der Könige, als der Herr aller Herren und als der König der Ewigkeit (Apk 17, 14; 19, 16; 1 Tim 6, 15) bezeichnet.

Im Alten Testament gilt Gott als der König seines Volkes, zugleich aber als der König der ganzen Erde, denn es gibt ja nur den einen Gott. Ist er aber der König, so ist Christus der Sohn des Königs. Deshalb sagt die Schrift von ihm: Er ist das Haupt von allem, ist doch alles durch ihn geschaffen, und er hat den Vorrang in allem (Kol 1, 18).

Was das bedeutet, das kommt uns heute erst in rechter Weise zum Bewusstsein, da wir soeben die schwindelerregende Größe des Weltalls entdeckt haben. Vor einigen Jahrzehnten hat der erste Mensch den Mond betreten (1969): „Ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer Sprung für die Menschheit“. So hieß es damals. Wir wissen heute, dass unsere Sonne ebenso wenig der Mittelpunkt des Weltalls ist wie unsere Erde, dass sie nur das Zentrum eines der Millionen Sonnensysteme ist, aus denen sich unsere Milchstraße zusammensetzt. Außer dieser Milchstraße haben wir bereits Hunderte andere Milchstraßensysteme entdeckt. Die Erde ist nur ein winziges Staubkörnchen im Weltall, im Universum. Hier handelt es sich um so unermessliche Räume, dass jede Vorstellung versagt. Nicht anders ist es mit der Ausdehnung der Zeit. Vier Milliarden Jahre alt ist die Erde, Menschen gibt es auf der Erde seit 650.000 Jahren. Die ältesten Schriftdenkmäler sind gerade 5.000 Jahre alt. Das unendliche Universum ist jedoch endlich.

Unendlich ist allein Gott oder Christus, die Mitte aller Räume und Zeiten. Er ist der Anfang und das Ende. Denn alles hat durch ihn Bestand. Das ist gemeint mit seinem Königtum. Damit ist gemeint, dass ihm der absolute Vorrang zukommt. Das Universum, die unermesslichen Räume und Zeiten, die nicht um ihre Existenz wissen, gehorchen ihm blind. So hat es der

Schöpfer verfügt. Den Menschen aber, die um die unermesslichen Räume und Zeiten wissen, die ihre Gesetze kennen und sie berechnet haben und die sie mit ihrem Geist durchmessen, ihnen hat er die Freiheit geschenkt, damit sie sich ihm in Freiheit unterwerfen. Er bezwingt sie nicht, wie irdische Herrscher es tun, denn sein Königreich ist von anderer Art als die irdischen Reiche. Es ist ein Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Er bringt seine Widersacher nicht um, er ruft sie zur Bekehrung, indem er sich von ihnen umbringen lässt. Nicht andere lässt er sterben für sich, wie es die Herrscher dieser Welt allzu oft tun, sondern er stirbt für alle. Als der König ist er der Gesetzgeber und Richter, und in seiner Hand ist auch die vollziehende Gewalt. Aber er erzwingt nicht die Beobachtung seiner Gesetze. Er herrscht durch die Liebe, die sich stets auszeichnet durch die Freiheit. Ohne Freiheit gibt es keine Liebe. Grundsätzlich steht Gott zu der Freiheit, die er dem Menschen gegeben hat.

Den idealen Herrscher hat man schon im Alten Testament durch das Bild des Hirten gekennzeichnet, durch das Bild des guten Hirten. Dieses nimmt Christus wiederholt in Anspruch für sich.

Wir können uns der Herrschaft Gottes entziehen. Darin besteht zugleich unsere Größe und unser Elend. Freiheit bedeutet Verantwortung. Je größer die Gabe, umso größer die Aufgabe. Jedem Recht entspricht auch eine Pflicht. Das Königtum Christi anerkennen, das heißt: Sich ihm unterwerfen, seine Gesetze befolgen, sich von seiner Wahrheit überwinden lassen.

Wie in den Jahrhunderten im Leben Einzelner und ganzer Völker der Ruf nicht verstummt ist: „Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche“ (Lk 19, 14), so ist er auch in unseren Tagen nicht verstummt. Allein, wo immer

der Mensch sich gegen Christus stellt, da stellt er sich gegen den Menschen. Das betont mit Nachdruck Papst Johannes Paul II. in seiner Antrittsenzyklika „Redemptor hominis“, zu Deutsch: „der Erlöser des Menschen“, im Jahre 1979. Ohne die Anerkennung des Königtums Christi geht die wahre Menschlichkeit verloren, bleibt sie ein Wunschtraum.

Die Würde des Menschen, heute wird sie vielfach mit Füßen getreten. Das aber kann nicht gut gehen. Denken wir an die Ausbreitung der Abtreibung, an die verbrauchende Embryonen-Forschung, an die immer häufiger angewandte Präimplantationsdiagnostik und an die künstliche Befruchtung mit all den damit verbundenen Konsequenzen, und nicht zuletzt an die Praxis der Organexplantation, bei der man Sterbende tötet, um ihre Organe als lebendige für die Transplantation zu erhalten, und an die Euthanasie und ihre wachsende Akzeptanz.

Die Würde des Menschen aber ist der Garant seiner Freiheit. Auch sie ist bedroht in unserer Zeit. In den Vereinigten Staaten von Amerika kämpfen die Bischöfe programmatisch für die Freiheit der Religion und des Gewissens. Auch bei uns ist sie, die Freiheit, heute mehr bedroht als viele meinen, wenn auch subtiler als in manchen anderen Ländern. Von innen her ist sie bedroht durch das Streben allzu vieler, sich alle Wünsche zu erfüllen, und durch die Disziplinlosigkeit des modern sein wollenden Menschen. Von außen her ist sie bedroht durch die Bevormundung durch die Medien und nicht zuletzt auch durch totalitäre Tendenzen in der Politik und in der Gesellschaft. Politiker, die den Anspruch erheben, für die Sache des Christentums einzutreten, lassen uns da in ihrer Fixierung auf das Diesseits weithin allein. Was viele nicht sehen und nicht sehen wollen, ist, dass dahinter eine Strategie steht, eine Ideologie der Selbstzerstörung.

Der Abfall von Christus hat nicht wenig Leid im Gefolge, im privaten wie im öffentlichen Leben. Der heilige Augustinus († 430) drückt das so aus: „Du, o Gott, hast es so bestimmt, dass sich jeder ungeordnete Geist selbst zur Strafe wird“ (Bekenntnisse, Buch I, Kap. 12, 19). Die Völker, die sich der Herrschaft Christi entziehen, die ihm nicht dienen, werden zugrunde gehen.

Christus ist der König des Weltalls, er ist die Mitte, der Anfang und das Ende. Das gilt, ob wir es wahr haben wollen oder nicht. Alles ist ihm unterworfen, weil alles durch ihn geschaffen worden ist. Allein der Mensch kann sich dieser Herrschaft entziehen, weil Gott ihn als die Krone der Schöpfung geschaffen hat, mit Verstand und freiem Willen - und für die Ewigkeit. Die untermenschliche Schöpfung kann sich der Herrschaft Gottes nicht entziehen. Allein der Mensch kann es. Das ist das Wesen der Sünde mit all ihren Folgen. Wo immer das geschieht, wo immer Christus mit einem Götzen vertauscht wird, da herrschen Lüge und Tod, Selbstgerechtigkeit und Bosheit, Ungerechtigkeit, Hass und Friedlosigkeit. Die Früchte der Königsherrschaft Christi sind Wahrheit und Leben, Heiligkeit und Gnade, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden. Unsere Gabe und unsere Aufgabe sind unser Auftrag und unsere Verantwortung. Wer sein Knie vor den Götzen dieser Welt beugt, geht mit ihnen zugrunde. „Christus macht unser Leben hell“ (Papst Benedikt XVI. zum Angelus am 15. November 2012). Bitten wir ihn, dass er uns, wenn schon allzu viele sich seiner milden Herrschaft nicht unterwerfen, die Kraft schenkt, dass wir uns ihm in dankbarer Freude unterwerfen und ihm in bedingungsloser Treue dienen. Amen.

## DOKUMENTATION DER PREDIGTEN DES LESEJAHRES B 2011/2012

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 27. November 2011
Marienedigt	Freiburg, St. Cyriak, am 2. Dezember 2011
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 4. Dezember 2011
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 11. Dezember 2011
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 18. Dezember 2011
Fest der Geburt des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2011
Fest des heiligen Stephanus	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2011
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 1. Januar 2012
Fest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 6. Januar 2012
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 8. Januar 2012
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 15. Januar 2012
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 22. Januar 2012
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 29. Januar 2012
5. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 5. Februar 2012
6. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 12. Februar 2012
7. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 19. Februar 2012
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 26. Februar 2012
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 4. März 2012
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 11. März 2012
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 18. März 2012
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	Freiburg, St. Martin, am 25. März 2012
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	Freiburg, St. Martin, am 1. April 2012
Gründonnerstag	Saint-Marc bei Colmar im Elsass, am 5. April 2012
Ostersonntag	Saint-Marc bei Colmar im Elsass, am 8. April 2012
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 9. April 2012
2. Sonntag in der Osterzeit (Weißer Sonntag)	Freiburg, St. Martin, am 15. April 2012
3. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 22. April 2012
4. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 29. April 2012
5. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 6. Mai 2012
6. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 13. Mai 2012
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 17. Mai 2012
7. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 20. Mai 2012
Pfingstsonntag	Freiburg, St. Martin, am 27. Mai 2012
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 28. Mai 2012
Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 3. Juni 2012
Fronleichnam	Freiburg, St. Martin, am 7. Juni 2012
10. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. Juni 2012
11. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 17. Juni 2012
Hochfest der Geburt des heiligen Johannes des Täufers (12. So i. J.)	Freiburg, St. Martin, am 24. Juni 2012
Hochfest der Apostelfürsten Petrus und Paulus (13. So i. J.)	Freiburg, St. Martin, am 1. Juli 2012
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 8. Juli 2012
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 15. Juli 2012
16. Sonntag im Jahreskreis	München, Schloss Fürstenried, am 22. Juli 2012
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 29. Juli 2012
18. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 5. August 2012
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 12. August 2012
20. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 19. August 2012

21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 26. August 2012
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 2. September 2012
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 9. September 2012
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. September 2012
25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 23. September 2012
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 30. September 2012
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 7. Oktober 2012
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. Oktober 2012
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 21. Oktober 2012
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 28. Oktober 2012
Allerheiligen	Freiburg, St. Martin, am 1. November 2012
Allerseelen	Freiburg, St. Martin, am 2. November 2012
31. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 4. November 2012
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 11. November 2012
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 18. November 2012
34. Sonntag im Jahreskreis (Christkönigsfest)	Freiburg, St. Martin, am 24. November 2012